Jahrbuch des Oberaargaus 2013

56

Jahrbuch des Oberaargaus 2013

00_ug.indd Alle Seiten 17.10.13 14:42

Schmutzseite M.E. 2013

xx-xx_titel.indd 1 17.10.13 11:05

xx-xx_titel.indd 2 17.10.13 11:05

Jahrbuch des Oberaargaus 2013

xx-xx_titel.indd 3 17.10.13 11:05

56. Jahrgang

Herausgeber:	Jahrbuch des Oberaargaus mit Unterstützung der Gemeinden
Umschlag:	Marco Eberle (vgl. die Erläuterungen auf Seite 197/200). Die künstlerischen Interventionen von Marco Eberle im Jahrbuch wurden ermöglicht durch ein Sponsoring der Clientis Bank Oberaargau.
Geschäftsstelle:	Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee www.jahrbuch-oberaargau.ch
Satz und Druck:	Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher im Volltext im Internet: www.digibern.ch/jahrbuch_oberaargau

xx-xx_titel.indd 4 17.10.13 11:05

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Ueli Reinmann, Wolfisberg)

Natur und Zeit
Zur Langenthaler Lyrikerin Gertrud Leuenberger 9
(Simon Kuert, Langenthal)

Die Schulplattform «Region Oberaargau» 27
(Rolf Peter Tanner, Melchnau)

Zur Geschichte der Kulturlandschaft im Oberaargau 43
(Rolf Peter Tanner, Melchnau)

Buchtiefe 65
(Marco Eberle, Roggwil)

Eugène Burnand, der Maler der «Bergpredigt» in Herzogenbuchsee 73
(Walter Gfeller, Herzogenbuchsee)

«Beschmutze deine Farben, schreiben Sie das!»
Aufzeichnung eines Gesprächs vom 21. April 2013 mit der
Louvre-Kopistin Yvonne Schwienbacher in Rütschelen 91
(Andreas Greub, Lotzwil)

Orchideen im Oberaargau 99
(Christian Gnägi, Herzogenbuchsee)

Ein Stück Welt auf dem Dachboden
Anmerkungen zur Konzeption einer veränderbaren
Dauerausstellung im Museum Langenthal 119
(Beat Gugger, Burgdorf, und Richard Zeerleder, Muri b. B.)

Der Mattenhof in Lotzwil 131
(Max Jufer, Langenthal)

Aus der Geschichte der alten Lindenholzmühle 157
(Stephan Leuenberger, Schliern b. Köniz)

Von Aktien und Kokos
Eine Auswanderergeschichte rund um die Langenthaler
Familien Ruckstuhl und Bracher 179
(Melanie S. Rose, Zürich)

Buchkunstbuch 197
(Marco Eberle, Roggwil)

Der älteste Turnverein im Kanton Bern feiert
175 Jahre Turnverein Herzogenbuchsee (1838–2013) 201
(Nancy Canuto Diener, Herzogenbuchsee)

Neuerscheinungen 221

Vorwort

Der Schwingerkönig 2013 ist gekürt – Matthias Sempach wuchs am Rande des Oberaargaus, in Alchenstorf, auf. Er entschied sich dafür, den Siegermuni «Fors vo dr Lueg» zu behalten und auf das Preisgeld zu verzichten. Der Siegermuni am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest 1983 in Langenthal hiess Viktor und wuchs auf dem Mattenhof in Lotzwil auf. Der «Mattenhof in Lotzwil» und seine Geschichte ist ein Beitrag von Max Jufer im diesjährigen Oberaargauer Jahrbuch. Ebenfalls einem Haus gewidmet ist die Geschichte der «alten Lindenholzmühle» von Stephan Leuenberger. Doppelautor Rolf Peter Tanner beschreibt die neue «Schulplattform Region Oberaargau» und die «Geschichte der Kulturlandschaft». Die erläuterte Agrarmodernisierung knüpft nahtlos an den Beitrag von Christian Gnägi an. «Wo pschüttet wird, kommen sie nicht mehr vor – die Orchideen.» Reich illustriert zeigt der Autor die Orchideenarmut im Mittelland auf, wäre da nicht der Bipper Berg, welcher die Bilanz der seltenen Blümlein im Oberaargau aufbessert. Nancy Canuto Diener huldigt dem ältesten Turnverein im Kanton Bern: «175 Jahre Turnverein Herzogenbuchsee!» Mit einem gelungenen Unihockey-Einladungsturnier wurde dieser Anlass Ende September 2013 gefeiert.

Res Greub, unser neuer Redaktionskollege, besuchte die 94-jährige Künstlerin und ehemalige Louvre-Kopistin Yvonne Schwienbacher in Rütschelen. Er zeichnete das eindrückliche Gespräch vom 21. April 2013 unter dem Titel «Beschmutze deine Farben, schreiben Sie das!» auf. Die Autoren Beat Gugger und Richard Zeerleder schreiben über die veränderbare Dauerausstellung im Langenthaler Museum und beschreiben, wie man durch einen Schrank ins obere Stockwerk oder eben in den Dachstock gelangt. Einen Durchbruch anderer Art trifft man innerhalb

xx-xx_titel.indd 7 17.10.13 11:05

dieses Buches an. Erschrecken Sie nicht über die Probebohrung «Buchtiefe» durch den Künstler Marco Eberle!

Von Auswanderergeschichten des 19. Jahrhunderts der Langenthaler Familien Ruckstuhl und Bracher handelt der Artikel von Melanie S. Rose «Von Aktien und Kokos». In der aktuellen Zeit kann man in der Schweiz eher von Einwanderung sprechen, haben wir doch die 8-Millionen-Einwohner-Grenze erreicht. Entsprechend ist die Bautätigkeit, und manch einer staunt ob den Veränderungen seines Heimatdorfes in den letzten 10 Jahren. Meinen Schulweg in Thunstetten kürzte ich regelmässig über die Felder ab; heute würde ich bei dieser Routenwahl durch die Gärten der Neuquartiere schleichen. Im Gegensatz zum Pinselkünstler in Mani Matters «Chue am Waudrand» schaffte es Eugène Burnand, geflecktes Vieh auf die Leinwand zu bringen. Walter Gfeller lässt die Bilder des Malers der «Bergpredigt» in der Kirche Herzogenbuchsee sprechen. In «Natur und Zeit» wird das Leben und Dichten der Lyrikerin Gertrud Leuenberger durch Simon Kuert geschildert. Sie wuchs in einem Haus am Fuss des Langenthaler Schorenhogers auf. Wie dieses Haus 1918 vom Blausee im Berner Oberland nach Langenthal gelangte, erfahren sie auf den folgenden Seiten.

Viel Vergnügen beim Lesen und Betrachten des Jahrbuchs 2013!

Wolfisberg, im Oktober 2013 Ueli Reinmann

Redaktion
Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident
Christian Gnägi, Herzogenbuchsee
Andreas Greub, Lotzwil
Simon Kuert, Langenthal
Ueli Reinmann, Wolfisberg
Martin Fischer, Wimmis
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Esther Siegrist, Langenthal
Fredi Salvisberg, Subingen

xx-xx_titel.indd 8 17.10.13 11:05

Natur und Zeit

Zur Langenthaler Lyrikerin Gertrud Leuenberger

Simon Kuert

Sehnsucht (1990)
Ich habe in meinem Innern
Schätze gehortet,
Eingesammelt in hellen Stunden
Und schwarzdunklen Nächten,
Funkelnde Wörter
Und schimmernde Sätze,
Sorgsam erspürt
Und achtlos gehoben.

Kein tückischer Gnom
Hält listige Wacht.
Was sollte er auch?
Ich fürchte nicht Raub,
Ich möchte teilen,
Teilen mit Dir.
Doch Du bist weit,
Wo Schätze nicht wiegen,
Und jegliche Gabe
Rinnt mir aus der Hand.

Das sind fein erspürte Wörter und Sätze. Gertrud Leuenberger, die sie schrieb, spiegelt in ihnen persönliche Erfahrungen und Gefühle. Weil sie glaubt, dass andere Menschen ähnliche Erfahrungen machen, möchte sie diese mit Menschen teilen, die ihre Gedichte lesen. Aber das konnten bisher nur wenige, denn die Texte Gertrud Leuenbergers sind schwer zu finden. Gedichtbände von ihr gibt es nicht. Die Gedichte liegen verstreut in einzelnen Ausgaben der Langenthaler Hei-

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 9 17.10.13 11:06

matblätter, oft begleitet von einem Bild des Langenthaler Fotografen Hans Zaugg.
Ich möchte in diesem Beitrag die Langenthaler Lyrikerin vorstellen, zunächst ihr Leben, dann eine kleine Auswahl ihrer Gedichte. Es sind solche, die besonders typisch sind für das Grundmotiv ihrer Dichtung: Natur und Zeit. So kann ein breiteres Publikum an der feinen Poesie der bescheidenen Frau mit reichen innern Gaben teilhaben.

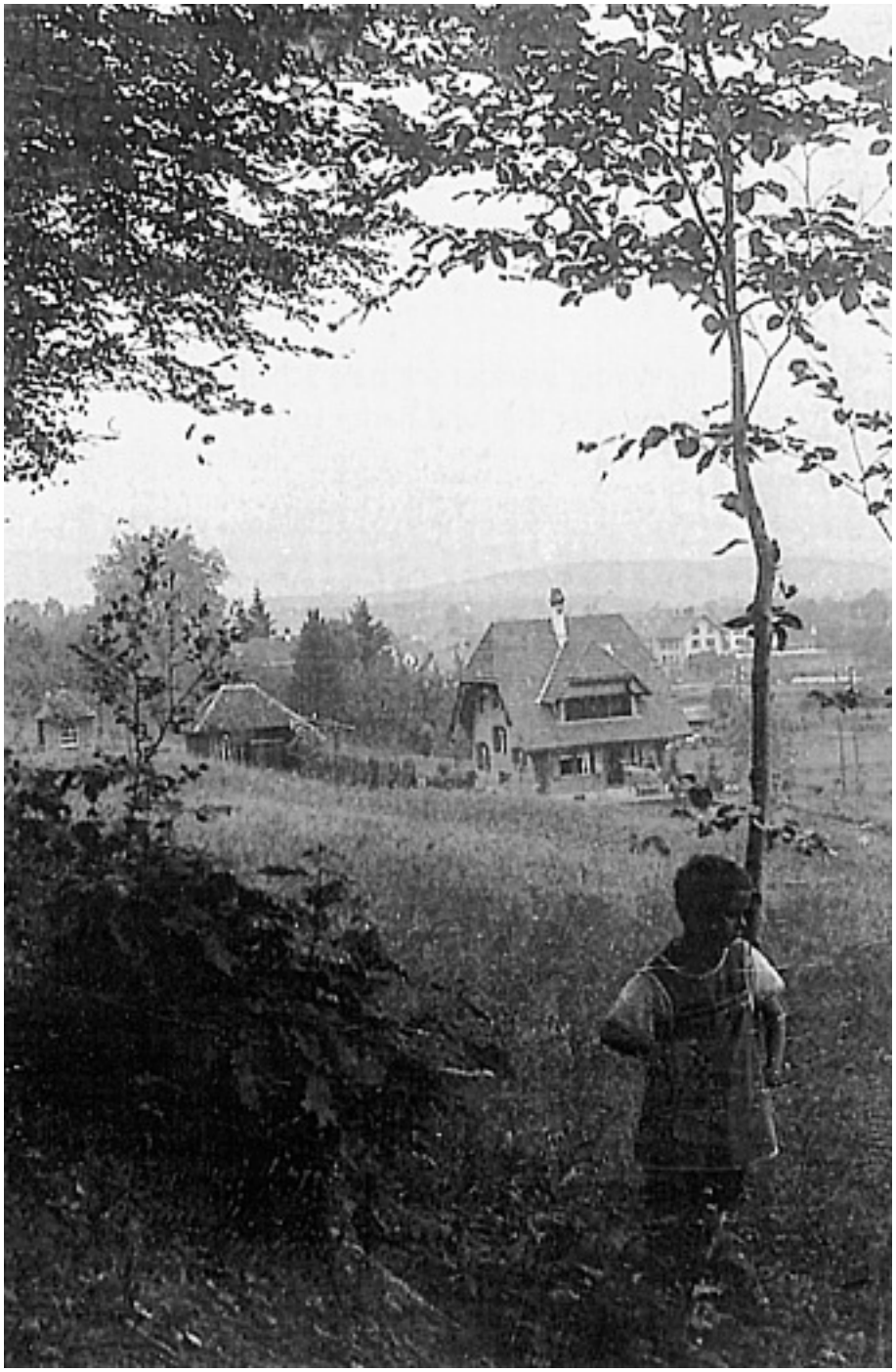
Das Leben

Zunächst: Wer war sie, die Lyrikerin vom «Schorenhoger»?
«Mein Elternhaus hat eine seltsame Geschichte. Man erzählt, dass es hinten im Kandertal, am Blausee, erbaut und dort von einem Langenthaler Papeteristen entdeckt worden war. Er kaufte es, liess es abbrechen und an der Haldenstrasse, die damals ein bescheidenes Fussweglein war, wieder aufstellen. Da stand es nun, mutterseelenallein am Schorenhoger, inmitten von Wiesen, und schaute über fast unbebaute grüne Matten, gegen das Dorf, weit jenseits des Geleises der pustenden und rauchenden Huttwilbahn, die damals, liebevoll spöttisch ‹Huttuschnägg› genannt wurde. Zwei Jahre später kaufte es mein Vater und zog im Frühling 1921 mit seiner Familie aus Sämi Geisers Stöckli ins eigene Heim. Aus dem jungfräulichen Boden wucherten mächtige Sonnenblumen, unter deren Laub ich wie ein Zwerglein erschien.»
So beginnt Gertrud Leuenberger mit ihren Erinnerungen an das Elternhaus. An das Haus an der Haldenstrasse, mit dem ihr Leben verbunden war. 2004, dreiundachtzig Jahre nach der Zeit, da sie als einjähriges Mädchen im Laub der Sonnenblumen herumkroch, ist sie in diesem Haus gestorben, still und sanft, wie sie es sich gewünscht hat.
Im Haus an der Haldenstrasse mit dem grossen Garten erlebte sie ihre Kindheit. Das kleine Paradies kannte keinen Luxus, er war auch nicht wichtig für ein Kind, das, wie sie schreibt, «in der Geborgenheit der elterlichen Liebe» aufwachsen konnte.
Einige Jahre vor ihrem Tod, 1998, erinnerte sie sich mit einem Gedicht an ihr Haus:

Gertrud Leuenberger

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 10 17.10.13 11:06

Das Wäldchen an der Schorenhalde mit dem Haus Keller/Leuenberger. Im Vordergrund Theodor Keller, der ältere Bruder von Gertrud. Aufnahme von Traugott Keller, dem Vater, um 1922



xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 11 17.10.13 11:06

Mein Haus (1998)
Das Haus stand einsam am Wiesenrain
Und blickte weit über die Matten.
Über Felder von Klee und Löwenzahn
Strichen die Wolkenschatten.

Dann griff das Dorf mit gefrässiger Gier
Nach all den blühenden Flecken,
Und aus den Wiesen wuchs ein Quartier
Mit dunkelnden Tujahecken.

Ich schlittelte bis zum Geleise der Bahn;
Die pustete rauchende Fahnen.
Im Sommer glöckelten Kühe am Hang …
Wie konnte ich damals ahnen.

Wie schnell vorüber das kindliche Glück
Das Spielen in heilen Räumen.
Mit Wehmut lebt heute das heitere Bild
In all meinen Altersträumen.

Das Zarte der elterlichen Liebe ermöglichte das kindliche Glück. Es hat sie geprägt. Die Feinheit ihres Gemüts, die sich in den Gedichten immer wieder spiegelt, hat ihre Wurzeln bei den Menschen im Haus an der Haldenstrasse, ihren Eltern, die sie hoch verehrte. Sie erzählte vom Vater Traugott Keller, dem Künstler. Als Zeichnungslehrer wirkte er an der Sekundarschule Langenthal und bereicherte auch als Musiker das Langenthaler Kulturleben. Sein allzu früher Tod hat die damals fünfzehnjährige Trudi zutiefst getroffen. Natürlich erzählte sie auch von der Mutter, die nach dem Tod des Gatten im Haus blieb und für sie und ihren sieben Jahre älteren Bruder Thedi sorgte. Die Mutter richtete im Haus eine kleine Pension ein und vermietete die Zimmer vorwiegend an junge Lehrer. Einer unter ihnen war auch Trudis späterer Gatte Willy Leuenberger. Sie erinnert sich: *«Im Herbst 1936 musste der alte Französischlehrer Jungi, der ‹Dschüngu›, an der Sekundarschule Langenthal vorzeitig pensioniert werden. Es herrschte damals ein riesiger Lehrerüberfluss, und Willy hatte das Glück, bis zur Neubesetzung der Stelle im Frühjahr 1937*

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 12 17.10.13 11:06

das Amt stellvertretend übernehmen zu können. Der damalige Rektor, Oberst Ernst Burri, führte den jungen Lehrer höchstpersönlich an die Haldenstrasse, wo er fortan während der Woche wohnen sollte. Ich war immer Burris Lieblingsschülerin, ‹ds Trudeli› gewesen, und er hatte denn auch die Tochter des Hauses vor Willy in den höchsten Tönen gerühmt …»

Trudi, das begabte Mädchen, das die natürliche Umgebung an der Haldenstrasse in sich aufsog, kam nach ihrer glücklichen Jugend- und Schulzeit ins Seminar Monbijou in Bern. Eigentlich hätte sie in das Gymnasium eintreten wollen – aber den Eltern schien, dass sie im Seminar ihre vielfältigen Begabungen besser entfalten könnte. Zudem war ihre Gotte Lehrerin in Littiwil. Bei ihr im Schulhaus, das sie noch an den Unterricht erinnerte, den Gotthelf im «Schulmeister» beschreibt, durfte sie auch ihre Praktika machen. Nach der Patentierung im Frühling 1940 kehrte Trudi wieder an die Haldenstrasse zurück.

Das Haus Keller/Leuenberger an der Schorenhalde um 1922; es war 1918 durch den Langenthaler Papeteristen Suter vom Blausee hierher transportiert und wieder aufgerichtet worden.
Aufnahme von Traugott Keller

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 13 17.10.13 11:06

«In dem kleinen Raum, der heute noch mein Refugium ist, richtete ich mir mit alten Möbeln und Vorhängen eine Bude ein und nahm in Langenthal und der näheren Umgebung Stellvertretungen an.»
Bei ihrer Rückkehr war Willy Leuenberger immer noch Pensionär bei ihrer Mutter. Allerdings wohnte er nicht mehr an der Haldenstrasse, er kam bloss noch zum Essen.
«Ab und zu holte einer der Pensionäre nach dem Nachtessen die Jasskarten hervor. War es Zufall oder Fügung, dass Willy und ich uns beim Abheben gegenseitig immer Herz aufdeckten?»
1942 heiratete Gertrud Keller Willy Leuenberger, der in der Zwischenzeit eine Anstellung als Sekundarlehrer erhalten hatte. Sie bauten den gemeinsamen Haushalt an der Haldenstrasse auf. Auch ihre Mutter lebte noch bis 1962 mit im Haus. Bruder Thedi war längst ausgezogen und hatte sich in Schinznach eine Arztpraxis aufgebaut.
«Als wir nach unserer Heirat in unser Elternhaus zogen, lebte die Mutter noch fast zwanzig Jahre bei uns in ihrer vertrauten Umgebung, auch wenn ein Teil ihrer Möbel ins Arzthaus nach Schinznach gewandert war. Statt Pensionäre bemutterte sie nun als stets hilfreicher und guter Geist unsere beiden Töchter Christina und Susanna, bis sie im April 1962 im Spital Brugg an den Folgen eines während der Ferien in Bogliasco im Herbst zuvor erlittenen Hirnschlages verschied.»
So betätigte sich Trudi als Ehefrau und Mutter, pflegte Haus und Garten, beobachtete die Natur und deutete das Geschehen in ihr. Durch den Tod ihrer Eltern, dann vor allem auch durch den Tod des Bruders 1975 war ihr die Vergänglichkeit des Lebens immer gegenwärtig. Das Gedicht «Abendliche Wiese», welches sie in den ersten Langenthaler Heimatblättern 1961 veröffentliche, erinnert daran, dass jedes Leben seine Grenzen hat:

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 14 17.10.13 11:06

Abendliche Wiese (1961)
Hier wird der Abend gross und reif und weit.
Wir tauchen tief in grüne Wiesenherrlichkeit.

Der schmale Pfad, der durch das Halmenwogen führt,
Ist wie ein Teppich, und von Menschen kaum berührt.

Auf fetten Wiesen zittert heller Silberflaum
Von Gräserrispen und von weissem Kerbelschaum.

Salbei lässt ihre blauen Honigwimpel steigen,
Margritentupfen leuchten weiss aus buntem Gräserreigen.

Das gelbe Hafermark reckt seinen stolzen Schaft,
Die Wiese blüht und spriesst und atmet Lebenskraft.

Im nahen Wald erstirbt ein später Vogelton –
Die Sense rauscht … So naht der Schnitter schon?

Sommerabend in den Löhlimatten.
Foto: Hans Zaugg

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 15 17.10.13 11:06

Dem Fühlen eine Sprache geben: Das war immer wieder Trudis Bestreben. Immer neu nahm sie dazu einen Anlauf. Die schönsten ihrer Gedichte haben die nach 1961 alle drei Jahre erscheinenden Langenthaler Heimatblätter bereichert. Diese Schriftenreihe hatte ihr verehrter Lehrer Jakob Reinhard Meyer ins Leben gerufen, und ihr Schulkamerad Max Jufer hat sie dann weiter betreut.

Die dichtende Frau und Mutter hat sich für das «Dorf», wie man Langenthal zu ihrer Zeit noch nannte, auch sozial und kulturell engagiert. Sie hat sich während vieler Jahre im Gemeinnützigen Frauenverein eingesetzt, war auch eine Zeitlang dessen Präsidentin. Die Bibliothekskommission, die Vormundschaftskommission und auch die Verkehrskommission bereicherte sie mit überlegten Beiträgen, und ihren feinen, manchmal unverblümten Humor liess sie bei verschiedenen Gelegenheiten in Schnitzelbänke einfliessen.

Trudi war eine warmherzige Mutter, die den beiden Töchtern unendlich viel schenkte. Sie erinnern sich, wie die Mutter auch eine begabte Näherin war und ihnen sogar zu ihrer Hochzeit die Brautkleider selber nähte. Vor Weihnachten erfüllte jeweils ein köstlicher Guetzliduft das Haus, und an Geburtstagen durfte selbstverständlich der selbstgebackene Kuchen nie fehlen. Die Kuchen, die durch ihre Hände in der Küche an der Haldenstrasse entstanden, erfreuten Herz und Mund.

1990 – kurz nach dem Tod von Willy – erinnerte sich Trudi selber: «*Das Schicksal hat uns verwehrt, miteinander die goldene Hochzeit zu feiern. Aber in den vergangenen Wochen bin ich in Gedanken oft auf die Fuorcla Surlej gewandert, wie wir es damals auf unserer bescheidenen Hochzeitsreise im Sommer 1942 getan haben. Und von dieser symbolischen Höhe schaue ich herab auf unsere siebenundvierzig gemeinsamen Ehejahre. Da gibt es nur wenig Schatten, versteckt in den kleinen Tälern, in Runsen und Felsspalten, ab und zu ein paar vorüberziehende Wolken oder ein kurzes, reinigendes Gewitter. Ringsum aber stehen die Höhen in goldenes Sonnenlicht oder in schimmernden Mondschein getaucht. Verborgen hinter einer Felsenkuppe liegt Samedan, wo wir mit Christine und Susi bei Meyers so viele friedliche und vergnügte Sommerferien erlebt haben. Und weit hinter den Gipfeln und Kämmen träumen die Länder und Meere, zu denen es uns Fahrende immer wieder gezogen hat. Wir reisten in die Ferne, um beglückt zurückzukehren zu unseren heimatlichen Wurzeln – miteinander – usque ad mortem …*»

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 16 17.10.13 11:06

Dort im Haus, wo sich im Garten das einjährige Mädchen Trudeli unter den Blättern der Sonnenblumen verloren hatte, dort lebte Gertrud nach dem Tod von Willy noch fünfzehn Jahre allein. Wer sie besuchte, trat ein in die warme Atmosphäre des Hauses, man spürte etwas von dem lebendigen Geist, der dieses Haus jahrzehntelang geprägt hatte, aber auch etwas von ihrem feinen Humor, der ihr eine innere Gelassenheit verlieh.
Noch entstanden an der alten Schreibmaschine Gedichte, die letzten finden sich in den Heimatblättern 1998. Auch die Zeilen, die am 19. Oktober 2004 ihren Tod anzeigten:

In der verdämmernden Nacht,
Als alle noch schliefen,
Weinte der erschöpfte Sommer
Tränen des Abschieds
Ins Spinnennetz.

Tränen des Abschieds im Spinnennetz. Foto: Simon Kuert 2008

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 17 17.10.13 11:06

Apfelblüten – Geranien – Sträucher

Das Leben Gertrud Leuenbergers entfaltete sich im Haus und im grossen Garten an der Haldenstrasse. Am Schorenhoger. Dort beobachtete sie die Apfelbäume, besonders ihr Blühen, sie freute sich an den Geranien, die sie Jahr für Jahr auf die Simse des Hauses stellte, und sie genoss den Schatten der vielen Sträucher im Garten.

Foto: Hans Zaugg

Apfelblüten (1964)
Ein Büschel heller Apfelblüten strahlt –
Auf blasse Bläue zärtlich hingemalt.

Der Maiwind läuft verliebt darüber hin,
Und Bienen summen honigtrunken drin.

Die Knospen lauschen, selig hingeneigt,
Dem Lebensstrom, der aus der Tiefe steigt,

Und in den Nächten fällt der Himmel Schein
Tief in der Blüten schauernd Herz hinein.

Dann schweben mählich aus dem Blütenduft
Die welken Blättchen zitternd durch die Luft.

O Herr, lass, wenn die Nebel silbern wehn,
Des Maien Früchte süss im Laube stehn.

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 18 17.10.13 11:06

Foto: Hans Zaugg

Geranien (1982)
Purpurne Geranien,
Von der sinnlichen Glut
Des Sommers geküsst,
Quellen voll Lebenskraft
Über Sims und Balkon.

Das Ticken des Wurmes
Im alten Gebälk
Und der Mähder Schnitt
Im reifenden Gras
Bekümmert sie nicht …

Sorglos verströmen sie
Ihre brennende Lust,
Bis eisgrauer Reif
Ihre Farben verlöscht …

Foto: Hans Zaugg

Der Strauch (1990)
Vor dem dezembergrauen Fenster
Weint ein Strauch
Blutrote Tränen,
Tränen der Trauer
Um verlorene Blüten im Mai.

Doch die Vögel des Himmels
Fliegen herbei
Und picken sie weg;
Und der Strauch
Hält müde den Atem an.

Vor meinem reifbeschlagenen Fenster
Weint der Strauch
Wiederum Tränen:
Knospen der Hoffnung
Auf ein künftiges Blühen im Mai.

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 19 17.10.13 11:06

Schmetterlinge

Ganz besonders liebt der Lyriker die Schmetterlinge, diese wundersamen, feinen, farbigen und zarten Insekten. Was macht ihre Faszination aus?
Ist es ihre Schönheit? Ihre Fragilität, ihre Hinfälligkeit? Es ist ein wunderbares Erlebnis, einen Schmetterling zu beobachten, wie er, vom Sommerwind getragen, von Blüte zu Blüte einer Lilie gaukelt. Gerhard Meier, der ähnlich wie Gertrud Leuenberger Vorgänge in der Natur fein beschreiben konnte und sie zu Symbolen auch menschlichen Lebens werden liess, schrieb vom Schmetterling: «*Es ist eine unglaubliche Symbolfigur … was mich vor allem an ihm reizte, war, dass ich durch sein Auftreten quasi der Stille habhaft werden konnte … Auch ihr Liebesspiel ist wunderbar, besonders das Liebesspiel der Kohlweisslinge, wenn sie bis hoch in den Himmel hinauf ihre Balztänze aufführen.*»
Mit seinen zarten Flügeln ist der Schmetterling auch der Unbill der Natur besonders ausgesetzt, Regen und Gewitter setzen ihm zu. Doch ein einziger Strahl der Sonne führt ihn zurück ins Glück. Das Schmetterlingsgedicht von Gertrud Leuenberger beleuchtet vor allem diesen Gedanken: Glück angesichts der Bedrohtheit des Lebens. Spiegelt sich in ihrem Gedicht nicht auch unser Leben?
Oft wird es von Unbill getrieben und wartet auf sein Ende – bis ein Sonnenstrahl neues Leben einhaucht:

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 20 17.10.13 11:06

Der Schmetterling (1994)
Noch ist der trübe Regen nah …
Und Nässe glitzert in den Bäumen.
Die Blütenköpfchen nicken leis,
Als träumten sie von fernen Räumen.

Da taumelt wie ein müdes Blatt
Ein Schmetterling durch meinen Garten.
Matt setzt er sich auf einen Halm,
Um still sein Ende abzuwarten.

Doch sieh, durch graue Wolken bricht
Ein warmer Sonnenstrahl hernieder,
Umspielt den Falter wie ein Hauch –
Und sacht regt er die Flügel wieder.

Er öffnet zitternd sie dem Licht,
Von neuem Lebensglück getroffen,
Und seiner trunknen Seele steht
Der weite Himmel offen.

Der Schmetterling.
Foto: Hans Zaugg

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 21 17.10.13 11:06

Vergänglichkeit

Das Werden und Vergehen der Natur, die Bäume, die Blumen, die Sträucher, die Schmetterlinge: Alles wird für die Dichterin zu einem Symbol des vergänglichen Lebens. Deshalb ist gerade auch die Vergänglichkeit, das Erfahren, dass alles seine Zeit hat, immer wieder ein Motiv in den Gedichten der Langenthaler Lyrikerin. Das wusste auch Max Jufer, der sich freute, in den Heimatblättern jeweils ein Gedicht für den Jahreswechsel beifügen zu dürfen. Vergehen und neu Werden sind am Jahresende und -beginn im menschlichen Bewusstsein ja besonders gegenwärtig.

Seifenblase.
Foto: Hans Zaugg

Silvesternacht (1970)
Aus dem Schaum des Gestern
Schwebt leise zitternd
Das neue Jahr …
Einer Seifenblase gleich
Durchsichtig schimmernd,
Ein gläserner Hauch,
Alles Licht sammelnd
Und dennoch von trüben Flecken
Und rötlichen Adern durchglüht.

Keiner weiss es,
Die schillernden Runen
Zu deuten …
Ihnen Sinn und Namen
Zu geben.
Nur ER vermag sie, zu hellen und dunklen
Geschicken zu fügen.
Und erst, wenn das kreisende Jahr
Im raumlosen All verweht,
Sind wir sehend …

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 22 17.10.13 11:06

Ein Stäubchen nur (1982)
Was ist ein Jahr der Menschenzeit,
Gemessen an der Ewigkeit?
Ein Stäubchen nur, ein Körnchen Sand,
Geglitten aus des Schöpfers Hand
Ins All …

Und doch umschliesst das Quentchen Zeit
Der Menschen Sehnen, Leid und Freud,
Ein Kinderlachen, Tränen, Not
Und neuer Hoffnung Morgenrot …
Die ganze wirre Erdenwelt,
Die nie aus Gottes Güte fällt.

Ein winzig Federchen (1986)
Der eisengraue Vogel Zeit
Singt auf dem Baum der Ewigkeit
Sein altes Lied …

Doch manchmal schlägt er wie im Traum
Die weiten Schwingen,
Und es fällt aus ihrem Saum
Ein winzig Federchen …

So schwebt denn wie ein zarter Flaum
Das neue Jahr im Weltenraum
Und wird gelenkt von Gottes Hauch;
Er schenkt ihm seinen Frieden auch!

Ein winzig Federchen.
Bild: Geburtstagsblatt 2013,
Simon Kuert

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 23 17.10.13 11:06

Religiöses Empfinden

Gertrud Leuenberger hat in ihre Dichtung auch religiöses Empfinden verwoben. Undogmatisch und fein, wie es auch Rainer Maria Rilke tat. Auch an ihn erinnert ihre Lyrik. In seinem bekannten Gedicht «Herbst» macht er im Blätterfallen die Vergänglichkeit bewusst, diejenige des Baumes, aber auch diejenige des Menschen. «*Wir alle fallen, diese Hand da fällt und sieh dir andre an, es ist in allen*» – aber er erinnert sachte, dass es sein könnte, dass unser Leben nicht ins Leere fällt: «*Und doch ist Einer, der dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.*»
Jedes einzelne Leben – so Rilke – fällt in Gottes Hand. Jedes neue Jahr, «wird gelenkt von Gottes Hauch», so Gertrud Leuenberger. In ihren Gedichten finden sich immer wieder religiöse Anspielungen. Eines nimmt Rilkes Motiv vom welkenden Blatt auf: Ein Blatt sinkt auf den Strom der Zeit, bis es, müde geworden, zum Ufer treibt und in Frieden ruht:

Ein Blatt.
Foto: Hans Zaugg

Ein Blatt … (1990)
Ein Blatt sinkt auf den Strom der Zeit,
Gelöst vom Baum der Ewigkeit.
Die Wellen nehmen's murmelnd auf
Und wiegen sachte seinen Lauf.
Bald nahen Strudel, gischtig weiss
Und drehen es in ihren Kreis.
Im Schnellen stürzt es wehrlos mit.
Aus Schaum taucht's auf, zum weitern Ritt.
Dann zieht der Strom gemächlich hin.
Und Sterne spiegeln sich darin.

Das Blatt wird mählich welk und alt …

Bis müde es zum Ufer treibt,
wo es in Frieden schlafend bleibt.

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 24 17.10.13 11:06

Gertrud Leuenberger schenkt mit ihren feinen Gedichten Trost und Zuversicht. In einem ganz andern Bild «darf das zarte Flämmchen der Hoffnung im Licht am Tunnelausgang auferstehen»:

Mein Zug (1986)
Mein Lebenszug fährt über viele Gleise …
Durch Täler, die ein steil' Gebirge trennt;
Durch stille Forste, wo die Rehe scheuen;
Vorbei an Hängen, wo der Mond verbrennt;
Durch Regenflut, die an die Scheiben prasselt;
Durch Blumenwiesen unter Sommersonnenschein
Und über wilde Brücken, wo die Schrunde gähnen …

Doch einmal fährt er in den letzten Tunnel ein …
Wie tröstlich, wenn an seinem Eingang Heckenrosen nicken
Und keine dunkeln Felsen drohend stehn …
Dann darf das zarte Flämmchen meiner Hoffnung
Im Licht am Tunnelausgang auferstehn.

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 25 17.10.13 11:06

Quellen

Simon Kuert: Rede anlässlich der Abdankung von Gertrud Leuenberger am 25. Oktober 2004

Langenthaler Heimatblätter (LHB), ab 1961, darin: Sehnsucht, LHB 1990, S. 129; Abendliche Wiese, LHB 1961, S. 97; Apfelblüten, LHB 1964, S. 13; Geranien, LHB 1982, S. 82; Der Strauch, LHB 1990, S. 199; Der Schmetterling, LHB 1994, S. 44; Silvesternacht, LHB 1970. S. 138; Ein Stäubchen nur, LHB 1982, S. 170; Ein winzig Federchen, LHB 1986, S. 8; Mein Zug, LHB 1986, S. 112

Gerhard Meier: Das dunkle Fest des Lebens. Amreiner Gespräche, herausgegeben von Werner Morlang, Suhrkamp 2001

Rainer Maria Rilke: Herbst (1902)

Dank

Ich danke den beiden Töchtern von Gertrud Leuenberger, Christina und Susanna, für die Durchsicht und Korrektur des Manuskripts.

xx-xx_gertrud_leuenberger.indd 26 17.10.13 11:06

Die Schulplattform «Region Oberaargau»

Rolf Peter Tanner

Ausgangslage

Bekanntlich ist der Verwaltungskreis Oberaargau am 1. Januar 2010 im Rahmen der Bezirksreform neu gegründet worden. Im Gegensatz zu anderen Regionen des Kantons fehlte es dem Oberaargau aber an gewissen Identitätsmerkmalen, dies jedenfalls war der vorherrschende Eindruck des Geschäftsführers der Region Oberaargau, Stefan Costa. Daher hat die Region zusammen mit den Gemeinden und dem Regierungsstatthalter des neuen Verwaltungskreises, Martin Sommer, das Projekt «Identität Oberaargau» lanciert. Ziel ist es, der Bevölkerung den neuen Verwaltungskreis Oberaargau mit seiner Geschichte, der Geografie, der Kultur sowie seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung vertrauter zu machen. «Identität Oberaargau» umfasst mehrere Teilprojekte (Wappen/Logo, Musik, Literatur), darunter auch als ein Kernstück eine Webseite mit Lehrinhalten und Unterrichtsideen zum Oberaargau, die Schulplattform Oberaargau (www.schulplattform-oberaargau.ch).
Das Ziel dieser Schulplattform ist es, dass Schülerinnen und Schüler im Unterricht den Oberaargau kennenlernen und ihrer Heimatregion auf eine lebendige und vielfältige Art und Weise begegnen können. Deshalb soll den Lehrkräften der Volksschule ein webbasiertes Angebot zum Oberaargau zur Verfügung gestellt werden, welches verschiedene Lehrplaninhalte des Faches Natur – Mensch – Gesellschaft (NMG) abdeckt.[1] Neben traditionellen Unterrichtsmitteln sollen auch neue Medien (interaktive Karten, Video, Ton etc.) zum Zug kommen.
Im Auftrag der Geschäftsstelle Region Oberaargau hat eine Projektgruppe im Zeitraum November 2011 bis April 2012 ein Konzept für die Schulplattform Region Oberaargau entwickelt und die Erstellung der ersten Serie von Modulen an die Hand genommen. In der Pro-

xx-xx_schulplattform.indd 27 17.10.13 11:07

jektgruppe sind neben der beauftragten Spezialfirma für interaktive Lernmedien (LerNetz) sowohl das regionale Schulinspektorat Emmental-Oberaargau (REO) wie auch die Pädagogische Hochschule Bern (PHBern) mit dem Bereich Fachdidaktik Geografie vertreten.
In einem ersten Durchgang wurden nun unter Mitarbeit von Studierenden der PHBern und weiteren Autoren zwölf Module erstellt, welche am 14. Mai dieses Jahres online veröffentlicht wurden. Voraussichtlich im Mai 2014 wird eine nächste Serie von Modulen aufgeschaltet werden.

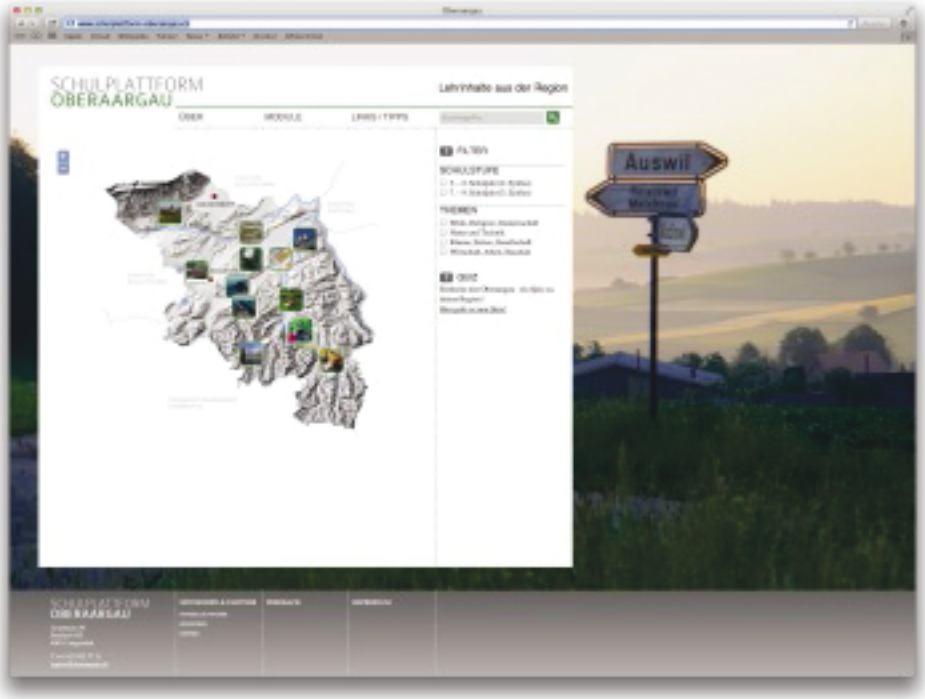
Didaktisches und inhaltliches Konzept

Zielgruppe
Die Schulplattform Region Oberaargau soll grundsätzlich allen Lehrpersonen, Schülerinnen und Schülern sowie weiteren Interessierten offen stehen. Die Inhalte sind in einer ersten Realisierungsphase abgestimmt auf das Fach Natur – Mensch – Gesellschaft (NMG, gemäss Lehrplan 21[2]) und richten sich an alle Schulstufen der obligatorischen Schulzeit (1. bis 9. Klasse bzw. 1. bis 3. Zyklus).[3] Neben dem Fach NMG eignet sich das Angebot auch für projektbasierten Unterricht.
Das Lernangebot ist so ausgestaltet, dass es auch weitere Zielgruppen mit Gewinn nutzen können, zum Beispiel auswärtige Lehrpersonen, die im Oberaargau mit ihrer Klasse eine Projektwoche durchführen, oder aber auch themeninteressierte Personen, die sich mit der Region Oberaargau beschäftigen möchten.

Lernziele und Kompetenzen
Herzstück der Schulplattform sind eine Vielzahl von Unterrichtsmodulen, die gezielt die Lehrplaninhalte mit regionalen Lerngegenständen zu verknüpfen suchen. Es ist ein wichtiges Anliegen des geplanten Angebots, dass die aufbereiteten Inhalte nicht als «Zusatzstoff» empfunden werden, sondern im Gegenteil wichtige Aspekte des Lehrplans so abgedeckt sind, dass die Lehrperson anhand von regionalen Unterlagen und Veranschaulichungen Themen behandeln kann, die sie gemäss Lehrplan unterrichten muss. Umgekehrt ist es jedoch nicht so, dass mit dem Angebot sämtliche Lehrplaninhalte des Faches NMG ab-

xx-xx_schulplattform.indd 28 17.10.13 11:07

Abbildung 1: Einstiegsseite der Plattform.



gedeckt werden. Aber dort, wo es sinnvoll und möglich ist, mittels regionaler Beispiele und Unterlagen zu arbeiten, soll dies die Lehrperson auch tun können.

Allgemeine didaktische Überlegungen

Bei der didaktischen Konzeption des Angebots wurde Wert darauf gelegt, dass man sich schnell zurechtfindet. Mit Hilfe der interaktiven Übersichtskarte finden die Lehrpersonen rasch die einzelnen Unterrichtsmodule und können sich auf einen Blick über Inhalte, Lernziele, Zeitbedarf etc. informieren. Auch Bildungsangebote von Drittanbietern (Museen, Kulturorganisationen, Naturvereine etc.) werden auf der Karte verortet, sodass die Informationen auf einen Klick abrufbar sind. Das Lernangebot wird als Blended-Learning-Angebot konzipiert. Die Ergänzung durch neue, attraktive Lernmedien unterstützt eine anschauliche und animierte Präsentation der Lerninhalte. Die digitalen Ressourcen können von der Lehrperson flexibel zur Vor- und Nachbereitung der Module eingesetzt werden bzw. stellen integrale Elemente der Arbeit mit den Unterrichtsmodulen dar.

xx-xx_schulplattform.indd 29 17.10.13 11:07

Abbildung 2: Interaktive Karte mit Modulvorschau.

Obwohl die Unterrichtseinheiten «pfannenfertig» daherkommen, sollen die Lehrpersonen in ihrer Lehrfreiheit nicht eingeschränkt werden. Die Unterlagen werden wo möglich als Word-Dokumente zur Verfügung gestellt und können so nach Bedarf angepasst werden.

Die Plattform soll über die Unterrichtsmodule hinaus eine Ressourcensammlung bieten, mit welcher der Unterricht attraktiv gestaltet und damit auf einfache Weise der Zusammenhang zur Lebenswelt der Schüler und Schülerinnen geschaffen werden kann. So wurde zum Beispiel eine Serie von Videointerviews mit Persönlichkeiten aus der Region erstellt, die sich optimal kombinieren lassen mit einzelnen Unterrichtsmodulen. Auch Bildreihen und Karten sowie Hinweise und Einbindungen weiterer Filmmaterialien sind Bestandteile der Plattform.

Die Plattform wird Lehrpersonen mit einem einfachen Formular die Möglichkeit zur Verfügung stellen, einen Platz in der interaktiven Karte einzutragen. Dabei reicht die Lehrperson den genauen Ort, die Schule, die Klasse, ein Bild sowie eine Kurzbeschreibung des eigenen Projektes (inklusive Link) ein. Lehrpersonen verfügen so über die Möglichkeit, auf ihr Unterrichtsprojekt hinzuweisen. Eigene Erfahrungen mit den Mo-

xx-xx_schulplattform.indd 30 17.10.13 11:07

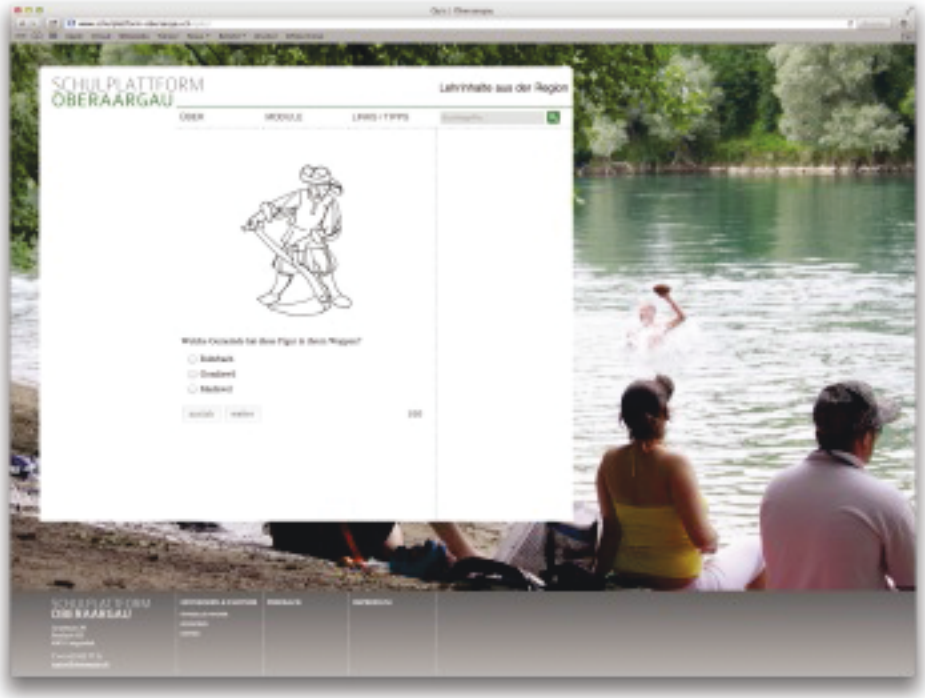


Abbildung 3: Beispiel aus dem Quiz. Verfasst von einer Klasse der Schule Melchnau (Hannes Kuert). Das Quiz kann von anderen Klassen weitergeführt werden.

dulen können zugänglich gemacht und mit anderen Lehrpersonen und Klassen aus der Region geteilt werden.

Die Elemente der Schulplattform im Überblick

Als Einstieg dient die Webseite (www.schulplattform-oberaargau.ch), auf der alle Ressourcen gebündelt werden und für die Lehrperson abrufbar sind.

Unterrichtsmodule
Inhaltliches Herzstück des Angebots ist die Serie von Unterrichtsmodulen, die sich an alle Schulstufen der obligatorischen Schule richten. Die Unterrichtsmodule schaffen einen direkten Bezug zwischen dem (neuen) Lehrplan und der Region. Das Lernangebot ist modular aufgebaut und nach Themenfeldern gegliedert. Jedes Themenfeld besteht aus einem oder mehreren stufenspezifischen Modulen.

xx-xx_schulplattform.indd 31 17.10.13 11:07

Die Module sind alle nach demselben Muster aufgebaut:
Didaktische Hinweise: Die didaktischen Hinweise enthalten Informationen zur Schulstufe, eine kurze Übersicht zu den Inhalten, Lernzielen, zum Zeitbedarf, zu den methodischen Hinweisen sowie Zusatzinformationen (s. unten).
Sachinformationen: Jedes Modul verfügt über Sachinformationen, welche wichtiges Hintergrundwissen für die Lehrpersonen und teilweise für die Lernenden erläutern (s. dazu den Beitrag auf S. 43 in diesem Jahrbuch).

Übersicht über die bisher aufgeschalteten Module (ab 14. Mai 2013)		
Themengebiet	**2. Zyklus**	**3. Zyklus**
Natur und Technik	Der Biber	
	Exkursion Wässermatten	Exkursion Wässermatten
	Exkursion Smaragdgebiet Oberaargau	Exkursion Smaragdgebiet Oberaargau
		Exkursion Jurasüdfuss
Wirtschaft, Arbeit, Haushalt		Firmen der Region
Räume, Zeiten, Gesellschaft	Geologie und Landschaftsformen	Geologie und Landschaftsformen
	Häuser und Siedlungen im Oberaargau	Landschaftsgeschichte des Oberaargaus
		Stadtgeschichte Langenthal
		Hector Egger – Baumeister des Oberaargaus
		Die Anfänge der modernen Schule im Oberaargau
Ethik, Religionen, Gemeinschaften		Von Rittern und Mönchen (Grünenberg, Wynau, St. Urban)

xx-xx_schulplattform.indd 32 17.10.13 11:07

Arbeitsblätter: Zu jedem Modul wurden Arbeitsblätter ausgearbeitet, die als Kopiervorlagen zum Download zur Verfügung stehen (s. nächste Seiten).
Ressourcen/Links: Hier stehen Modulressourcen in Form von Karten, Bildern, Videos und weiterführenden Links zur Verfügung.

Interaktive Übersichtskarte als Einstiegselement
Die interaktive Übersichtskarte «Oberaargau» enthält die verorteten Lernmodule und eine Anzeigefunktion zum Auswählen: Schulstufe, Typ und Themen: Beim Darüberfahren mit der Maus erscheinen die wichtigsten Infos (Modultitel, Ziele etc.).

Interaktives Quiz zum Oberaargau
Eine spielerische Entdeckungsreise quer durch den Oberaargau soll Hintergrundinformationen und Geschichten (Facts und Figures, Sage vom Linksmähder von Madiswil oder von der Kuh in Melchnau) liefern.

Im Moment liegen fünfzehn Module für den zweiten und dritten Zyklus (3.–6. und 7.–9. Schuljahr) vor, wobei ein grosser Teil stufenübergreifend verwendet werden kann. Weitere Module folgen in knapp einem Jahr. Vor allem der 1. Zyklus fehlt im Moment leider noch weitgehend.

Beispielmodul «Landschaftsgeschichte»

Jedes Modul ist versehen mit didaktischen Hinweisen zur praktischen Umsetzung im Unterricht. Auf den folgenden Seiten wird dies am Beispielmodul «Landschaftsgeschichte des Oberaargaus» illustriert (vgl. dazu den Beitrag auf S. 43 in diesem Jahrbuch). Nach diesen Hinweisen folgen verschiedene Lernaufgaben. Hier nun ein Auszug aus der Serie zum Thema. Das Modul enthält noch weitere Aufgaben, die zum Teil auch in andere Fachbereiche hineinreichen, wie zum Beispiel ein Ausschnitt aus Gotthelfs «Käserei in der Vehfreude», der sehr authentisch die Agrarinnovationen des 19. Jahrhunderts dokumentiert, die unsere Kulturlandschaft entscheidend geprägt haben.

xx-xx_schulplattform.indd 33 17.10.13 11:07

Didaktische Hinweise[4]	
Schulstufe:	3. Zyklus
Thema:	Menschen nutzen und gestalten Räume: Die Entstehung der Landschaft im Oberaargau.
Ort:	Gesamte Region
Inhalt:	Das Modul zeigt auf, wie der Mensch im Laufe der Jahrhunderte auf der Basis der natürlichen Grundlagen den Raum des Oberaargaus bewohnt, genutzt und gestaltet hat. Im Vordergrund stehen die Landschaftselemente und Siedlungsformen, die wie Archivalien über längst vergangene Wohn- und Arbeitsformen berichten und wie sie auch die heutige Nutzung bestimmen. Die Aufgaben bauen auf dem Modul Siedlungen im Oberaargau für den 2. Zyklus und auf dem Lehrmittel «Spuren-Horizonte» des Schulverlags auf. Vor allem sollen Schülerinnen und Schüler für den Wert von landschaftlichen Archivalien sensibilisiert werden.
Einordnung des Themas:	Das Thema bewegt sich im Übergangsbereich zwischen Geschichte und Geographie im Sinne des Diktums «Im Raume lesen wir die Zeit». Es baut auf Inhalten auf, die bereits im 5./6. Schuljahr aufgebaut worden sind, konkret auf dem Lehrmittel des Schulverlags «Spuren-Horizonte» (s. unten unter «Vorwissen der Schülerinnen und Schüler»). Als Anschlussmodul dient das Modul zur Raumplanung, zum Natur- und Landschaftsschutz im Oberaargau.
Kompetenzen aus dem LP 21:	Die Schülerinnen und Schüler können menschliche Nutzungs- und Gestaltungsformen im Gelände untersuchen (Kompetenz). Schülerinnen und Schüler (Kompetenzstufen) – können im Gelände die Gestaltung der Umwelt durch Menschen erkennen und beschreiben (z. B. landwirtschaftliche Nutzung, Wirtschaftsformen, touristische Aktivitäten). – können Aspekte verschiedener Nutzungs- und Gestaltungsformen vergleichen, kartieren und Hintergründe dazu vor Ort recherchieren. Die Schülerinnen und Schüler können die Nutzung von Lebensräumen verstehen und vergleichen (Kompetenz). Schülerinnen und Schüler (Kompetenzstufen) – können den Nutzungswandel im Verlauf der Zeit beschreiben (insbesondere: Kulturlandschaftswandel).

xx-xx_schulplattform.indd 34 17.10.13 11:07

	– können zu Beispielen (z. B. Antike; eigene Familie; Technologien) Stellung nehmen (2. Zyklus).
Zeitbedarf:	3 bis 6 Lektionen, je nach Aufgabenauswahl.
Methodische Hinweise:	Die Aufgaben sind so bereitgestellt, dass sie zu einem grossen Teil eigenständig bearbeitet werden können. Die meisten Lösungen sind somit bereits in den Arbeitsblättern für die Selbstkontrolle enthalten (immer auf der anschliessenden Seite). Andernfalls sind sie am Schluss des Kapitels «Arbeitsblätter für Schülerinnen und Schüler» für die Lehrkräfte aufgeführt. Die Anlage der Arbeitsaufträge ist so gestaltet, dass ausgehend von einem allgemeinen Überblick über die Siedlungsformen mehrheitlich selbstständig, aber geführt immer tiefer in die Materie eingedrungen werden kann. Die Lehrkräfte können hier selber bestimmen, wie tief sie dem Lehrgang folgen wollen. Der letzte Aufgabenbereich mit dem Text von Jeremias Gotthelf («Die Käserei in der Vehfreude») ist als fächerübergreifendes Thema mit dem Fach Deutsch gedacht. Gotthelf erscheint ebenfalls im Modul «Die Anfänge der modernen Schule im Oberaargau». Das Modul zwingt nicht zu spezifischen Unterrichts- und Sozialformen, diese Auswahl ist der Lehrkraft überlassen. Obwohl ein linearer Wissensaufbau angelegt ist, ist bei gewissen Aufgabestellungen jedoch eine arbeitsteilige Vorgehensweise sehr wohl möglich. Die Aufgaben können auch weiterführend ergänzt oder ausgelassen werden.
Material:	Die Aufgaben können mit den Arbeitsvorlagen und allenfalls einem Computer für den Zugriff auf Kartenportale gelöst werden. Zur Verwendung der einschlägigen Karten- und Bildportale: s. die Hinweise zum Modul «Siedlungen im Oberaargau». Zur Orientierung und als Arbeitsinstrument kann auch die Grundkarte aus dem Modul «Siedlungen im Oberaargau» (Siedlungen, Flurnamen) verwendet werden (s. dort.), oder aber die Schulkarte des Kantons Bern.
Literatur / Verweise:	Das Standardwerk zum Oberaargau ist das leider nun auch schon dreissig Jahre alte Buch von Valentin Binggeli: Binggeli Valentin, 1983: Geografie des Oberaargaus. Langenthal. Es enthält neben Teilen zur Siedlungsgeografie auch ein Kapitel zum Landschaftswandel (S. 233 ff.) Für die allgemeine Spezialliteratur s. das Quellenverzeichnis bei den Sachinformationen. Das Thema Landschaftswandel findet sich auch in folgenden Lehrmitteln: Geobuch 2 (Klett und Balmer, S. 67 ff.)

xx-xx_schulplattform.indd 35 17.10.13 11:07

	Basismodule Geografie (Zürcher Lehrmittelverlag, S. 91 ff. und CD) Schweizer Weltatlas (verschiedene Beispiele)
Vorwissen der Schülerinnen und Schüler:	Im 5./6. Schuljahr wird gemäss Lehrplan 21 die Basis für das Verständnis des vorliegenden Moduls gelegt. Siehe dazu die Kompetenzen, die im Modul «Siedlungen im Oberaargau» dargelegt sind. Von den gängigen Lehrmitteln enthält «Spuren – Horizonte» viele Grundlagen zum Modul (s. den untenstehenden Ausschnitt[5]):
Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung:	Die Gegenwartsbedeutung für Schülerinnen und Schüler ist bei dieser Thematik zugegebenermassen nicht einfach aufzuzeigen, insbesondere bei Jugendlichen aus dem städtischen Umfeld. Am ehesten können sie über die Anknüpfung an den Geschichtsunterricht der Primarstufe abgeholt werden; leichter wird dies möglich sein im ländlichen Umfeld, wo die meisten Kinder noch in irgendeiner Form Zugang zur landwirtschaftlichen Produktion haben. Die Zukunftsbedeutung hingegen liegt in der Sensibilisierung der Schülerinnen und Schüler für Fragen des Schutzes von Landschaften und der damit verbundenen Raumplanung. Als mündige Bürgerinnen und Bürger werden sie in diese Prozesse einbezogen werden – sei es als Behördenmitglieder oder im Rahmen von Mitwirkungsverfahren.

xx-xx_schulplattform.indd 36 17.10.13 11:07

Abbildungen 4 und 5: Waldweide mit Lärchen im Lötschental (oben) und mit Eichen in Dänemark (unten).

xx-xx_schulplattform.indd 37 17.10.13 11:07

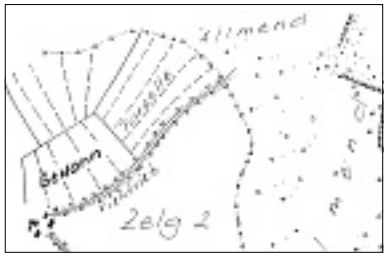


Abbildung 6: Der Zusammenhang von Zelg, Gewann und Parzelle

Beispielaufgaben zur Landnutzungsform der Dreizelgenwirtschaft

Im Geschichtsunterricht der 5. oder 6. Klasse ist dir sicherlich von der Dreizelgenwirtschaft berichtet worden. Diese Art der Landwirtschaft wurde in vielen Teilen des Mittellandes vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert betrieben. Auf der Abbildung 7 ist dargestellt, wie die landwirtschaftlich genutzte Fläche, die sogenannte Flur des Städtchens Wiedlisbach im Bipperamt, vor rund fünfhundert Jahren genutzt wurde. In zwei der insgesamt drei grossen Ackerstücke, den Zelgen, wurde Getreide angebaut, die dritte Zelg überliess man sich selber oder nutzte sie als Weidegebiet für das Vieh. So konnte sich der Boden wieder mit Nährstoffen versorgen. Im folgenden Jahr wurde die Brachzelg zur Winterzelg, die Winterzelg zur Sommerzelg und die Sommerzelg wurde brachgelegt. Das übrige Gebiet war Wiesland oder, wie man bei uns sagt, Mattland, wo das Heu für den Winter gewonnen wurde, oder sogenannte Allmenden, die allen Bauern gemeinsam gehörten und wo das Vieh weidete. Auf den Allmenden standen häufig viele Eichen und anderes Gehölz. Bei den Eichen frassen sich die Schweine an den heruntergefallenen Eicheln rund und fett (Abbildung 8). Solche Allmenden gibt es heute nur noch im Alpenraum oder im Jura, wie die Abbildung 4 zeigt. Auf Abbildung 5 siehst du hingegen eine Waldweide aus Dänemark.[6] So sahen auch unsere Allmenden im Mittelland aus.

Die Bewirtschaftung der Zelgen wurde von den Bauern gemeinsam betrieben. Sie teilten die Zelgen in einzelne kleinere Stücke – sogenannte Gewanne – ein. Ursprünglich besass dann jeder Bauer des Dorfes in jedem Gewanne einen einzelnen Streifen – die Parzelle. Die Abbildung 6 zeigt, wie du dir das vorstellen musst.

Die Bauern bewirtschafteten also die Gewanne gemeinsam. Das gemeinsame Bewirtschaften bedingte natürlich auch Absprachen untereinander. In Zeiten ohne Telefon, Handy und E-Mail liess sich so etwas natürlich am besten in einem kompakten Haufendorf bewerkstelligen, wo alle Beteiligten nahe beieinander wohnten.

Im Laufe der Zeit wurde das System immer komplizierter, da in den Regionen mit Dreizelgenwirtschaft häufig bei einem Erbgang sogenannte Realteilung vollzogen wurde, das heisst, alle Söhne, an gewissen Orten auch die Töchter, erbten vom Land. Dazu wurden die Parzellen längs geteilt, so dass sie immer schmaler wurden.

Abbildung 7: Die Dreizelgenwirtschaft am Beispiel von Wiedlisbach

xx-xx_schulplattform.indd 38 21.10.13 07:03

Abbildung 8: Darstellung aus dem 15. Jahrhundert, die einen Schweinehirten mit seinen Tieren im Eichenwald zeigt. Quelle: Das Novemberbild aus dem Stundenbuch des Duc de Berry «Les Très Riches Heures du Duc de Berry»

xx-xx_schulplattform.indd 39 21.10.13 07:03

Abbildung 9: Flur östlich von Bleienbach

Aufgabe 3: Betrachte Abbildung 10 genau und schildere, welche Arbeiten hier verrichtet werden. Kannst du im Bild Zelgen, Gewanne und Parzellen erkennen?

Heute wird die Landwirtschaft natürlich nicht mehr so betrieben. Aber das System bildet sich vielerorts immer noch in der Parzellierung der Felder ab!

Aufgabe 4: Abbildung 9 zeigt die Felder östlich von Bleienbach. Kannst du einzelne Gewanne unterscheiden? Wie interpretierst du das unparzellierte Gebiet östlich des Widiachers?

Aufgabe 5: Nenne Folgen der Erbsitte der Realteilung.

Wahrscheinlich hast du auch die folgenden Lösungen erhalten:

Das ganze Getreidefeld, das bis ins Tal zum Teich hinunterreicht, ist die Zelg. Jenseits erkennt man weitere Zelgen, abgetrennt durch Hecken als natürliche Viehzäune. Das Gewanne ist das Feld mit hochstehendem Getreide im Vordergrund, das gerade abgeerntet wird. Die Parzellen sind mit Furchen im Boden markiert.

Mögliche Gewanne sind auf Abb. 11 S. 42 eingekreist. Das unparzellierte Gebiet dürfte eine ehemalige Allmend sein, die sich immer noch im Besitz der Burgergemeinde befindet und verpachtet ist.

Aufgabe 6: Du weisst, dass die heutige Landwirtschaft längst nicht mehr so betrieben wird wie im 16. Jahrhundert. Notiere dir Massnahmen, wie die ehemaligen Fluren der Dreizelgenwirtschaft an die modernen Erfordernisse angepasst werden können.

xx-xx_schulplattform.indd 40 21.10.13 07:03

Abbildung 10: Die gemeinschaftliche Bebauung eines Landstückes (eines Gewannes), gemalt von Pieter Brueghel d. Ä., von 1565.

xx-xx_schulplattform.indd 41 17.10.13 11:08

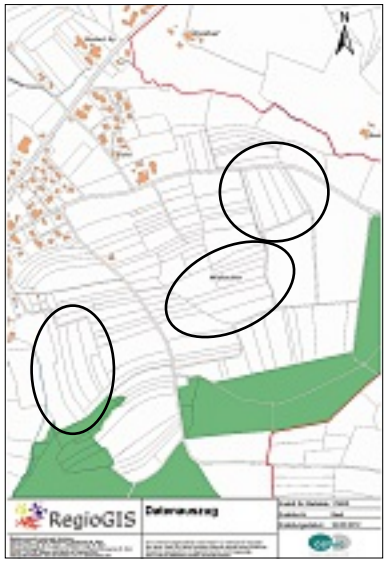


Abbildung 11: Mögliche Lösungen

Anmerkungen

1. Bezeichnung nach Lehrplan 21. Der Lehrplan wird für die gesamte Deutschschweiz Gültigkeit haben und ist am 28. Juni 2013 erstmals öffentlich gemacht worden.
2. Der Lehrplan 21 ist ein Projekt der Deutschschweizer Erziehungsdirektoren-Konferenz (D-EDK). Seit Herbst 2010 wird für alle deutsch- und mehrsprachigen Kantone ein gemeinsamer Lehrplan für die Volksschule ausgearbeitet. Damit setzen die 21 Kantone den Artikel 62 der Bundesverfassung um, die Ziele der Schule zu harmonisieren. Voraussichtlich im Herbst 2014 wird der Lehrplan 21 von allen Deutschschweizer Erziehungsdirektorinnen und -direktoren zur Einführung in den Kantonen freigegeben. Anschliessend entscheidet jeder Kanton gemäss den eigenen Rechtsgrundlagen über die Einführung im Kanton. S. auch www.lehrplan.ch
3. Der Lehrplan 21 spricht von Zyklen für die einzelnen Schulstufen: der erste Zyklus umfasst die beiden Kindergartenjahre und das erste und zweite Schuljahr, der zweite Zyklus die Schuljahre 3 bis 6 und der dritte Zyklus die Sekundarstufe I mit den Schuljahren 7 bis 9.
4. www.schulplattform-oberaargau.ch (Zugriff 24. Juni 2013).
5. Schulverlag 2011: Catrina Cavelti, Spuren – Horizonte, Klassenmaterial: KM 53.1. Bern © 2008 Schulverlag plus AG
6. Wahrscheinlich stellen die imposanten VITs (Very Important Trees) im Lotzwiler «Neuhölzli», das sich ja im Besitz der Burgergemeinde befindet, nichts anderes als die Reste einer solchen Eichen-Waldweide dar (Rohrbach E. 2007: Grosse Bäume im Lotzwiler Hambüel. Ein Spaziergang zu Very Important Trees (VIT). In: Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 50: 107 ff. Langenthal.)

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: www.schulplattform-oberaargau.ch (Zugriff 24. Juni 2013)
Abb. 4: Verfasser
Abb. 5: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/9d/Lang%C3%A5-Egeskov-egeforfald.jpg (Zugriff 24.06.13)
Abb. 6: Verfasser
Abb. 7: BURRI K. 1995: Schweiz, Suisse, Svizzera, Svizra: 124. Lehrmittelverlag Zürich
Abb. 8: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a5/Les_Tr%C3%A8s_Riches_Heures_du_duc_de_Berry_novembre.jpg (Zugriff 24.06.2013)
Abb 9: RegioGIS (www.regiogis.ch, Zugriff 24.06.2013)
Abb. 10: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pieter_Bruegel_de_Oude_-_De_graanoogst.jpg (Zugriff 24.06.2013)

xx-xx_schulplattform.indd 42 21.10.13 07:04

Zur Geschichte der Kulturlandschaft im Oberaargau

Rolf Peter Tanner

Am 3. März 2009 um 13:58 Uhr sackte das siebengeschossige Archivgebäude in der Kölner Südstadt in sich zusammen und riss zwei benachbarte Wohnhäuser mit. Zwei junge Männer starben in den Ruinen. Gleichzeitig wurden dreissig Regalkilometer mit den Beständen eines der bedeutendsten kommunalen Archive Europas in die Tiefe gerissen. Über das Ereignis wurde auch hierzulande prominent berichtet. Dass der Einsturz des Kölner Stadtarchivs neben der menschlichen Tragödie wegen der Zerstörung oder Schädigung von Dokumenten eine Katastrophe ist, dürfte dem Grossteil der Bevölkerung einleuchten. Tagtäglich verschwinden jedoch Archivalien, die genauso alt und ebenso bedeutsam sein können wie die Schriften im Kölner Archiv, ohne dass dies einer Erwähnung in der Presse wert wäre, wie Abb. 3 dokumentiert. Sie zeigt, wie die Spuren der historischen Hauptstrasse von Bern nach Luzern, die damals durch die Region von Burgdorf und über Huttwil verlief, bei Dürrenroth im Rahmen einer Meliorationsmassnahme vernichtet wurden. Solches geschieht in den seltensten Fällen bewusst, sondern ist meist auf die Unkenntnis der Bedeutung solcher Zeugen zurückzuführen, da viele solcher Landschaftsformen heute keine Funktion mehr haben.

Abbildung 1: Einsturz des Kölner Stadtarchivs am 3. März 2009

Kulturlandschaft im Oberaargau

In Melchnau wurden Schülerinnen und Schüler einer 5./6. Klasse befragt, was sie mit dem Begriff Oberaargau verbinden. Den meisten Aussagen war gemein, dass die Landschaft «schön» sei. Aber was ist eine «schöne» Landschaft, bzw., was macht unsere oberaargauische Kulturlandschaft aus? Tatsächlich finden wir eine Vielgestalt der For-

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 43 22.10.13 06:51

men von den Jurahöhen im Norden bis ins Napfbergland im Süden, wie die Abb. 5 bis 8 zeigen.

Landschaften werden geprägt von ihren Elementen. Aber Landschaften sind mehr als die Summe dieser Elemente, die durch unsere Wahrnehmung erst zur Landschaft zusammengesetzt werden. Die Wahrnehmung eines Raumes, einer Landschaft, ist grundsätzlich einmal ein sehr individueller Vorgang. Ein Landwirt sieht denselben Raum anders als ein Städter, ein Kind anders als ein älterer Mensch. Aus unserer Wahrnehmung formen wir ein inneres Bild, ein «Image», indem wir frühere Wahrnehmungen mit der momentanen, Unsichtbares mit Sichtbarem verknüpfen. So formt sich unser inneres Bild immer tiefer, führt Wahrnehmung zur Konstruktion eines inneren Bildes des wahrgenommenen Raumes. Dies erzeugt nun aber im Diskurs mit anderen Menschen ein «Image» im übertragenen Sinn, ein kollektives inneres Bild, das den Menschen einer Region Identität verleiht.

Abb. 2 zeigt anschaulich den Zusammenhang zwischen der physisch vorhandenen Landschaft und den inneren Bildern auf, indem diese inneren Bilder ein Mittel zur Raumaneignung darstellen und zum Aufbau einer Identität in Bezug auf den eigenen Lebensraum verhelfen.

Im Oberaargau gibt es jedoch kein Matterhorn, kein Rütli, keinen Alpensee, keine Gletscher. Unsere identitätsbildenden Landschaftselemente sind viel bescheidener. Dazu gehören zum Beispiel die Wässermatten des Rot- und des Langetentals, die nirgendwo sonst in der Schweiz noch so gut erhalten sind.

Aber auch sonst ist unsere Kulturlandschaft geprägt von Elementen, die gleichzeitig auch Archivalien sind, weil sie die jahrhundertealte Nutzung unseres Raumes dokumentieren. Die «Hagstelli» am Ahorn auf Abb. 8 ist ein uralter Grenzhag zwischen den Ständen Bern und Luzern. Aber auch andere Hecken sind häufig im Zusammenhang zu sehen mit der Landnutzung vergangener Zeiten.

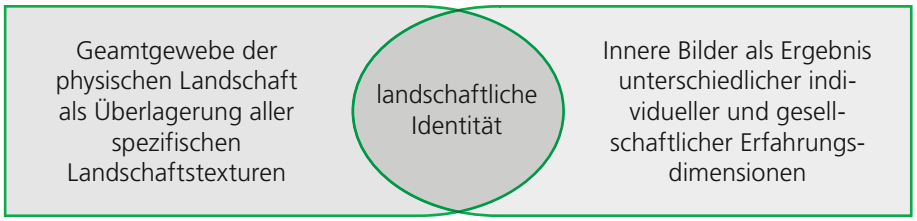


Abbildung 2: In der Kongruenz von Landschaftstexturen und inneren Bildern kann sich landschaftliche Identität entwickeln

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 44 22.10.13 06:51

Abbildung 3: Das Verschwinden der Überreste der alten Strasse von Bern nach Luzern, die gleichzeitig eine wichtige Route der Jakobspilgerei darstellte

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 45 22.10.13 06:51

Neben den Talwässermatten an Rot, Langeten und Önz gibt es auch kleine Hangwässermatten in erhöhten Seitengräben. Feldraine wie in Seeberg (beide Abb. 9) oder Bleienbach zeigen die Art des Pflügens in früheren Jahrhunderten: Die Scholle wurde wegen des geringeren Widerstandes immer hangabwärts gewendet. Dies führte zu dieser Stufung der Hänge.

Die traditionelle agrarische Landnutzung

Die Landnutzung in der Schweiz ist über Jahrtausende primär die landwirtschaftliche Nutzung. Somit ist zum Verständnis all der erwähnten landschaftlichen Archivalien die Auseinandersetzung mit der Landwirtschaft früherer Zeiten notwendig. Erst seit rund hundertfünfzig Jahren wirken die Industrie- und später die Dienstleistungsgesellschaft raumprägend. Aber auch heute noch hat die Landwirtschaft eine Flächenverantwortung, die in keiner Weise ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung entspricht. Damit rechtfertigt sich das politische Gewicht dieses Sektors, aber auch, dass man ihn im Unterricht thematisiert. Die «Archivalien» im Gelände sind erst verstehbar, wenn man erkennt, aus welchen Nutzungen heraus sie entstanden sind. Viele dieser Formen haben neben dem «archivalischen» und kulturellen Wert auch eine grosse Bedeutung für die Landschaftsästhetik und die Biodiversität – klassisches Beispiel in unserer Region sind die schon erwähnten Wässermatten.

Abbildung 4: Wässergraben mit «Brütsche» zur Ableitung des Wässerwassers im Rottal im Grenzgebiet Bern – Luzern

Der Untergrund als Basis der Landnutzung im Oberaargau

Die ursprüngliche Bodenbedeckung unserer Region nach der letzten Eiszeit ist – wie anderswo – natürlich der Wald. Den Oberaargau bedecken auch heute noch auffällig grosse Waldgebiete, meist fast reine Nadelwälder. Vielerorts sind im Mittelland seit dem 19. Jahrhundert anstelle der ursprünglichen Laubholzbestände schnellwachsende Koniferen gepflanzt worden. Unsere Wälder hingegen gehören in den Bereich eines natürlichen Nadelwaldes (submontaner Plateau-Tannen-Fichtenwald), der im Mittelland nur in einem eng begrenzten Gebiet vorkommt (Abb. 10). Entstanden ist dieser Vegetationstyp auf Böden, die während der

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 46 22.10.13 06:51

Abbildung 5: Blick vom Bipper Jura gegen den Weissenstein

Abbildung 6: Aarelandschaft bei Wynau

Abbildung 7: Hügellandschaft bei Melchnau

Abbildung 8: Grenzhecke («Hagstelli») zum Luzernischen am Ahorn

ausgedehntesten Vergletscherungsperiode, der Risseiszeit, vergletschert waren, jedoch in der letzten Eiszeitperiode, der Würmeiszeit, nicht mehr. Das heisst, die sonst weitverbreiteten jungen Ablagerungen der Würmeiszeit fehlen in dieser Lücke zwischen Reuss- und Rhone-Aaregletscher (Abb. 12). Die hier anstehende risseiszeitliche Grundmoräne ist tiefgründig ausgewaschen.[1] Konkret bedeutet dies, dass diese Böden staunass und vergleyt,[2] nährstoffarm und ursprünglich wenig geeignet waren für die ackerbauliche Nutzung. Erst durch Düngung und Entwässerung konnten sie allmählich intensiv genutzt werden. Die meisten offenen Flächen in unserer Region unterscheiden sich demnach auch kaum mehr

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 47 22.10.13 06:51

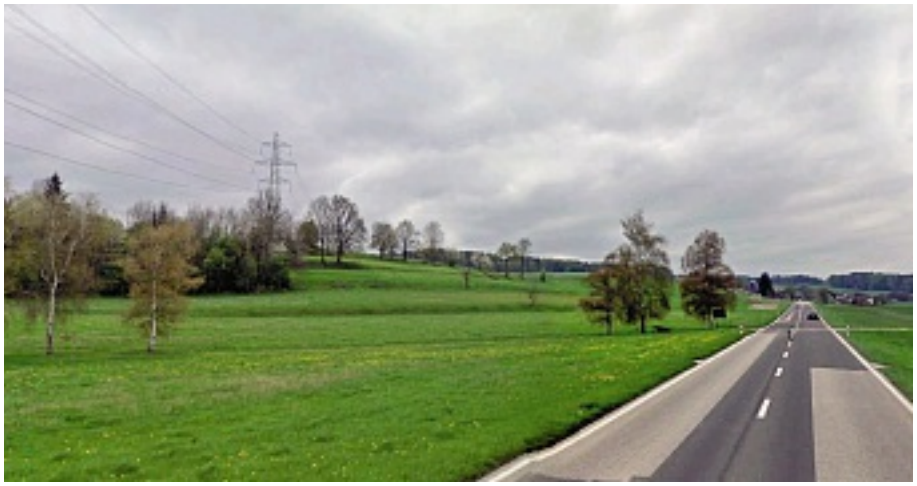


Abbildung 9: Hangwässermatte (Reisiswil) und Ackerterrassen (z. B. in Seeberg)

von anderen, fruchtbareren Bodentypen. Dennoch ist auffällig, dass gerade im tieferen Oberaargau immer noch relativ ausgedehnte Waldungen stocken. Und man kann annehmen, dass diese Bodenverhältnisse ursprünglich im ganzen Gebiet weiter verbreitet waren als heute. Diese Gegend wurde somit eher spät und dünn besiedelt. Hier dürfte wohl zum Beispiel auch der Grund für die Berufung von Zisterziensermönchen zur Urbarisierung nach St. Urban zu suchen sein. Auch die extensive Ausdehnung von Wässermatten zur Düngung der Wiesen ist ein Indiz dafür.

Abbildung 10: Typischer Aspekt des Peitschenmoos-Tannen-Fichtenwalds im Waldreservat Schmidwald zwischen Madiswil und Gondiswil

Die landwirtschaftlichen Nutzungssysteme

Die im Kanton Bern am weitesten verbreiteten Nutzungssysteme seit dem Mittelalter waren die Graswirtschaft des Oberlandes, die Feldgraswirtschaft und die Dreizelgenwirtschaft. In der Feldgraswirtschaft, die vor allem im Emmental, im Schwarzenburgerland und im höheren Oberaargau verbreitet war, wechselten sich grosse Weide- und Wiesenareale mit kleineren Ackerflächen ab. Die Dreizelgenwirtschaft schliesslich war das ackerbaulich produktivste System, in dem drei ungefähr gleich grosse Areale, die so genannten Zelgen, im Wechsel mit Winterfrucht und Sommerfrucht bebaut und im dritten Jahr zur Regeneration brach gelegt wurden. Zusätzlich diente dieses Areal auch als Viehweide, was ebenfalls zur Düngung beitrug. Seit dem 18. Jahrhundert wurde

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 48 22.10.13 06:51

Abbildung 11: Der Bodentyp der staunassen vergleyten Braunerde (unten links), die Vergletscherung der letzten Eiszeit 24 000 Jahre vor heute (unten rechts) und die entsprechende Verteilung der Flächen mit Peitschenmoos-Tannen-Fichtenwald (rechts)

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 49 22.10.13 06:51

diese Brache intensiviert genutzt, indem Kleegras oder andere Leguminosen (Erbsen, Luzerne etc.) als Stickstoffproduzenten angebaut wurden. Diese Leguminosen gehen eine Symbiose mit stickstoffbindenden Bakterien ein.

Ein schönes Bild der Landwirtschaft des 18. Jahrhunderts und der Neuerungen, die gegen 1800 einsetzten, gibt Jeremias Gotthelf in seiner «Käserei in der Vehfreude». Dokumentiert wird sie auch durch einen Plan des Dorfes Inkwil aus dem Jahr 1719 (Abb. 12). Bereits im Untertitel des Planes – «samt denen darin gelegenen Waldungen, Feld und Mattlandes» – werden die hauptsächlichen Nutzungskategorien aufgeführt. Leicht erkennbar sind in den trockeneren Zonen die drei Ackerzelgen («Oberezelg», «Underezelg» und «Hinderezelg»), das Wiesland entlang des Seebaches und des Nordufers des Sees («Die Obere matt» und «Die Undere matt») sowie das als Allmend genutzte vernässte «Moos». Daneben dürfte auch der Wald als Waldweide gedient haben.

Was der Plan jedoch nicht zeigt, ist die Parzellierung, die direkt mit dem Nutzungssystem zusammenhing. Die Bebauung verlief nämlich in so genannten Gewannen, das heisst grösseren Feldstücken innerhalb der Zelg, die mit demselben Anbauprodukt bebaut wurden (vgl. Abb. 6 auf Seite 38). In jedem dieser Gewanne besassen mehrere oder alle Bauern eines Dorfes je eine Parzelle. Aus arbeitsökonomischen Gründen und wegen der eingeschränkten Zugänglichkeit der Parzellen wurden diese Gewanne gemeinschaftlich bewirtschaftet.

Die genossenschaftliche Bewirtschaftung der Zelgen ist eindrücklich dokumentiert in einem Gemälde von Pieter Brughel dem Älteren von 1565 («Die Kornernte», vgl. Abb. 10 auf Seite 41). Erkennbar sind Zelgen, abgegrenzt durch Hecken (für die Stoppelweide im Herbst), das Gewanne, das gerade abgeerntet wird, und sogar die Parzellen, die mit einer Furche am Boden markiert sind. Man beachte auch die Höhe des Getreides!

Die komplexe interne Parzellenstruktur, die aus dem Gewannsystem hervorging (Abb. 13) ist vielerorts heute noch in den Katasterplänen erkennbar, anderswo haben Meliorationen eine völlig neue Anordnung geschaffen. Was die Textur der Felder zusätzlich komplizierte, war die Erbregel der so genannten Realteilung, nach der entweder alle oder zumindest die männlichen Erben bedacht wurden, so dass die Parzellen fortwährend geteilt wurden. Da das Wenden des Pfluges am Ende einer Furche eine mühsame Angelegenheit war, hat man die Stücke längs ge-

Abbildung 12: Plan der Herrschaft Inkwil von Johann Abraham Riediger von 1719

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 50 22.10.13 06:51

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 51 22.10.13 06:51

teilt, um dieses Manöver minimieren zu können (Abb. 15). So sind die Parzellen immer schmaler geworden. Auch in Inkwil war diese Textur vorhanden, wie das Luftbild aus den Fünfzigerjahren, also vor der Güterzusammenlegung, zeigt (Abb. 13).

Zum Nutzungssystem der Dreizelgenwirtschaft gehört das typische Haufendorf des Mittellandes. Ein Grund für die Herausbildung dieser Siedlungsform mag auch die Notwendigkeit der räumlichen Nähe der Dorfgenossen zur Koordination der zahlreichen gemeinsamen Arbeiten gewesen sein. Handy, E-Mail und Telefon waren ja noch in weiter Ferne.

Im Feldgrasgebiet des Emmentals und des Hügellandes des südlichen Oberaargaus galten andere Regeln. Die Kleinräumigkeit des Geländes verhinderte das Entstehen von Dörfern, und die Bewirtschaftung verlief individuell. Als Nutzungssystem war die so genannte Hufenflur verbreitet (Abb. 18). Eine Hufe ist ein mittelalterliches Mass für eine Hofstatt.[3] Der Begriff stammt eher aus dem norddeutschen Bereich, bei uns sprach man von einer Hube. Ein «Huber» ist also ein Bauer, der eine Hube bewirtschaftete. Ebenso überliefert der Flurname «Hueb», der weit verbreitet ist, den Begriff.

Im Gegensatz zum Gewannflursystem ist im Hufenflurgebiet das so genannte Einerbenrecht verbreitet, das heisst, nur ein Sohn erbte den Hof bzw. das Lehen. Häufig war es der älteste (Majorat), in gewissen Regionen wie im Emmental der jüngste (Minorat). Die übrigen Söhne mussten entweder abwandern oder blieben oft unverheiratet auf dem Hof des Erben als familieneigene Arbeitskräfte. Die dem Hof zugehörige Flur war meist um den Hof arrondiert.

Im 19. Jahrhundert waren die Einerbenbauern viel besser gerüstet für die geforderte Marktorientierung im anbrechenden Industriezeitalter, da sie über grosse Nutzflächen verfügten, die alle arrondiert waren, während die Betriebe im Realteilungsgebiet bei wachsender Bevölkerung immer kleiner wurden und ihre Betreiber kaum mehr zu ernähren vermochten (Abb. 16). Andererseits öffnete sich zu dieser Zeit auch die soziale Schere massiv, was die zeitgenössische Karikatur auf Abb. 17 zeigt.

Als Übergangsform zwischen diesen beiden Formen hat sich im höheren Mittelland die so genannte grossflächige Blockflur etabliert, bei der sowohl Erbteilung wie ungeteilte Vererbung vorkommt. Auch die Siedlungsform mit Weilern und Kleindörfern ist ein Mittelding zwischen Einzelhofsiedlung (Streusiedlung) und Haufendorf.

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 52 22.10.13 06:51

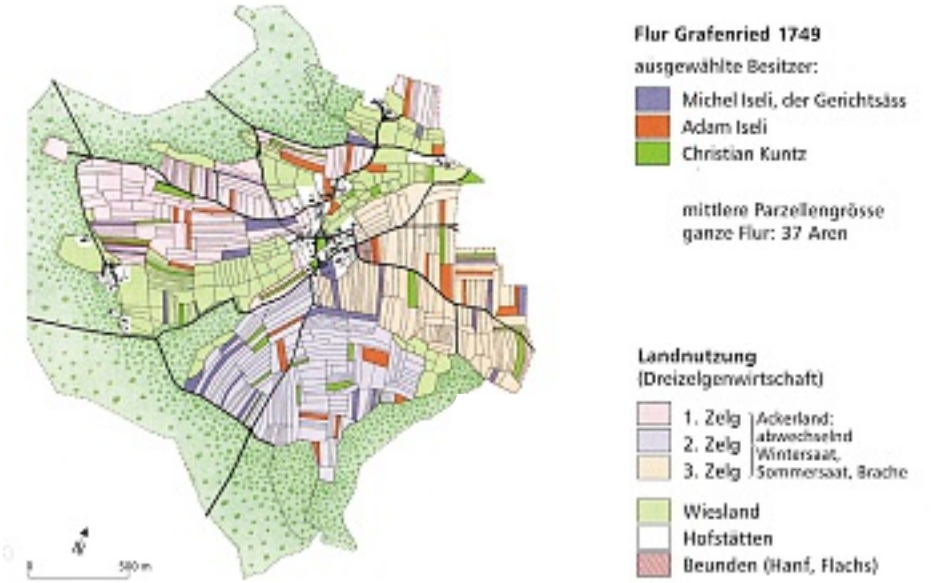
Abbildung 13: Luftbild der Gegend um den Inkwiler See von 1951

Die Nutzungs- und Siedlungssysteme im Oberaargau fasst Abb. 20, S. 58 zusammen.

Die Agrarmodernisierung im Oberaargau

Die Entwicklung der Landwirtschaft seit 1800 verläuft parallel zum Aufkommen der Industrie und später zum Übergewicht der Dienstleistungen. Grundsätzlich war das traditionelle Nutzungssystem beschränkt durch die so genannte Düngerlücke. Wegen des Fehlens von Kunstdünger, der erst im 19. Jahrhundert allmählich Einzug hielt (s. unten), waren die Erträge sehr gering. Fachleute sprechen beim traditionellen Nutzungssystem von der «Organisation des Mangels». Ein wichtiger begrenzender Faktor war die Verfügbarkeit von Wiesland. Je mehr Wies-

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 53 22.10.13 06:51



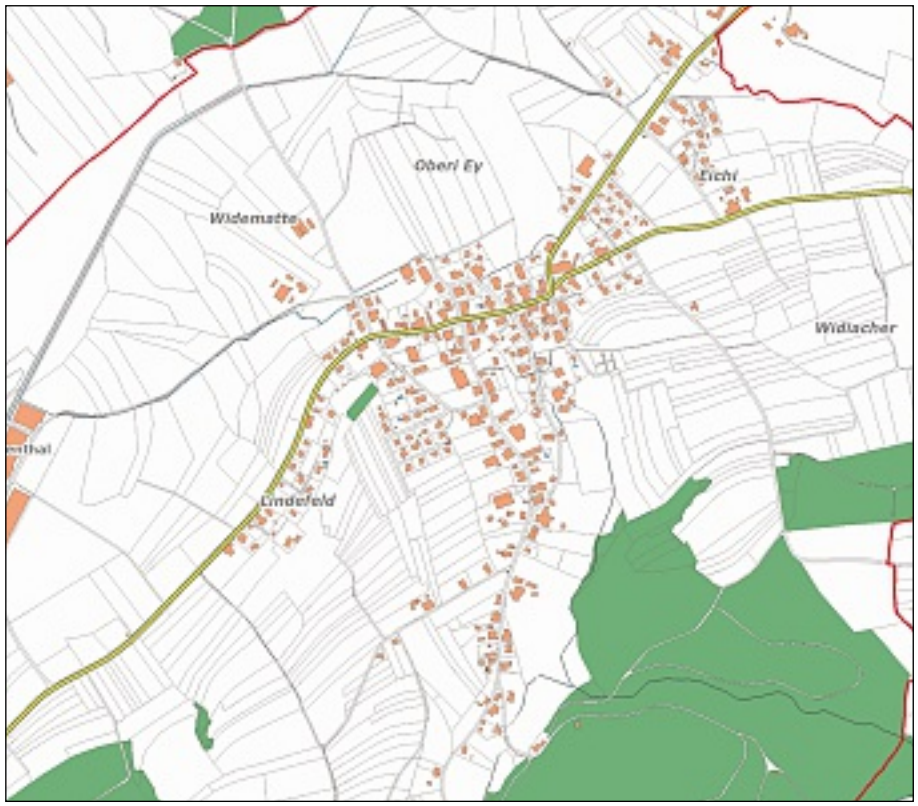


Abbildung 14: Das Beispiel der Gewannflur von Grafenried 1749 und der heutige Katasterplan von Bleienbach

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 54 22.10.13 06:51

Abbildung 15: Ein typisches Pfluggespann aus der vormotorisierten Zeit

land zur Verfügung stand, desto mehr Vieh konnte gehalten werden, desto mehr Dünger fiel an. Die Wässermatten waren daher bei uns sehr wichtig, denn sie stellten praktisch das einzige Mattland dar.
Ab etwa 1750 beginnt eine Bewegung Fuss zu fassen, die mit dem Begriff «Agrarmodernisierung» am treffendsten bezeichnet wird und die bis heute anhält. Man kann hierbei vier Phasen unterscheiden:[4]
Eine Vorlaufphase, in der erstens in den Allmenden einzelne Flächen zunehmend für den Ackerbau an die einzelnen Burger «ausgeteilt» wurden, die diese dann gegen das Weidevieh «eingeschlagen» (eingezäunt) und individuell bewirtschaftet haben, ohne jedoch ein Eigentum an diesen Parzellen zu erhalten. Zweitens wurde das Vieh vermehrt im Stall belassen, damit einerseits sowohl der Mist und die Jauche gewonnen werden konnten und andererseits eben die erwähnten Weideflächen auf der Allmend frei wurden. Dieses Mehr an Dünger erlaubte auch die allmähliche Intensivierung des Ackerbaus. Drittens wurde anstelle der traditionellen Dreifelderwirtschaft das Feld im dritten Jahr nicht einfach brach liegen gelassen, sondern mit Kleearten, Raps oder Kartoffeln bebaut.

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 55 22.10.13 06:51

Abbildung 16: Johann Baptist Pflug (1785 – 1865). Reicher Einerbenbauer gegenüber armem Realteilungsbauern

In der ersten eigentlichen Innovationsphase nach der liberalen Revolution von 1831 im Kanton Bern wurden die Bauern endgültig «erlöst» von den althergebrachten Bindungen an den Grundherrn und konnten nun auf eigene Verantwortung frei wirtschaften. In dieser Zeit wurden bei uns vor allem die Innovationen der Vorlaufphase noch weiter umgesetzt, die Allmenden endgültig aufgelöst und an die einzelnen Dorfbürger verteilt bzw. verpachtet. Durch das vermehrte Ansäen von Kunstgras stieg der Viehbestand noch mehr an, es gab mehr (immer noch organischen) Dünger, was wiederum den Ackerbau verbesserte. Die zusätzlich anfallende Milch wurde neu in Dorfkäsereien verarbeitet (man lese auch zu diesem Thema am besten Gotthelfs «Käserei in der Vehfreude»). Einer der ganz grossen Promotoren dieser Innovationen bei uns war Jakob Käser aus Melchnau (1806 – 1878), Autodidakt, Landwirt, Grossrat und Begründer des Ökonomisch Gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus.
Abbildung 22 dürfte für 1996 einen Höchststand von Käsereien verzeichnen. Seither nimmt ihre Zahl im Rahmen des Strukturwandels wieder ab.
Neben der Milchwirtschaft hielt auch der Obstbau vermehrt Einzug. Die verbesserten Strassen und später die Eisenbahnen ermöglichten einen marktorientierten Anbau von verschiedenen Früchten. Mit anderen Worten, die heute als wertvoll erachteten und stellenweise geschützten Baumgärten stellen eigentlich eine frühe Nutzungsintensivierung dar. Ein Ausschnitt aus «Topographische, historische und statistische Darstellung des Dorfes und Gemeindebezirkes Melchnau» von Jakob Käser[5] aus dem Jahr 1855 spricht von der Einrichtung eines «Baumgartens» in Melchnau und dokumentiert diesen Vorgang: «Zu Beförderung der Forst- und Obstbaumzucht konstituierte sich aus mehrern Mitgliedern des Lesevereins und andern Freunden der Obstbaumzucht im Jahr 1840 eine Gesellschaft und legte eine Pflanzschule von jungen Bäumen auf einem dazu gemietheten Stück Allmendland von fast einer Jucharte im Guger an, woraus nun alljährlich Obstbäume von den bessern Sorten bezogen werden können. In den Baumgärten befinden sich ungefähr zwei Theile Äpfel- und ein Theil Birnenbäume; seltener sind die Zwetschgen- und Pflaumenbäume; die Kirschbäume befinden sich mehr an Wegen und Rändern und auf den Allmenden.»

Abbildung 17: Die soziale Schere im 19. Jahrhundert

Die nächste Sequenz der Agrarmodernisierungen begann in den 1890er Jahren. Man spricht hier etwa auch von der mechanischen Agrarmodernisierung, denn nun kamen vermehrt technische Geräte zum Einsatz,

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 56 22.10.13 06:51

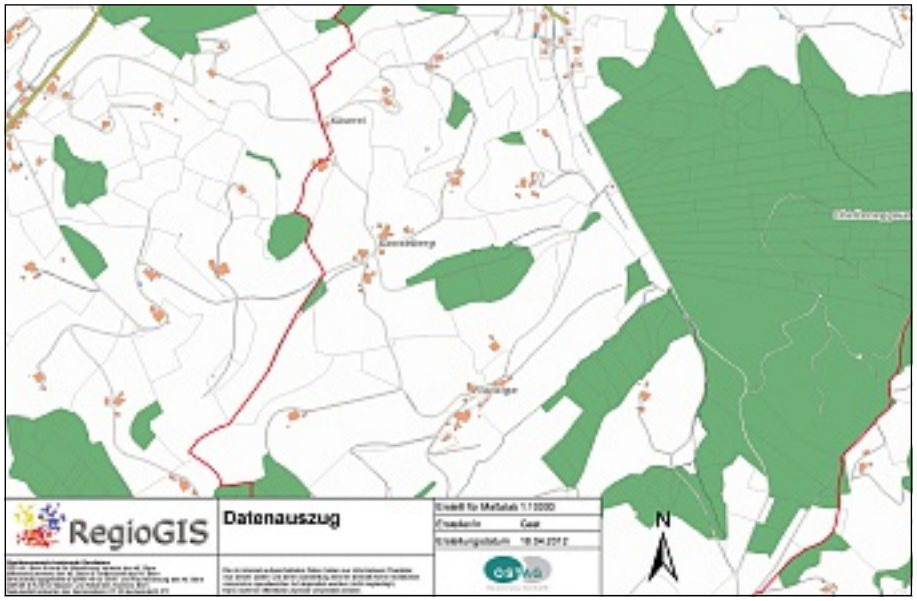


Abbildung 18: Streusiedlung mit Hufenflur (Rohrbachgraben/ Walterswil, RegioGIS)

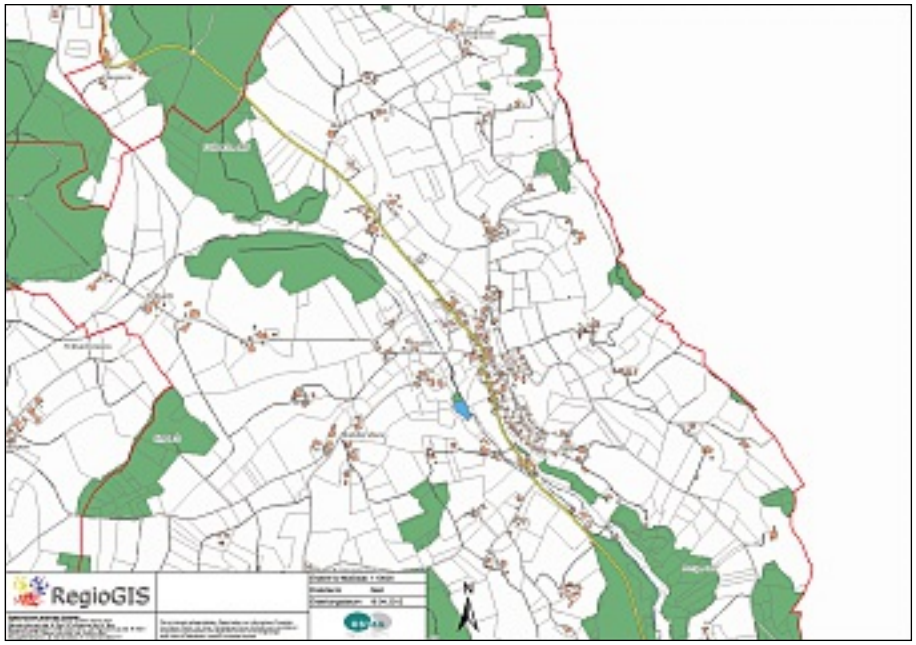


Abbildung 19: Grossflächige Blockflur als Übergangsform (Gondiswil, RegioGIS)

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 57 22.10.13 06:51

	Gewannflur	Grossflächige Blockflur	Hufenflur	Kleinflächige Blockflur
Erscheinungsbild der Flur im Plan	Schmale Streifen in Gemengelage; Gewanne teilweise noch erkennbar	Mittelgrosse Parzellen. Pro Eigentümer in wenige Stücke aufgeteilt, leichte Gemengelage	Flur arrondiert	Kleine bis sehr kleine Blöcke in Gemengelage. Parzellen blockförmig.
Erscheinungsbild der Flur in der Natur oder auf dem Luftbild	Erkennbare Parzellen meistens auch Besitzparzellen	Erkennbare Parzellen Besitz- oder Nutzungsparzelle	Nur Nutzungsparzellen	Erkennbare Parzellen praktisch immer auch Besitzparzellen
Siedlungsform	Haufendörfer	Kleine Haufendörfer, Weiler und Hofgruppen	Streusiedlung	Dichte Haufendörfer
Erbrecht	Realteilung	Gemischt	Einerbrecht	Realteilung

Abbildung 20: Übersicht über die Nutzungssysteme, die im Oberaargau verbreitet sind

zwar mehrheitlich noch von Pferden gezogen, die aber dennoch einen ersten Rationalisierungsschub ermöglichten. Dies umso mehr, als nun zunehmend landwirtschaftliche Arbeitskräfte in die Industrie abwanderten. Gleichzeitig öffnete sich das System, das auch noch in der ersten Sequenz nur geschlossene Stoffkreisläufe aufwies. Erstmals wurde der Düngermangel mit industriell gefertigtem Kunstdünger überwunden und gleichzeitig das Energieproblem mit fossilen Brennstoffen «gelöst». Dennoch blieb das Ergebnis für unsere Bauern zwiespältig: Einerseits konnten die Hektarerträge massiv gesteigert werden, indem nun genug Dünger zur Verfügung stand und Maschinen eingesetzt werden konnten, die nach und nach auch motorgetrieben waren, andererseits verursachte die Einführung der Eisenbahn, die eben auch mit fossiler Energie betrieben werden konnte, eine gewaltige Transportkostenreduktion, so dass nun plötzlich billiges Getreide aus Russland oder sogar Übersee das einheimische Gewächs zu konkurrenzieren und verdrängen begann. Unsere Bauern verlegten sich zunehmend auf die Milchwirtschaft, was allenthalben zur «Vergrünung» der Landschaft führte. Weiter begann in dieser Zeit auch mehr und mehr die Politik mit Grenzzöllen und Agrar-

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 58 22.10.13 06:51

Die Agrarmodernisierung			
Sequenz	**Zeit**	**Dünger**	**Massnahmen**
Vorlauf	Um 1750 – 1831	organisch	· Stallhaltung des Viehs · Kleegras und andere Leguminosen auf der Brachzelg
1. Seq.	1831 – 1890	organisch	· Einführung von Talkäsereien · Ausrichtung auf dem Markt
2. Seq.	1890 – 1950	organisch und chemisch	· Kunstdünger · Mechanisierung · Güterzusammenlegungen
3. Seq.	ab 1950	chemisch	· Motorisierung · Chemisierung

Abbildung 21: Die Sequenzen der Agrarmodernisierung zusammengefasst

massnahmen einzugreifen. Hierzu gehörten auch vermehrt Meliorationsmassnahmen wie Güterzusammenlegungen und Entwässerungen von Feuchtgebieten.

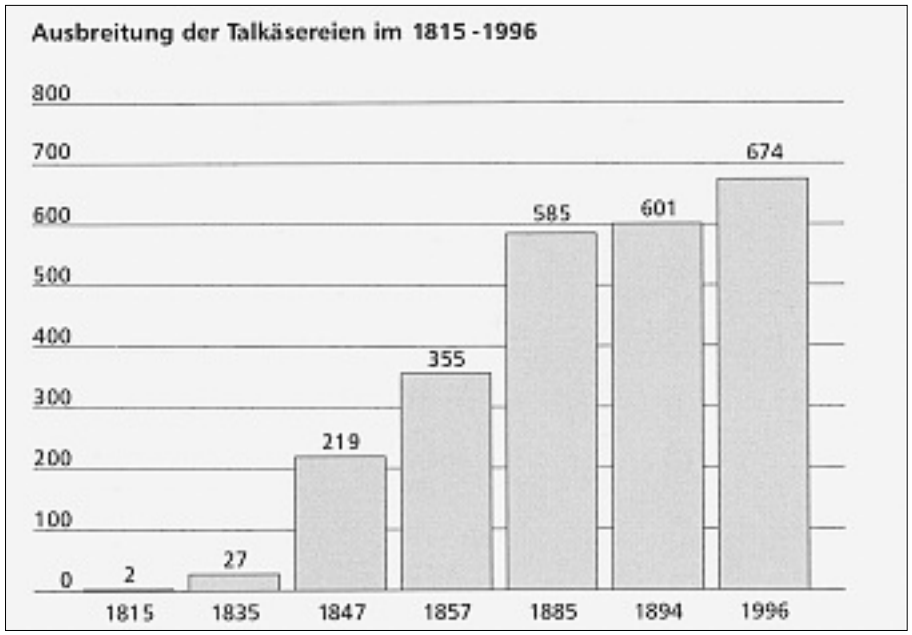


Abbildung 22: Neugründungen von Käsereien ausserhalb des Alpgebietes 1815 bis 1996

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 59 22.10.13 06:51

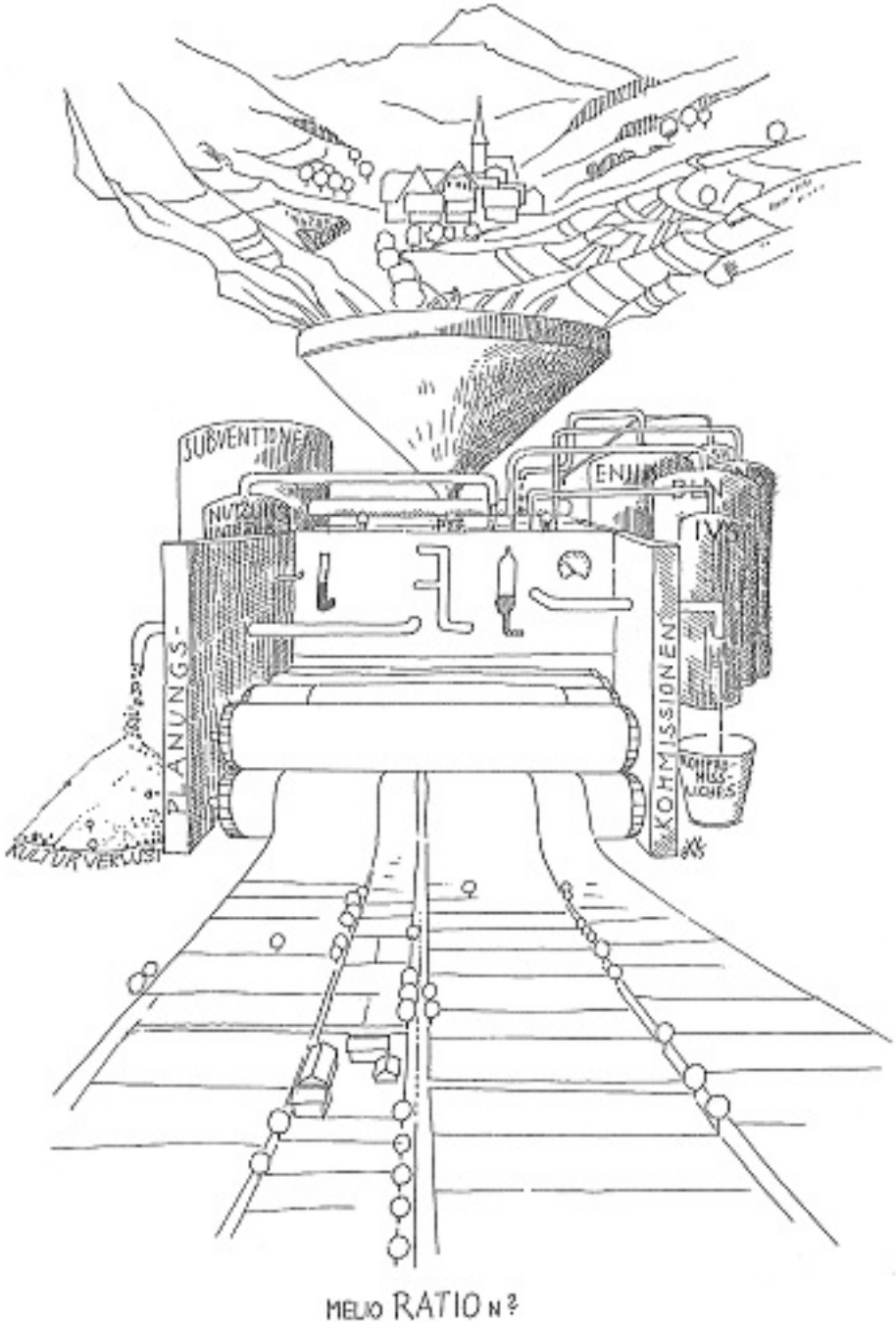


Abbildung 23: Die Verwandlung der traditionellen Kulturlandschaft in die moderne Produktionslandschaft

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 60 22.10.13 06:51

Abbildung 24: Obstbaumpflanzung und Obstbaumrodung als Metaphern für die beiden Produktionsformen

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 61 22.10.13 06:51

Die dritte Sequenz, die industrielle Phase, begann schon vor dem zweiten Weltkrieg und verstärkte sich in den Jahren danach. Hier entstand diejenige Landwirtschaft, die wir heute kennen und die einer zunehmend industriellen Logik folgte: standardisierte Abläufe und hohe Stückzahlen boten die beste Rendite. Ein Resultat neben der völligen Mechanisierung und Chemisierung war auch die Spezialisierung. Dazu kommt der immer höhere Input von Fremdenergie. Die Landschaft erhielt dadurch ein entsprechendes Gepräge.

Diese Entwicklungsphasen liefen nicht trennscharf ab. So blieben in peripheren Regionen auf Kleinbetrieben oft Methoden bestehen, die einer früheren Stufe angehörten. Wie sich die Landwirtschaft weiterentwickeln wird, ist im Moment erst in unklaren Konturen sichtbar. Zurzeit sind zwei Strategiepfade erkennbar (dokumentiert in Abb. 23):

- Die Weiterverfolgung des produktivistischen Weges: Der allgemeine Strukturwandel hin zu immer weniger, dafür grösseren Betrieben zeichnet sich in den immer grösser werdenden Nutzungsparzellen ab; dies wird häufig durch Zupacht der Nachbarlandstücke bewerkstelligt. Gleichzeitig existieren Trends zur weiteren Intensivierung und Industrialisierung – sichtbar zum Beispiel in den im Entstehen begriffenen Grossstallanlagen.
- Umschwenken auf den «postproduktivistischen» Weg: Sichtbar sind Tendenzen zur Extensivierung, zum Beispiel durch Bio-Landbau oder Buntbrachen und Flächenstilllegungen.

Zur Illustration der beiden Strategiepfade vgl. Abb. 24

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 62 22.10.13 06:51

Anmerkungen:

1) Steiger P., 1994: Wälder der Schweiz. Von Lindengrün zu Lärchengold. Vielfalt der Waldbilder und Waldgesellschaften in der Schweiz: 234. Thun
2) Staunässe führt zu Sauerstoffarmut und zur Vergleyung, einem biochemischen Vorgang, der den Boden grau werden lässt (im Dialekt häufig mit «lättig» bezeichnet)
3) Ursprünglich umfasste eine Hufe 30 Morgen, was zirka 12 ha entspricht (Haberkern E., Wallach J. F., 1980: Hilfswörterbuch für Historiker I: 297. Tübingen)
4) Pfister Ch., 1995: Im Strom der Modernisierung: Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914. In: Geschichte des Kantons Bern seit 1798: 225 ff. Bern
5) Käser J., 1855: Topographische, historische und statistische Darstellung des Dorfes und Gemeindebezirkes Melchnau in seinen Beziehungen zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: 145 f. Langenthal

Abbildungsnachweis

Abb. 1: http://www.koeln.de/koeln/koelner_stadtarchiv_einsturz_verursachte_milliardenschaden_440782.html
Abb. 2: Grafik nach MEIER CH., BUCHER A. 2010: Die zukünftige Landschaft erinnern. Eine Fallstudie zu Landschaft, Landschaftsbewusstsein und landschaftlicher Identität in Glarus Süd: 41. Bern
Abb. 3: DOKUMENTATION IVS KANTON BERN 2006: BE 27.1.7. Bern
Abb. 4: Foto P. Keller
Abb. 5–8: Fotos Verfasser
Abb. 9: Links Foto Verfasser, rechts Google Earth
Ab. 10: Foto Verfasser
Abb 11: Steiger 1994: 234 (oben) und 235 (unten links), http://map.geo.admin.ch/, reproduziert mit Bewilligung von swisstopo BA 13074 (unten rechts)
Abb. 12: StABE AA IV Wangen 9, http://www.query.sta.be.ch/bild.aspx?VEID=374018&DEID=10&SQNZNR=1 (Zugriff 11.06.2013)
Abb. 13: © swisstopo, Bild Nr. 1816 vom 21.09.1951. Vorschaumodus. http://map.lubis.admin.ch/lubis/mouseOver/watermark.php?d=/var/local/cartoweb/downloads/lubis/quickviews/CH233/1951/233NE227_1816.jpg&p=5&r=2 (Zugriff 11.06.2013)
Abb 14: PFISTER CH. , EGLI H.-R. 1998: Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern. Umwelt, Bevölkerung, Wirtschaft, Politik: 83. Bern, und RegioGIS des Webportals der Region Oberaargau: www.regiogis.ch
Abb. 15: PFISTER, EGLI 1998: 82
Abb. 16: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/32/neu-_und_altwürttemberg.jpg
Abb. 17: PFISTER, EGLI 1998: 98

xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 63 22.10.13 06:51

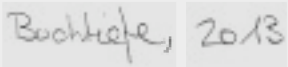
Abb. 18 + 19: RegioGIS
Abb. 21: PFISTER 1995: 225ff.
Abb. 22: PFISTER, EGLI 1998: 128
Abb. 23: © Werner Vogel
Abb. 24: Fotos Verfasser

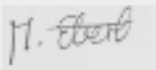
xx-xx_landschaft_oberaargau.indd 64 22.10.13 06:51

BUCHTIEFE

Melanie Huber
Daniel Gaberell
Urs Mannhart
Monika Hirsbrunner
UP Geiser
Martin Lienhard

Für die Betrachtung der Abbildung auf dem Grund der Lochstanzung und der darauf folgenden Doppelseite nehmen Sie bitte eine Lupe 6 × oder einen Fadenzähler zur Hand.





xx-xx_portfolio_1.indd 65 21.10.13 07:23

buchtiefe

Oh Liebster,
steig hinab mit mir
in dieses Buches Tiefe

Wem immer wir
ins Antlitz blicken,
werden wir
nicht vorhandenen
Spuren folgen

Meine Hand
sucht der deinen Zuversicht
Mein geblümter Schoss
streichelt deine Lende

Kraftvoll
trifft diese Woge
grenzenloser Leichtigkeit

Was uns hier begegnet
wird in unsren
Herzen wachsen
Wachsen und nach
oben ragen

Sollten wir auch bleiben
Durstig sieht das Leben aus

Melanie Huber – Schriftstellerin

Die Buchtiefe bedeutet für mich eine verlegerische Werteskala. Es gibt Buchproduktionen, die verlaufen normal: Einhaltung des Zeitplans, Bilder und Texte in mittelmässiger Qualität, die Presse nimmt die Neuerscheinung knapp wahr, der Verkauf entspricht den Erwartungen, ein halbes Palett zur Entsorgung. Hier reden wir von einer geringen Buchtiefe.

Liefert allerdings die Autorenschar ihre Texte erst mit sechswöchiger Verspätung, sind die Fotos durchs Band weg leicht unscharf, verwechselt der Buchbinder die Farbe des Leinenumschlags, geht der Presseversand bei der Post irgendwie verloren, giesst es an der Vernissage wie aus Kübeln und trotz alledem muss bereits nach drei Wochen eine zweite Auflage gedruckt werden – dann sprechen wir ganz klar von einer beachtlichen Buchtiefe.

Daniel Gaberell – Verleger

Buchtiefe – Tiefenbücher

Bücher können sich in der Tiefe einer Seele einnisten, oder in einer dunklen, von keinem vernünftigen Fisch je besuchten Mulde des Burgäschisees. Sie können die Gipfel des Humors erklimmen, oder die lange sich hinziehende Kalkfelsenfluh des Weissensteins. Sie finden ihren Platz in den Tiefen eines weitverzweigten Gedächtnisses, und sie behaupten sich in der lichtlosen Enge eines Rucksacks zwischen verschwitzter Wäsche, stinkendem Käse und einer Flasche Rotwein. Sie bilden immer eine Einheit, lassen sich aber auch paaren: Hermann Burger direkt neben Markus Werner? Unbedingt! Bücher fallen vom Rad, wenn sie nicht gut auf dem Gepäckträger liegen, aber sie fallen nie weit vom Stamm jenes Menschen, der sie geschrieben hat. Sie holen modrige, dreckstarrende Gefühle aus dem Unterbewusstsein und erobern auf staubfreien Regalen die höchsten Etagen. Sie spenden Wärme nur dann, wenn man sie nicht verbrennt, und sie sind das Zugbillett für jene, denen das Geld zum Reisen fehlt.

Urs Mannhart – Schriftsteller

Buchtiefe-Skala nach phänomenologischen Kriterien

		Beschreibung	
Buchtiefe in Bt	Bezeichnung der Buchtiefe	Wirkung auf Subjekt (Lesende/r) und Objekt (Buch)	Minimalst erforderliche externe Einflüsse zum Leseabbruch
0	Stille Buchtiefe, wird auch als Leseflaute bezeichnet	Völlig ruhige, glatte Stirn, Buch geschlossen, keine Bewegung von Seiten	Reagiert auf sämtliche externe Einflüsse
1	Leichte Buchtiefe	Augen leicht glasig, Seiten rascheln unmerklich	Flüstern (sehr effektvoll ist das Wort «Schokolade»), Räuspern, leichtes Antippen der Schulter
2	Schwache Buchtiefe	Anfänge des Stirnerunzelns, dünne Seiten bewegen sich, Buchzeichen werden gestreckt	Ansprechen, hüsteln, auspacken einer Tafel Schokolade oder Öffnen einer Pralinenschachtel
3	Mässige Buchtiefe	Kleine, länger werdende Stirnrunzeln oder Lachfalten, Seiten bewegen sich, lose Papiere fallen zu Boden	Mehrmaliges Ansprechen, auch mit Name, irritiertes Räuspern, Husten, Rascheln von Pralinenpapierförmchen
4	Frische Buchtiefe	Mässige Stirnrunzeln oder Lachfalten von grosser Länge, Faltpläne werden deutlich hörbar ausgeklappt	Hand vor Gesicht wedeln, Stück Schokolade oder Praline neben Lesende/n legen, flehen
5	Starke Buchtiefe	Hörbares Pfeifen des/der Lesenden, dicke Seiten werden bewegt, Dreh- und Ziehklappen werden geöffnet	Eine Rippe Schokolade direkt auf die offenen Buchseiten legen, mit Kissen bewerfen, Sitzgelegenheit wegziehen, brüllen
6	Stürmische Buchtiefe	Ziemlich hohe Stirnrunzeln oder Lachfalten, Seiten knicken, Schluchzer oder Lacher beginnen sich zu bilden	Alles wie oben, zum Schluss Lichtquelle entfernen
7	Orkanartige Buchtiefe	Gesicht vollkommen gerunzelt und gefaltet, Luft mit Emotionen gefüllt, keine Sicht mehr ausserhalb der Buchseiten, sehr selten im Landesinnern	Es sind keine bekannt, die zum Erfolg führen. Schokolade verspiesen. Zug weg. Liebe verloren. Festessen verpasst. Teetrinken und abwarten. Jedes Buch hat mal ein Ende

Monika Hirsbrunner – Dipl. Bibliothekarin VSB

Die Buchtiefe

Sucht man im Internet „Die Buchtiefe“, findet man sie nur im Zusammenhang mit Bücherregalen.
Billy, das wohl bekannteste Bücherregal der Welt, hat übrigens in der letzten Zeit an Buchtiefe verloren, da die Bücher, die hineingestellt werden, immer kleiner werden.
Die wirkliche Buchtiefe findet man woanders: Im Kopfe einer jeden Leserin, eines jeden Lesers hat jedes Buch seinen eigenen Pegelstand. Alle Bücher lösen in jedem Kopf eine immer wieder neue Bewegung aus, manche bleiben an der Oberfläche, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen, andere tauchen weit hinab in den Ozean der Gedanken und Gefühle und können einen veritablen Tsunami auslösen. Deshalb haben Bücher dank ihrer Tiefe eine grosse Macht.
Von aussen betrachtet, bestehen Bücher aus einer bestimmten Menge bedruckten Papiers oder neuerdings einem elektronischen Gerät. Um die Buchtiefe wirklich zu ermessen hilft aber nur ein beherzter Kopfsprung in den Ozean der Gedanken, der ein Buch schlussendlich ausmacht.

UP Geiser – Buchhändler

psalm

aus buches tiefe
schreie ich dir zu:
nimm eine lupe
erkenne mich – du

Martin Lienhard – Theologe im Ruhestand, Autor

Eugène Burnand, der Maler der «Bergpredigt» in Herzogenbuchsee

Walter Gfeller

Die Chorfenster der Kirche Herzogenbuchsee bilden ein dreiteiliges Glasgemälde, ein Triptychon. Sie vermitteln die Bergpredigt als bildliche Botschaft. Die Bilder stammen von Eugène Burnand (1850–1921), der mit Hodler, Anker und Rudolf Koller zu den bekanntesten Schweizer Malern gehörte. Den Auftrag, die Chorfenster zu schaffen, erhielt Burnand im April 1910. Am 9. Juni 1912 wurden sie feierlich eingeweiht.

Was steht in der Bergpredigt? In der Bibel lesen wir: «Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich; und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf und lehrte sie.» Dort hielt Jesus eine Predigt, die zum Denkwürdigsten gehört, was in der Bibel steht. Sie ist einer der bekanntesten Texte des Neuen Testamentes. Von manchen wird sie als der Kern des christlichen Glaubens bezeichnet. In der Bergpredigt stehen die Seligpreisungen zu Beginn, gefolgt von den Antithesen, Stellen aus dem Alten Testament, unter anderem den Zehn Geboten, die Jesus mit Gleichnissen neu interpretiert oder widerlegt. Das «Unser Vater» steht im Zentrum, daneben haben sich einige Sätze längst unabhängig gemacht, wie «Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und den Balken in deinem eigenen nicht?» – «Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt». Niemand solle daher sein Licht unter den Scheffel (ein Gefäss) stellen. – «Niemand kann zwei Herren dienen.» – «Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.» Und vor allem: «Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.» Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704), französischer Bischof und Philosoph, brachte die Bergpredigt auf den Punkt: «Wenn sie die Kurzfassung aller christlichen Lehre ist, dann sind die acht Seligpreisungen die Kurzfassung der ganzen Bergpredigt.» – Es empfiehlt sich auch vor der Lektüre dieses Textes, die Bergpredigt im Evangelium des Matthäus, Kapitel 5–7, nachzulesen.

xx-xx_burnand.indd 73 17.10.13 11:12

Im heute vergriffenen Buch «Herzogenbuchsee. Die Kirche der Bergpredigt» hat Werner Staub den Artikel «Eugène Burnand. Der Maler der Bergpredigt» verfasst. Seine Arbeit glänzt sowohl durch gründliche Recherchen wie durch den Blick des Kunstkenners und durch das begeisternde Engagement des Lokalhistorikers. Ihr sind die Fakten und Zitate zu Eugène Burnand entnommen, darunter die über die Anschaffung der Kirchenfenster, wie sie im Kunstführer von Herzogenbuchsee zusammengefasst sind. Alle Zitate sind in Anführungszeichen gesetzt, diejenigen ausserhalb Staubs «Bergpredigt» sind zudem speziell eingeführt. Werner Staub schreibt: «Als die kantonale Domänenverwaltung in den 1880er-Jahren durch Dekret den Kirchgemeinden die Kirchenchöre abtrat, waren Pfarrer und Kirchgemeinderat von Herzogenbuchsee einig, sowohl den Chor auszuschmücken als auch eine neue Orgel zu bestellen. Kirchgemeindepräsident Emil Moser wurde von seinem Bruder Robert, dem Bahnbau-Ingenieur, empfohlen, den überragenden Kunsthistoriker und ETH-Professor Johann Rudolf Rahn zu konsultieren. Dieser schlug vor, es sei die Bergpredigt als Triptychon darzustellen, entwerfen solle es Eugène Burnand aus Moudon. Rahn wusste, dass sich Burnand zu jener Zeit religiösen Themen widmete. Burnand wurde am 24. März 1910 nach Herzogenbuchsee eingeladen und erhielt durch die Kirchgemeinde am 24. April den Auftrag, den Zyklus der Bergpredigt zu entwerfen.»

Der Maler

Wer ist der Maler, der in Herzogenbuchsee eines seiner ergreifendsten Gemälde schaffen sollte? Eugène Burnand wurde 1850 im Schlösschen Billens vor Moudon geboren, als Spross eines Landadelsgeschlechts, das der Waadt «zahlreiche Ärzte, Pfarrer und Advokaten, Ratsherren, Richter und Offiziere gestellt» hatte. Burnands Mutter «stammte aus ähnlichen Kreisen in Morges». Aus demselben Milieu stammte auch der spätere General Henri Guisan. Eugènes Vater war Förster über das Gebiet des Gros-de-Vaud und des Vully und wurde später Berufsmilitär, Instruktor in Florenz und Leiter der Waffenfabrik Neuhausen, sodass Eugène in Schaffhausen zur Schule ging und später, auf nachdrücklichen Wunsch des Vaters, an der ETH in Zürich Architektur studierte. Den Beruf hat er nie ausgeübt. Das Talent und die Leidenschaft des Vaters zum Zeich-

xx-xx_burnand.indd 74 17.10.13 11:12

Abbildung 1: Selbstbildnis 1872

xx-xx_burnand.indd 75 17.10.13 11:12

Abbildung 2: Bergmühle

nen brachen nun beim Sohn vollends durch. Der Vater hatte Verständnis dafür und schickte ihn zum Maler Marc Gleyre nach Lausanne, der das bedeutsame Wort aussprach: «La peinture doit exprimer ce que la poésie ne peut dire, et la musique ce que ni la poésie ni la peinture ne peuvent exprimer.» Oder wie es Robert Schumann sagte: «Dem Maler wird das Gedicht zum Bild, und der Musiker setzt das Gemälde in Töne um.» – Gleyre empfahl Burnand, viel zu zeichnen, Studien in Museen zu machen und sich allgemein in Paris ausbilden zu lassen. Er vermittelte ihm aber auch Barthélémy Menn in Genf, einen der bedeutendsten Pädagogen, zu dem auch Hodler in die Lehre ging. Menn «verstand es, den jungen Söhnen der Kunst mit seinem allem Schönen und Grossen zugetanen Sinn und einer philosophischen Haltung, Wert und Massstab mitzugeben, die zu eigener Kunstentfaltung führten. Er war für absolute Freiheit, anerkannte keine Regeln enger Malschulen, sondern nur die Kräfte, die zur Darstellung drängten.»

Dass Menns Philosophie bei den Kunstschülern ein hohes Mass an Selbstdisziplin voraussetzte, traf bestimmt für Eugène Burnand zu. Nach einem Jahr in Genf begab sich der junge Maler 1872 nach Paris an die Ecole des beaux-arts, wo er bei Léon Gérôme «während vier Jahren eine strenge, systematische Schulung durchmachte». Obwohl Gérômes Schule «wenig Spielraum für die individuelle Entwicklung» zuliess, schrieb Burnand in sein Carnet de route: «C'est la France, à laquelle je dois tout mon développement artistique.» Zu Beginn seiner Lehrzeit bei Meister Gérôme zeichnete Burnand 1872 ein Selbstbildnis, von dem Werner Staub voller Begeisterung schrieb: «Was für ein keckes, mutig hingeworfenes Bild voller Vitalität! […] Mit seiner freien Technik und jugendlichen Unbekümmertheit gehört dieses Selbstbildnis zum Besten, was Burnand geschaffen hat. Solche Werke gelingen auch einem begnadeten Maler nur in Sternstunden, nicht, wenn er darum ringt und es auf diese oder andere Weise schaffen will, sondern wenn es ihm geschenkt wird.» Selbst wenn Staub vielleicht etwas übers Ziel hinausschiesst, ist das Selbstbildnis mit den durchdringenden Augen und den kecken Haaren eine Zeichnung von hoher Qualität (Abb. 1). Dieselbe Qualität, der sensible Strich, das sichere Gefühl für die Verteilung von Licht und Schatten, begegnen uns in der Federzeichnung der Bergmühle (Abb. 2).

xx-xx_burnand.indd 76 17.10.13 11:12

Abbildung 3: Ährenleserinnen

Im Museum in Moudon

Im Museum Eugène Burnand in Moudon machen wir einen Rundgang zu seinen bekannten und grossformatigen Gemälden. Wir gehen nicht streng chronologisch vor, sondern nach dem Schwerpunkt der Bildinhalte. Burnand hat ohnehin fast gleichzeitig an recht gegensätzlichen Themen gearbeitet. Landschaft und Licht, zwei Motive, die in der «Bergpredigt» von Bedeutung sind, begegnen uns bei den «Ährenleserinnen» von 1880. Ein friedliches Bild. Hauptperson ist die Landschaft des Broyetals in der Nähe von Moudon; die Mädchen und das Garbenfuder im Mittelgrund sind Staffage, erstere exakt im Goldenen Schnitt und das Fuder auf halber Höhe des Formates, das ebenfalls im Goldenen Schnitt abgemessen ist (Abb. 3). Burnand porträtiert auch die Berglandschaft mit kühnem Strich, wie man dies in «Eiger, Mönch und Jungfrau» sehen

Abbildung 4: Eiger, Mönch und Jungfrau

xx-xx_burnand.indd 77 17.10.13 11:12

kann. Ob das Bild im Zusammenhang mit dem Gemälde «Panorama der Berner Alpen» steht, konnte ich nicht herausfinden. Dieses Riesenbild mit einer Fläche von 2000 m², über 100 m Länge und 17 m Höhe (man stelle sich das vor!) wurde für die Weltausstellung 1889 in Paris geschaffen. Es ging auf seiner Weltreise zu verschiedenen Museen in der Nähe von Dublin in einem Orkan zugrunde. «Eiger, Mönch und Jungfrau» in Moudon zeigen sich von einer erhöhten Lage aus über dem Bödeli in Interlaken in einem eindrücklichen Aufbau (Abb. 4).

Als «Naturalist und Realist», wie Werner Staub treffend sagt, verstand Burnand nicht nur Landschaften im Bild einzufangen. Diese standen ihm zwar Modell à discrétion, er suchte sie jedoch sorgfältig aus. Zum Darstellen ländlicher Szenen, die er in jüngeren Jahren mit Vorliebe komponierte, kaufte er sich ein Pferd, eine Kuh, einen Esel und besuchte gerne Jahrmärkte und Tierschauen. Aus vielen Skizzen entstand so ein Vorentwurf zum späteren «Schweizer Bauernhaus» (Abb. 5). Das Vieh wird zur Tränke und anschliessend auf die Weide geführt. Bereits ist eine Kuh mit kräftigen Strichen hervorgehoben. Sie steht in der optischen Bildmitte, im Goldenen Schnitt. Das Bauernhaus ist grob skizziert, Bauer und Bäuerin sowie weitere Personen «bevölkern» das Bild. Dann «La ferme suisse» als Ölgemälde: Die Komposition ist jetzt ganz durchdacht und perfekt ausgeführt, mit allen Details (Abb. 6). Aus der Kuhherde sind drei Kühe und ein Kalb geworden, vom «Personal» ist der Karrer übrig geblieben; er hängt einen Kummet auf. Das Bauernhaus ist aus Ecublens FR überliefert; zum Freiburger Typ gehören die kräftigen, mit Streben versteiften Einfassungen der Tennstore. Als Bauer sass Burn-

Abbildungen 5 und 6:
Ferme Suisse, Skizze und Ölbild

xx-xx_burnand.indd 78 17.10.13 11:12

Abbildung 7: Taureau dans les alpes

and «un Tonney de Vulliens, dit l'Algérien», als Bäuerin eine Frau aus Ecublens Modell. «Les vaches proviennent du troupeau de Daniel Cavin, fermier à Seppey», steht als Kommentar zum Bild in Moudon. «Welch stolze Kuh!», ist man da versucht zu sagen. Burnand steht mit diesem Bild von 1882 auf einem ersten Höhepunkt seines Schaffens.

Zwei Jahre später, 1884, gelingt Burnand mit «Taureau dans les Alpes» ein Wurf «von urtümlicher Kraft». Da steht ein Stier auf einer Alpweide im Arollatal im Wallis, «wohlbewusst, König und Herrscher zu sein über Alp und Gebirge», ein «Prachtsmuni», wie wir heute sagen. Wir hören ihn förmlich brüllen (Abb. 7)! Zehn Jahre später stellt Burnand den Taureau im Salon des beaux-arts in Paris aus und erlebt eine Sensation. «Die Besucher drängten sich im Burnandsaal. […] Man konnte nicht satt sich sehen. Allerorten sprach und las man von dem Schweizer Maler.» – Weit friedlicher erscheint uns das Ochsengespann, mit dem der Bauer nach getaner Arbeit heimkehrt (Abb. 8). Plastisch durchgebildet die beiden Tiere, kühner Schattenwurf, guter Farbkontrast zwischen den Ochsen und dem Bauern auf dem Weg. Die Landschaft des Broyetals und der Baum gleichen sich mit dem warmen Grün dem Ochsenpaar an, während der

xx-xx_burnand.indd 79 17.10.13 11:12

Abbildung 8 und 9: Am Beispiel des Bildes «Heimkehr» lassen sich die Verhältnisse des Goldenen Schnittes aufzeigen.

kühle Himmel das Blau der Schatten gleichsam als Echo wiederholt. Auch in diesem Bild ist der Goldene Schnitt wahrnehmbar, sogar von blossem Auge. Im Prinzip der stetigen Teilung verhält sich der kleinere Teil (Minor) zum grösseren Teil (Major) wie dieser zur ganzen Strecke. Nehmen wir den Major hier als Bildbreite, so reicht der Minor ein wenig über den Horizont des Broyetals. Der Himmel darüber ist ein Sechstel der Bildhöhe. Mit der Diagonale lässt sich die Proportion des Goldenen Schnittes stets feststellen. Ziehen wir von der rechten unteren Bildecke eine Diagonale bis fünf Sechstel Bildhöhe, steht der Bauer auf der Linie, die das Goldene Rechteck rechts vom Quadrat links trennt. Die Diagonale von der linken unteren Bildecke erzeugt ein Goldenes Rechteck, auf dessen Linie nun das linke Vorderbein des Ochsen steht (Abb. 9).

Es scheint mir wichtig, wenigstens in einem Bild die exakte Anwendung des Goldenen Schnittes nachzuweisen. Damit sei das Bild auch genug «seziert»; es ist schliesslich da, um betrachtet zu werden, um Gefühle in einem auszulösen. Könnte das Gesicht des Bauern dazu dienen? Im gesamten Bild fügt sich das Gesicht durchaus in eine friedvolle Stimmung ein. Betrachten wir es näher, fragen wir uns, was in diesem Bauern wohl

Das Gesicht im Detail: Was geht im Bauern vor?

xx-xx_burnand.indd 80 17.10.13 11:12

vorgeht. Er scheint über etwas nachzudenken. Die Lippen sind verkniffen, die hageren Backenknochen verraten einen Rechner, der um das tägliche Brot für sich und die Seinen besorgt ist. Er scheint keinen Spass zu verstehen. Und doch schimmert auch etwas Gütiges aus den Augen (Abb. 10).

Eine Ambivalenz in einem Gesicht ausdrücken, ein Gefühl, eine Erregung, das konnte Burnand wie kaum ein anderer Maler; einen ersten Eindruck hat uns das Selbstbildnis Abb. 1 hinterlassen. Fünfzehn Jahre vor dem heimkehrenden Bauern hat Burnand 1879 die Dorffeuerspritze auf dem Weg zum Brandplatz festgehalten. Heute sind wir gewöhnt, «schnelle» Szenen mit der Kamera einzufangen. Wir können uns kaum vorstellen, wie viele Skizzen Burnand angefertigt hat, bis er das Bild auf die Leinwand werfen konnte, «ein Bild von unbändiger Kraft» (Abb. 11). Die galoppierenden Pferde, die kühnen Bauern auf den Pferden ohne Sattel und Bügel, die entsetzten wie entschlossenen Gesichter der Männer strahlen eine ungeheure Vitalität aus. Werner Staub hat die Dorffeuerspritze mit Recht «nur noch mit der ‹Gotthardpost› von Rudolf Koller» verglichen. Sie gehört nach wie vor zu den bekanntesten Bildern der Schweizer Malerei im 19. Jahrhundert, weit über die Landesgrenzen hinaus.

Kann ein Meister des Gesichtsausdrucks sich selbst übertreffen? Eine Antwort gibt Eugène Burnand mit der «Flucht Karls des Kühnen nach der

Abbildung 11: Die Dorffeuerwehr

xx-xx_burnand.indd 81 17.10.13 11:12

Schlacht von Murten». Das Gemälde misst 560×340 cm und entstand 1895 (Abb. 13). Nach der dramatischen Feuerspritze hat Burnand – dies mein Eindruck – wohl noch einmal den verzweifelt-wilden Galopp von Reitern und Pferden festhalten wollen. Das Motiv der Flucht Karls des Kühnen lag für den Künstler, der die Schweizer Geschichte kannte, auf der Hand. «Auf schnaubendem, mit reichem Deckengehänge verziertem Ross, stürmt der geschlagene Herzog von Burgund an der Spitze der […] Elite des Hofadels durch einen Waldweg westwärts.» Der Waldweg könnte am damals burgundischen Moudon vorbeigeführt haben, was aber wohl nicht viel zur Inspiration und Motivation beigetragen hat. Wichtig zu wissen, dass Burnand sich auch hier minutiös vorbereitet hat. Er besuchte Museen, studierte Waffen, Rüstungen, Decken, aber auch die Burgunderbeute, und besprach sich mit Historikern. «Frau Burnand hatte in wochenlanger Arbeit (und wohl nicht ganz allein) die Decken und Gehänge für die Pferde angefertigt, die man dem eigens als Modell für dieses Bild angekauften Pferd umwarf, damit für den Realisten Burnand und der Wahrhaftigkeit wegen nichts dem Zufall überlassen wurde.» Vertiefen wir uns in diese «Wahrhaftigkeit» und betrachten Karl den Kühnen aus der Nähe (Abb. 12). Dieser Grind!, ist man versucht zu sagen. Es gibt in der gesamten Malerei höchst selten ein Gesicht, in dem sich Verzweiflung, Sturheit und Entschlossenheit derart widerspiegeln wie hier. Rache! schreit es aus den Augen. Angst ist auch in den Gesichtern seiner Begleiter abzulesen, ja, sie findet selbst in den Pferden, speziell demjenigen Karls, ihren Ausdruck. Und wer an der «Wahrhaftigkeit» der ganzen Szene immer noch zweifelt, möge die «fliegenden» Hunde genauer betrachten. Das Monumentalgemälde wurde in Reproduktionen von leider unterschiedlicher Qualität «in der ganzen Welt verbreitet» und gehörte jahrzehntelang «für fast alle Geschichtsbücher zur Pflichtillustration». Die Flucht Karls des Kühnen «begründete im Volk und in den Kunstkreisen den Ruhm Burnands».

Abbildung 12: Dieser Grind! Karl der Kühne im Detail.

Was Burnand letztlich auszeichnet, ist nicht die Virtuosität in der Darstellung an sich, obwohl er hier von keinem übertroffen wurde. Es ist die Vielseitigkeit und das Streben nach Wahrhaftigkeit, nicht nur derjenigen in Karls Flucht, vielmehr einer inneren Wahrhaftigkeit, die in seinem unerschütterlichen Glauben wurzelt. Äusserlich mag die «Wende zur religiösen Malerei» seine Zeitgenossen verwundert haben. Burnand hatte aber schon 1877 an seinen Malerkollegen Paul Robert geschrieben: «Je

xx-xx_burnand.indd 82 17.10.13 11:12

Abbildung 13: Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht von Murten

cherche à me rapprocher des récits bibliques dans mes inspirations.» Der Weg war vorerst noch lang. Burnand rang wohl mit dem, was der deutsche Landschaftsmaler Caspar David Friedrich (1774–1840) gesagt haben soll: «Der Maler soll nicht bloss malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht.» Auf der Höhe seiner Laufbahn erging an Burnand «ein anderer Auftrag», eine innere Stimme, «in seinem Bildwerk noch mehr zu tun zur Ehre Gottes». Wie nahm Burnand diesen Auftrag an? Er wollte eine «neue Dimension» in seinen Bildern herbeiführen durch die Komposition und die «Durchgestaltung von Gesicht und Gebärde», was bisher offenbar zu wenig angestrebt wurde. Zwischen 1903 und 1907 schuf Burnand den Bildzyklus «Les Paraboles» – die Gleichnisse Jesu. «Wunderte man sich zuerst über diese ganz andere Kunstgattung bei Burnand, […] so liess man sich doch willig führen durch den neuen Zyklus zu den biblischen Texten.» Diese Gleichnisse lösten in Paris ein grosses Echo aus. Burnand war die «Wende zur religi-

xx-xx_burnand.indd 83 17.10.13 11:12

ösen Malerei» offensichtlich gelungen. Den Gleichnissen ging aber ein bedeutsames Bild voraus, das dem Kunsthistoriker Rahn höchstwahrscheinlich bekannt war.

«Im Jahre 1901 vollendete Burnand das Bild mit dem Gebet Jesu, das dieser als Offenbarung und Abschied nach der Feier des gemeinsamen Abendmahls den Jüngern mitgegeben hat. Es ist ‹Das Hohepriesterliche Gebet› nach dem Johannesevangelium, Kapitel 17.» Es gliedert sich in drei Teile: Jesu Rechenschaft vor dem Vater, Jesu Fürbitte für die Jünger, Jesu Fürbitte für alle Glaubenden. Eindrücklich die Rechenschaft, die wir in einer modernen Übersetzung folgen lassen: «Vater, die Stunde ist gekommen. Offenbare die Herrlichkeit deines Sohnes, damit auch der Sohn deine Herrlichkeit offenbar machen kann. Du hast ihm die Macht über alle Menschen anvertraut, damit er denen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben schenkt. Das ewige Leben bedeutet ja, dich zu erkennen, den einzigen wahren Gott, und den, den du gesandt hast, Jesus Christus. Ich habe deine Herrlichkeit hier auf der Erde sichtbar gemacht. Ich habe das Werk vollendet, das du mir aufgetragen hast.»

Burnand arbeitete sieben Monate an diesem Bild. Das Gesicht Jesu erhielt allerdings erst 1918 seine endgültige Fassung. In einem feierlichen Rahmen unter einem Stichbogen hat Jesus seine Jünger versammelt (Abb. 13). Weiss ist die Wand, weiss sind die Gewänder mit pastellartigem

Abbildung 14: Das Hohepriesterliche Gebet

xx-xx_burnand.indd 84 17.10.13 11:12

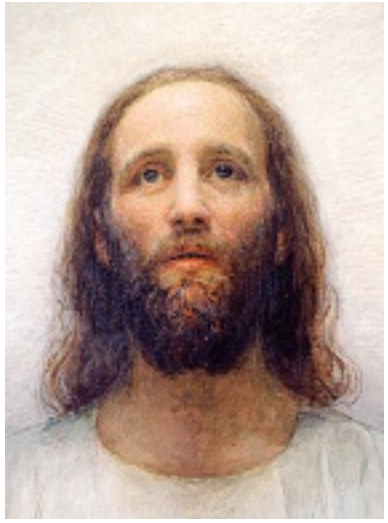


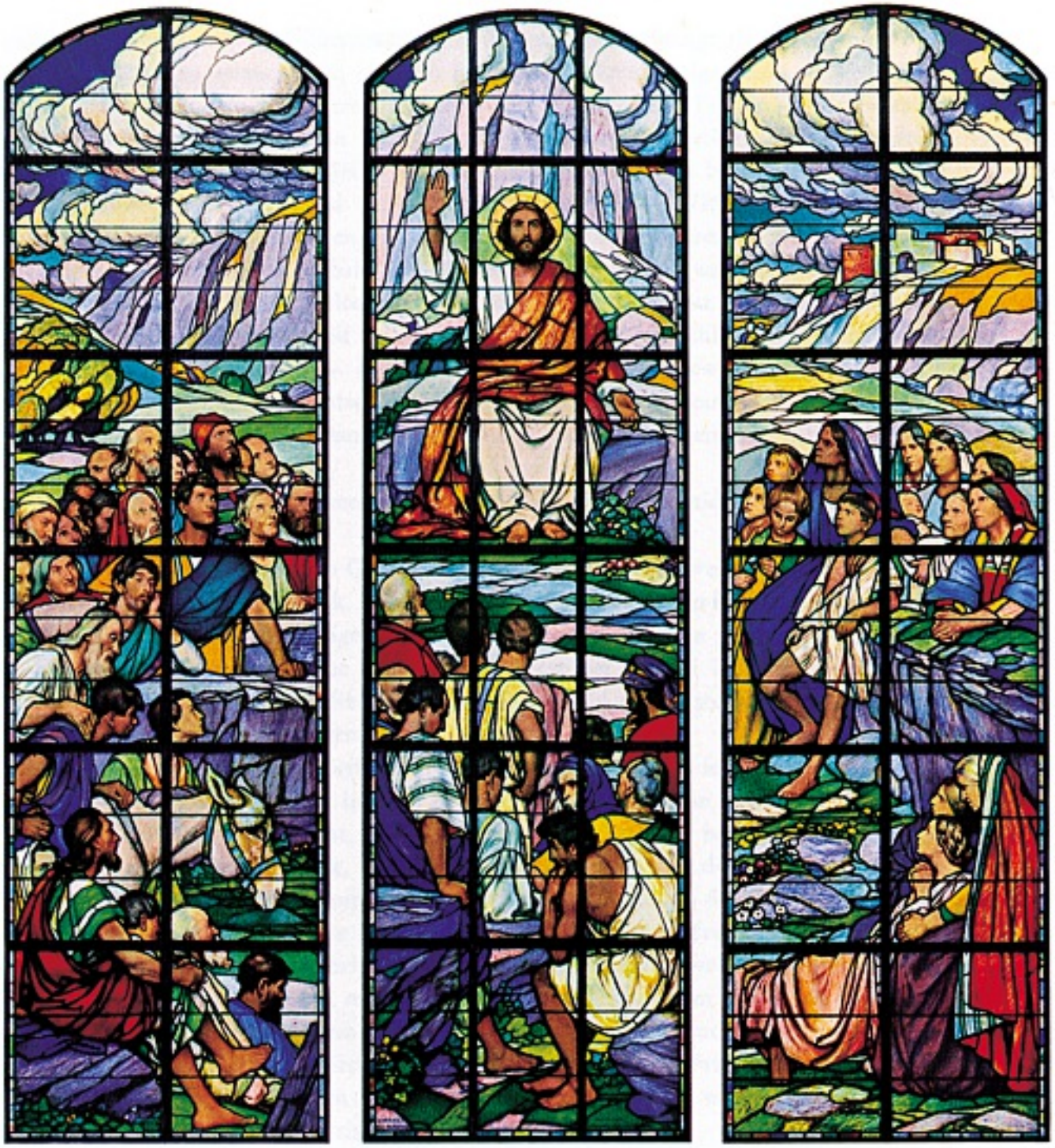
Abbildung 15: Jesus

Abbildung 16: Petrus

Schattenwurf. Die Bildaussage geht von den Gesichtern und sparsamen Gesten aus: Jesus spricht (Abb. 14), die Jünger hören zu. Ihre Gesichter verraten höchste Aufmerksamkeit und zugleich eine gesunde Bodenhaftung. Sie sind wohl in vielen Skizzen gereift; neben dem grossen Gemälde sind ihre Träger «en partant de la droite» aufgeführt. Hier eine Auswahl:
Simon (Bianchini Pietro), Maurer aus der Nachbarschaft des Künstlers;
Bartholomäus, ein Orangenhändler, mit einem herrlichen Blick und einer perfekten Pose;
Philipp (Salvani Carlo), ausgezeichnetes Modell, hält sich für «sérieux»;
Jesus;
Petrus, links neben Jesus, (Garassi Santi), Gemüsehändler, Mitglied der Bruderschaft der Barmherzigkeit (Abb. 15);
Jakob, Sohn des Zebedäus (Kunstmaler Paul Robert, ein Freund von Burnand).

Die «Bergpredigt» in der Kirche Herzogenbuchsee ist nicht denkbar ohne dieses eindrückliche «Hohepriesterliche Gebet». Ein weiteres Monumentalgemälde, das Bild «Via dolorosa», ist inhaltlich die Fortsetzung des Gebets. Jesus ist von Judas verraten worden, verhaftet, von Pilatus den Hohepriestern zur Verurteilung freigegeben, und befindet sich auf dem Wege zur Kreuzigung. «Und sie zwangen einen, der vorüberging, mit Namen Simon von Kyrene, der vom Felde kam, dass er ihm das Kreuz trüge» (Markus 15, 21). Burnand malt diese Szene 1903 in Hauterive. Wieder beeindrucken die Gesichter: verzweifelt und schmerzerfüllt bei Maria und bei der flehenden Frau auf den Knien (Burnands Gattin Julia Girardet); finster blickt Simon drein, er fasst es kaum, was für einen Befehl er da ausführen muss. Den Zug führen zwei römische Legionäre an, den Blick stur nach vorne gerichtet. Und nun Christus, er schaut zurück. Noch einmal scheint er mit seinem Blick sagen zu wollen: «Ich bin's; und ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft und kommen mit des Himmels Wolken» (Markus 14, 62).

xx-xx_burnand.indd 85 17.10.13 11:12



xx-xx_burnand.indd 86 17.10.13 11:12

Die Fenster von Herzogenbuchsee

Nachdem Burnand sich entschieden hatte, aufgrund der fast prophetischen Empfehlung durch den Kunsthistoriker Rahn die Anfrage aus Herzogenbuchsee anzunehmen, ging er alsbald ans Werk. In seinem Innern reifte wohl schon bald die Idee, die schroffe Landschaft der Cévennen in Südfrankreich, die er als «paysage, dont les lignes sont absolument paléstiniennes» bezeichnete, eine «biblische Landschaft» also, zu kombinieren mit Menschen, die ihm in Paris, seinem damaligen Aufenthalt, über den Weg liefen; «Menschen wie du und ich» formulierte Staub wohl im Sinne Burnands. Er wird wieder zahllose Skizzen angefertigt haben. «An der Ratssitzung [Kirchgemeinde Herzogenbuchsee] vom 3. August 1910 konnten unter Anwesenheit von Eugène Burnand, Professor Rahn und Glasmaler Emil Gerster, dem unterdessen die Glaserarbeiten übertragen worden waren, die provisorischen Entwürfe der Bergpredigt besichtigt werden. Sie fanden grosse, ja begeisterte Anerkennung.» Es muss sich wohl um die Entwürfe handeln, die heute im Burnand-Museum in Moudon eingelagert sind. Der Zustand des Papiers ist zwar bedenklich schlecht, doch Burnands Striche geben eine erste Idee der späteren Komposition. Ganz klar zeigt das der Entwurf des mittleren Fensters mit Christus. Er ist überlebensgross gezeichnet, über der Schar seiner Jünger, die sich ihm zuwenden (Abb. 18). Zu seiner Rechten (aber im linken Bildteil) sitzen die Männer, die ihm zuhören und alles um sich zu vergessen scheinen – das hat Burnand also bereits in dieser Skizze festgenagelt (Abb. 17). Ebenso intensiv hören ihm die Frauen auf der rechten Seite zu. Ergreifend das Gesicht der Mutter im Vordergrund mit ihren zwei Kindern (Abb. 19).

Die Buchser Kirchgemeinderäte konkretisierten ihre Anerkennung in der Dezembersitzung dadurch, dass sie Burnand folgende Rechte zubilligten: Die endgültigen Entwürfe werden im Salon des beaux-arts in Paris ausgestellt; die Herstellung und Veröffentlichung beliebiger Reproduktionen; der Verkauf der Entwürfe an eine Kunstsammlung mit der Erwähnung «Kirchgemeinde Herzogenbuchsee»; keine Nachbildung in Glas. Im Oktober 1910 begann Burnand mit der Ausarbeitung der Kartons in Originalgrösse. Diese stellte er im April 1911 in Paris aus und erntete einen grossen Erfolg. «Ce sera la gloire de la petite église de Herzogenbuchsee.»

xx-xx_burnand.indd 87 17.10.13 11:12

Abbildungen 17–19: Provisorische Entwürfe der Bergpredigt

«Die Verglaserarbeit ist bei den Farbfenstern von höchster Bedeutung», schreibt Werner Staub. «Sie kann ein Werk heben in die Lichtflut des Himmels oder ihm schweren Schaden antun. Das Übertragen der Entwurfskartons in das Glasfenster stellt an den Glasermeister grosse Anforderungen sowohl technisch wie künstlerisch. Es verlangt von ihm neben einem sicheren handwerklichen Können ein hohes Mass an Einfühlungsvermögen in die vom Künstler beabsichtigten Wirkungen, und dies bis ins letzte Detail.»

Für die Bergpredigtfenster kann das nicht genug betont werden.

«Der Glasmeister erstellt vom Karton des Künstlers eine genaue Risszeichnung, wobei der Kunstglaser beim Glaszerschnitt in Rechnung zu stellen hat, dass er sogenannte Randblössen einkalkuliert, die beim Einbau der einzelnen Glasteile ins Gesamtfenster vom Bleisteg überdeckt werden. Deshalb dürfen auf diese Bereiche keine aussagekräftigen Teile entfallen. Das Bleinetz gibt dem Glasfenster das kraftvolle, mosaikartige Aussehen, hat aber seine Tücken dann, wenn damit zusammenhängende Farbpartien allzu einschneidend aufgegliedert würden. Auf all das hat ein guter Glasermeister von Anfang an seine Planung und seine Arbeit auszurichten, wenn er am Ende vor der Kritik, namentlich vor jener der Fachwelt, bestehen will. […] Der Verglaser hat in seiner Arbeit nicht nur auf das Genaueste das beabsichtigte Bild des Künstlers

xx-xx_burnand.indd 88 17.10.13 11:12

Abbildungen 20–22: Ausschnitte aus dem Kirchenfenster: Männer, Frauen, Jesus.

xx-xx_burnand.indd 89 17.10.13 11:12

wiederzugeben, sondern muss auch fortwährend die Eigenständigkeit der Materie vor Augen haben, und das ist in diesem Fall das Glas. […] Aussagekräftige Partien wie Kopf und Hände werden in der Regel nicht nur in ihrer Flächenwirkung dargestellt, sondern von einem eigens geschulten Künstler in den gewollten Nuancen ausgemalt.»

«Dieser Glaskunstmaler war bei der Bergpredigt Charles Pescatori aus Genf.» Allerdings scheint er mit Gerster «nicht gut» ausgekommen zu sein. Trotzdem: «Eugène Burnand jedenfalls war über die Arbeit von Gerster und Pescatori voll befriedigt.» Da war in erster Linie wohl Jesus gemeint, wie er mit einem eindringlichen, fast beschwörenden Blick über seine Jünger und die versammelte Gemeinde schaut, und trotzdem einem jeden mitten ins Herz – auch uns! Die mächtigen Flühe über Jesus, die das Tal der Irdischen teilen, scheinen sich mit den Wolken zu verbrüdern (Abb. 19). Die schroffe Felslandschaft setzt sich im linken Fenster fort, und die Männer lauschen Jesus mit einer Intensität im Gesichtsausdruck, die Pescatori von Burnands Vorlage meisterhaft umgesetzt hat (Abb. 20). Kunstvoll auch die Gruppierung im Halbkreis, die den Eindruck des Zuhörens noch verstärkt. Die rechte Talseite ist weniger schroff, aber immer noch felsig, und wird durch eine «orientalische» Stadt oder Burg bekrönt. Die Hügelsiedlung könnte aber auch an Romont oder Moudon erinnern! Auch die Frauen lauschen mit Hingabe, darunter zwei Mütter mit ihren Kindern (Abb. 21). Mit welcher Sorgfalt Pescatori im Sinne Burnands auch den Boden gestaltet hat, zeigt sich in der unteren Partie des Frauen-Fensters. Die feine Strichführung ist erst aus der Nähe sichtbar.

In der Zeitschrift «Catholica» vom 30. April 1911 erschien eine Würdigung, die Werner Staub aufgegriffen hat und die uns heute noch mit Stolz erfüllen darf: «Ohne Einschränkung gesagt: Wir bewundern die Karton von Burnand mit der Bergpredigt. Das ernste Studium und die redlichen Bemühungen dieses Künstlers haben aus ihm den grössten Maler gemacht in jener Kunstgattung, wo die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit ihr grösster Wert ist. […] Man muss bis zu Tizian zurückgehen, um eine so noble erfüllte Menschenmenge zu finden, erfüllt voll geistiger Schönheit.»

Die feierliche Einweihung der «Bergpredigt»-Fenster fand am Sonntag, 9. Juni 1912, statt. Im Jahr 2003 wurden sie aufgefrischt. Ihre geistige Schönheit möge eine Einladung an uns sein, sie in der Kirche Herzogenbuchsee in natura und in stiller Einkehr zu betrachten und auf uns wirken zu lassen.

xx-xx_burnand.indd 90 17.10.13 11:12

«Beschmutze deine Farben, schreiben Sie das!»

Aufzeichnung eines Gesprächs vom 21. April 2013
mit der Louvre-Kopistin Yvonne Schwienbacher in Rütschelen

Andreas Greub

Auf der Anfahrt nach Rütschelen zu Yvonne Schwienbacher mache ich mir Gedanken zum bevorstehenden Gespräch. Wie mag sie wohl sein? Vierundneunzig Jahre alt sei sie, lebe sehr zurückgezogen, habe keinen Kontakt mit den Dorfbewohnern. Sie betreibe so etwas wie ein Tierheim. Eine grandiose Malerin sei sie gewesen. Sie habe bedeutende Persönlichkeiten porträtiert, sagte man mir. Vor ihrem Haus treffe ich auf einen Herrn, er führt einen betagten Hund an der Leine. «Bin ich hier richtig bei Frau Schwienbacher?», frage ich. Der nette Herr bestätigt dies. Mit italienischem Akzent teilt er mir mit, dass er mit dem Hund spazieren gehe, während ich mit Frau Schwienbacher sprechen werde. Wir seien also ungestört. Frau Schönmann trifft ein. Sie hat für mich den Kontakt zu Frau Schwienbacher hergestellt. Sie ist der alten Dame in einigen Dingen behilflich. Herr Taci, so heisst der nette Herr, der den greisen Hund ausführt, verabschiedet sich und macht sich mit Georgi in dichtem Schneetreiben auf den Weg. Frau Schönmann bittet mich, ihr in das Haus zu folgen. Sofort wird mein Blick auf die zahlreichen Bilder gelenkt. Erstaunliche Bilder!

Selbstportrait der jungen Yvonne Schwienbacher.
Foto: G. Ranfaldi

In den verschiedensten Formaten zieren sie die Wände: Tierportraits von Katzen und Hunden neben Georges Pompidou, Brigitte Bardot, Winston Churchill, und dazwischen alte Meister wie Rembrandt, Raffael und Tizian. Ich betrete das Wohnzimmer, in welchem zentral ein antiker Tisch mit ebenso antiken Stühlen steht. Im Fernseher läuft Eiskunstlauf. Da sitzt sie, die Künstlerin, welche diese Werke einst gemalt hat. Ich habe eine greise alte Frau erwartet. Frau Schwienbacher, die sich bei meinem Eintreten sogleich erhebt und mir die Hand zum Gruss reicht, sieht ganz anders aus, als ich sie mir vorgestellt habe. Gekleidet mit einer modischen, knallroten Strickjacke, sorgfältig frisiert, mit einer eleganten Brille,

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 91 17.10.13 11:13

Eiskunstlauf vor Madame Pompidou im Haus bei Yvonne Schwienbacher

Fernsehende Katze zu Hause bei Yvonne Schwienbacher. Rembrandts Bathsheba im Bade (1654)

und nur das etwas unregelmässig aufgetragene Kajal lässt erahnen, dass die Frau ein salomonisches Alter hat. Ohne dass ich Gelegenheit erhalte, ein paar einleitende Worte zu meinem Vorhaben zu sagen und mit den besten Wünschen die aktuelle Ausgabe des Jahrbuches zu überreichen, beginnt Frau Schwienbacher umgehend mit dem Gespräch.

Während sie zu Beginn schon eine Zusammenfassung ihres bewegten Lebens formuliert, weist sie mit ihren Händen auf Fotokopien, welche kleine Abbildungen aus der Zeit in Paris zeigen. Wir setzen uns. Nur mit einem unhöflichen Dazwischenreden meinerseits gelingt es mir, ihr Erzählen zu unterbrechen und um Erlaubnis zu fragen, ob es ihr recht sei, wenn ich unser Gespräch aufzeichnen würde. Nach kurzem Überlegen sagt sie: *Es wird schon recht sein. Nun, ich war vierundvierzig Jahre in Paris und war dort Louvre-Kopistin. Mein Mann musste nach Paris, er war Fotochemiker an der ETH in Zürich. Wir lernten uns in dieser Branche kennen, ich war in einem Fotogeschäft in Zürich tätig. Ich wuchs in Solothurn auf und machte nach der Schule eine Fotolehre. Erzogen wurde ich von meinem Vater. Er war ein sehr guter Vater. Mein Ehemann Georges Schwienbacher hatte viel von ihm. Er war ein guter Mann, er war sehr tierliebend. Manchmal verwechsle ich die beiden sogar, wenn ich von ihnen erzähle, so sehr waren sie sich in gewissen Dingen ähnlich. Mein Vater hatte es nicht einfach. Dass ein Mann für seine Kinder alleine sorgte, war zu dieser Zeit aussergewöhnlich. Meine Mutter sagte eines Tages einfach, sie gehe, sie halte es hier in der Schweiz nicht mehr aus und brach nach Frankreich auf, nach Lyon. Sie kam nicht mehr zurück, und ich hatte mein Leben lang keinen Kontakt zu ihr. Vater arbeitete tagsüber im Büro einer Zunft. Am Abend machte er Musik. Er war ein begnadeter Musiker, er spielte in einer Band mit dem Namen «der blinde Kiefer». Sie hiessen so, weil der Pianist blind war und Kiefer hiess. Wir waren drei Kinder. Es war für ihn sicher nicht einfach.*

Ich nutze eine kurze Redepause, um nachzufragen, wie es denn mit der Malerei angefangen habe: *Ich konnte schon immer gut zeichnen. Schon die Lehrer in der Schule erkannten das. Auch mein Mann bemerkte meine Gabe, und er sagte: «Du musst unbedingt zeichnen!» In Paris ging ich dann zu einem Professor, der mich förderte. Eines Tages sagte ich zu meinem Mann: «Ich will in den Louvre, um zu malen.» Er meinte,*

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 92 17.10.13 11:13

Yvonne Schwienbacher vor einem ihrer Bilder.
Es zeigt Georges Pompidou.
Fotos: Verfasser

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 93 17.10.13 11:13

Georges Schwienbacher, Ehemann Yvonne Schwienbachers, Fotochemiker, war massgeblich an der Entwicklung der damaligen Fotolabortechnik für Fotografie und Röntgenfilmtechnik beteiligt. Fotos G. Ranfaldi

Yvonne Schwienbacher kopiert im Louvre das Bild der «Mademoiselle Rivière» (1806) von Jean-Auguste-Dominique Ingres.

dies sei unmöglich, da kämen nur eine Handvoll auserlesene Kopisten dazu, es brauche Bewilligungen, und es sei alles sehr kompliziert und aufwändig. Ich liess mich jedoch nicht beirren, ich wollte in den Louvre, und so stellte ich mich dort vor. Der Mann, der meine Fähigkeiten prüfen sollte, wies mich an, seine Hand zu zeichnen. Als mir dies auf Anhieb gut gelungen war, liess er mich dies und jenes zeichnen; es wollte kein Ende nehmen. Ich glaube, er war beeindruckt. Jedenfalls meinte er: «Sie können gleich anfangen!», und so erhielt ich den Ausweis der Louvre-Kopisten. Wenn man diesen besass, war man jemand. Man konnte in vielen Geschäften Waren zu günstigen Konditionen beziehen. Natürlich hatte man Zugang zum Louvre und konnte vor Ort malen. Der damalige Louvre-Direktor duldete die Kopisten, weil er die Fotografie für etwas Schädliches hielt. Er meinte, dass Blitzlicht den alten Gemälden schade. Mein Mann und ich haben das natürlich belächelt, jedoch half mir diese Einstellung schliesslich, im Louvre zu malen. Ich wurde von den anderen Kopisten sehr gut aufgenommen. Es waren sehr angenehme Menschen. Obwohl jeder seine Eigenheiten hatte und auf den Verkauf von Bildern angewiesen war, gab es kein Konkurrenzdenken. Sie freuten sich, wenn ein Bild verkauft wurde. Dies wurde dann immer gefeiert, meist im Restaurant im Louvre. Es waren wunderbare Menschen!

Wir betrachten die auf dem Tisch liegenden Fotos. «Sind Sie das auf all den Bildern?», frage ich. *Ja, das bin ich, mein Mann hat die Fotos gemacht. Immer, wenn ich mit einem Bild fertig war, kam er, um zu fotografieren. Er hat immer mit mir geschimpft, dass ich nicht besser dokumentiere, was ich gemacht habe. Die Nachfrage nach meinen Bildern war von Beginn an gross, was natürlich erfreulich war. Es kam gar vor, dass Käufer die Bilder mitnahmen, ohne dass die Ölfarbe ordentlich getrocknet war.* Ich betrachte die Fotografien nun genauer. An der Wand hängt jeweils das Originalgemälde und auf der Staffelei die Kopie der Künstlerin. Unterschiede sind kaum auszumachen. Daneben steht jeweils die schöne Künstlerin. Die kopierten Bilder entstanden nach Vorlagen von unterschiedlichsten Malern aus verschiedenen Epochen: Raffael, Rembrandt, Tizian, Delacroix, Renoir und van Gogh. Auf einigen Bildern sind interessierte Besucher zu erkennen, oder ein Aufseher des Louvre steht daneben. Verblüfft studiere ich die Aufnahmen. Im Zimmer, in dem wir sitzen, erkenne ich ein Bild, welches ich auf einer Fotografie vor mir liegen habe. Ich erkundige mich bei der Malerin nach

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 94 17.10.13 11:13

Über das Kopieren

Das Kopieren von Originalwerken früherer Epochen hat in der Kunstgeschichte eine lange Tradition. Bereits in der Antike kopierten die Römer Werke ihrer griechischen Vorbilder. Bereits in der Renaissance gab es autorisierte Kopisten, welche Originale bedeutender Werke reproduzierten. Das Kopieren von grossen Meistern gehörte zur Ausbildung eines Malers. Rubens liessen Werke von seinen Gehilfen kopieren und Rembrandt beschäftigte begabte Schüler, die seinen Malstil beherrschten. Viele der Rembrandt zugeschriebenen Werke gelten heute als reine Schülerarbeiten. In grossen Museen, wie dem Louvre in Paris, sind autorisierte Kopisten auch noch heute damit beschäftigt, grosse Meister zu kopieren. Trotz – oder gerade wegen – der heutigen technischen Möglichkeiten perfekter Druckverfahren, werden handgemalte Kopien auch noch in der Gegenwart gekauft. Im südchinesischen Dorf Shenzhen werden Kopien bedeutender Künstler im Akkord von Kunstschulabgängern gemalt, in der Hoffnung, so Zugang in die Kunstwelt zu erhalten und später mit einer eigenständigen Malweise zu Ruhm zu kommen. Bis es aber dereinst soweit ist, kopieren sie zu einem fixen Quadratmeterpreis von durchschnittlich 4 Franken Pollocks und Warhols für westliche Supermarktketten.

dem Original. *Ich habe nur noch eine Reproduktion, keine Ahnung, wo das Original dieser Tizian-Kopie ist. Es heisst «Mann mit Handschuh». Schauen Sie sich dieses Bild an. Obwohl die Figur praktisch mit dem gleichen Schwarz gemalt ist wie der Hintergrund, nimmt man diese als Figur wahr. Tizian war schwierig zu kopieren. Er sagte: «Beschmutze deine Farben!», schreiben Sie das.*

Ich ziehe aus dem vor uns liegenden Stapel Kopien von Auszeichnungen, die Frau Schwienbacher erhalten hat, Auszeichnungen der Académie française. Die Künstlerin winkt ab: *Das ist nicht so wichtig, ich habe verschiedenste Auszeichnungen erhalten.* Sie lenkt meine Aufmerksamkeit gekonnt auf eine Fotografie, die sie beim Porträtieren von Peter Kraus zeigt. *Ich habe kürzlich einen schönen Brief von ihm erhalten,* bemerkt sie. Erneut entnehme ich dem Stapel auf dem Tisch Porträts von Menschen; ich erkenne alle. Da ist Konrad Adenauer, John F. Kennedy, seine Frau Jacky, Eisenhower, ein junger Prinz Charles, ja gar Sir Winston Churchill. Ungläubig frage ich, ob alle ihr Modell gesessen hätten? *Ja, die meisten. Zum Beispiel Churchill. Er wollte nicht fotografiert werden. Ich habe ihn im Musée Bourdelle gemalt. Ich hatte eine Managerin, Helene Petersen, sie arbeitete dort. Sie kannte viel Prominenz, so kam ich dazu, diese zu malen. Oder auf diesem Bild Gerd Fröbe, er hatte Freude an seinem Bild. Oder hier Georges Brassens, er war ein grosser Tierfreund, er hatte viele Katzen. Wir waren ja zeitweise immer wieder in Zürich, wenn mein Mann an die ETH musste. Sehen Sie, hier habe ich Roger Staub gemalt; in Lebensgrösse. Er war auch ein ganz feiner Mensch! Hier sehen Sie Caterina Valente. Sie rief mich an, weil sie wusste, dass ich Roger Staub malte. Sie fragte mich, ob sie nicht zugegen sein könnte, wenn er bei mir sei. Sie wollte mit ihm anbandeln. Später ist er ja dann mit dem Deltasegler abgestürzt, das hat mich sehr getroffen.*

Die Porträts sind sehr frisch gemalt, sie wirken unglaublich lebendig und dynamisch, irgendwie zeitlos. Frau Schwienbacher zeigt mir ein weiteres Blatt und kommentiert: *Das sind alles Portraits der Familie Esterházy, der Fürst, seine Frau und der junge Esterhàzy. Er war damals wohl vier Jahre alt. Für diesen Auftrag habe ich hunderttausend Franken erhalten, das war damals viel Geld.*

Auch die kopierten Bilder konnte ich zu einem guten Preis verkaufen. Es war nicht nur die Maltechnik wichtig, sondern auch das Material. Ge-

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 95 17.10.13 11:13

Yvonne Schwienbacher in Begleitung des beliebten französischen Schauspielers Michel Simon

wisse Farben bezog ich aus Schweden, da sie in Paris nicht erhältlich waren. Mein Mann war Chemiker, auch das hat mir natürlich geholfen. Bei Renoir habe ich lange gebraucht, bis ich die Kopie gut hingekriegt habe. Ich klagte meinem Mann, dass ich es einfach nicht schaffe. Er betrachtete dann das Original genau und stellte fest, dass Renoir zum Schluss einen weissen Firnis über die eigentliche Farbe aufgetragen hatte. Auch Rembrandt war schwierig zu kopieren. Sie müssen bedenken, dass die Maler ja arm waren, sie benutzten an Malmitteln einfach, was sie hatten. Frau Schwienbacher zieht erneut ein Bild aus dem Stapel. *Sehen Sie hier, Michel Simon und ich. Wir waren gute Freunde! Er war ein wunderbarer Mensch, ein grosser Tierfreund! Er unterstützte viele Tierheime und hatte selber viele Katzen. Mein Mann und ich besuchten ihn oft an Sonntagen. Er mochte meinen Mann sehr. Ich habe meinen Mann nie weinen sehen, aber als Michel Simon starb, weinte er.*

Frau Schwienbacher zeigt mir erneut ein Bild, ich erkenne Orson Welles. *Ich traf ihn zufällig in Paris in einem Park. Er bewunderte meinen Hund, und wir kamen ins Gespräch. Als ich ihm sagte, dass ich Kopistin im Louvre sei, war er begeistert. Er habe ohnehin den Louvre besuchen wollen, bemerkte er. Ich hiess ihn am darauffolgenden Tag zu kommen, ich würde ihm dann alles zeigen. Er sagte zu. Als ich dies gleichentags meinen Malerkollegen erzählte, waren sie ganz aus dem Häuschen. Am folgenden Tag kam er dann. Wir Kopisten gingen dann mit Orson Welles essen. Als er die Rechnung bezahlen wollte, winkte der Kellner ab, es sei schon alles bezahlt. Orson Welles war so gerührt, dass wir armen Kopisten ihn zum Essen eingeladen hatten. Er hat geweint! Er versprach, uns erneut zu besuchen, wenn er in Paris weile. Leider kam es nicht mehr dazu.* Ich ziehe aus dem Papierstapel vor mir Kopien aus alten Zeitschriften hervor. Die «Schweizer Illustrierte Zeitung» wie auch die «Bild Zeitung» brachten Beiträge, in der die Solothurner Malerin begeistert gefeiert wurde. Sie berichteten von ihren erfolgreichen Ausstellungen in der Galerie Ambroise und im weltberühmten Grand Palais des Champs-Elysées. Ich lese, dass die ganze Pariser Kunstszene zugegen gewesen sein muss. Erstaunt blicke ich zu meinem Gegenüber auf.

Yvonne Schwienbacher porträtiert den jungen Peter Kraus.

Zeitweilig betrieben Schwienbachers ein Tierheim in Steinenbach. Ein Foto zeigt eine schöne, sehr grosse Wohnung mit unzähligen Katzen und Hunden, sicher hundert Tiere. *Hier konnten unsere Tiere glücklich*

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 96 17.10.13 11:13

Prinz Esterházy, portraitiert von Yvonne Schwienbacher
Fotos: G. Ranfaldi

Von Yvonne Schwienbacher gemalte Kopie von Raffaels «Isabel de Requesens»

sein. Im Haus meiner Schwiegereltern beschäftigten wir ein Ehepaar, welches zu den Tieren schaute, die Fischers, es waren sehr liebe Menschen. Leider starb Herr Fischer zu früh. Er trank zu viel. Mein Mann sagte immer: «Geben Sie acht, Robert!». Er starb dann tatsächlich am Alkohol. Auf einem weiteren Foto sind Herr und Frau Schwienbacher zu sehen. Sie sitzen beide auf einem grossen ledernen Sofa. Die Szene strahlt Noblesse aus. Irgendwie erinnert es mich an einen alten Film. Einer dieser Filme, die ich als Kind an Sonntagnachmittagen gesehen habe. Es tauchen Szenen auf mit Peter Sellers als Kommissar Clouseau oder Fantômas, dem Ganoven mit der grünen Maske. Frau Schwienbacher bittet mich, ihr das Bild zu reichen. *Das war kurz bevor mein Mann starb. Er sagte damals des Öftern, dass ihm einfach nicht gut sei. Plötzlich starb er dann an einem Herzinfarkt. Für mich war das eine Katastrophe. Ich habe dann auch nie mehr gemalt. Ich malte eigentlich auch wegen meinem Mann, weil er so viel Freude an meiner Malerei hatte. Ich konnte nicht mehr malen nach seinem Tod. Ich gab alles auf. Ich habe dann auch die Verträge mit den Galerien in Paris gekündigt. Heute weiss ich, dass ich damals falsch gehandelt habe. Wir hatten noch ein Haus in Leuzigen, welches mein Mann vor seinem Tod erworben hatte. Es war ideal für all meine vielen Tiere. Jedoch kam dann erneut Unglück über mich. Es wurde mir dort viel Land enteignet für die projektierte Autobahn. Ich war aber auf das Land angewiesen. Ich brauchte ja Platz für die Tiere. Als ich mein Leid Madame Petersen in Paris klagte, forderte sie mich auf, nach Paris zurückzukehren. Obwohl ich sie seit vielen Jahren kannte, waren wir nicht per du. Sie müssen wissen, sie war eine Adlige. Ihre Mutter war eine griechische Prinzessin, sie war nicht einmal mit ihrer Mutter per du. Ich zog in ein Appartement, welches ihr gehörte. Es lag im 16. Arrondissement in Paris und hatte einen grossen Innenhof. Ich konnte so alle Tiere mitnehmen. Es waren etwa siebzig Katzen, aber das war gar kein Problem. Als Madame Petersen starb, hat sie mir dieses Appartement überlassen. Jedoch kamen nach ihrem Tod ihre Verwandten und stellten Ansprüche. Obwohl sie mir die Wohnung vererbt hatte, wollte ich mit ihnen nicht prozessieren. Ich liess alles zurück und suchte ein Haus für mich und die Tiere in der Schweiz. So kam ich 2001 nach Rütschelen. Heute weiss ich, dass ich um das Appartement hätte kämpfen sollen. Ich glaube, ich hätte Recht bekommen.* Ich frage Frau Schwienbacher, ob sie nicht gerne noch einmal nach Paris gehen würde?

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 97 17.10.13 11:13

Von Yvonne Schwienbacher gemalte Kopie eines Gemäldes von Vincent van Gogh: «Die Kirche von Auvers».
Foto: G. Ranfaldi

Sie winkt ab: *Ich würde das nicht ertragen. Zu wissen, dass ich wieder hierher zurückkehren müsste, wäre zu schmerzlich für mich.* Ich spreche ihr Verhältnis zu Rütschelen an. Ob sie keine Kontakte pflege, frage ich. Sie hält einen kurzen Moment inne, um dann zu sagen: *Ich kenne sie nicht und sie kennen mich nicht! Sie akzeptieren, dass ich hier mit meinen Tieren alleine sein will.* Auf dem Tisch mit den Fotos steht schon seit Beginn unseres Gespräches eine Flasche Rimuss und eine Schachtel mit belegten Broten. *Wir sollten etwas trinken,* sagt Frau Schwienbacher zu Frau Schönmann. Diese schenkt den süssen Traubenmost ein, öffnet die Schachtel mit den belegten Brötchen. *Nehmen Sie,* sagt Frau Schwienbacher zu mir. Wir sitzen einen Moment da ohne zu sprechen, essend und trinkend. Vor dem Fernseher steht ein kleiner Käfig, darin sitzt eine schöne Katze. Sie sieht fern. Laut der Gastgeberin macht sie dies täglich zwei bis drei Stunden. Als mich die Katze ansieht, stelle ich irritiert fest, dass ein Auge grün, das andere blau ist. Draussen in einem Gehege räkelt sich eine andere Katze auf einer Hollywood-Schaukel. *Die habe ich gerade neu gekauft für die Katzen,* sagt Frau Schwienbacher. Ich höre, wie sich die Haustüre öffnet. Der greise Hund kommt tapsig um die Ecke, zurück von seinem Spaziergang. Er ist der letzte noch lebende Hund der Künstlerin. Nicht nur ihre Freunde sind alle schon gestorben, auch die meisten Tiere haben sie schon verlassen.

Die Stimmung ist etwas schwermütig: Frau Schwienbacher, die ein bewegtes Leben geführt hat, die mit Menschen befreundet war, die wir alle aus Geschichtsbüchern oder aus Filmen und Zeitschriften kennen, lebt nun hier zurückgezogen in Rütschelen. Es kennt sie niemand mehr.

xx-xx_greub-schwienbacher.indd 98 17.10.13 11:13

Orchideen im Oberaargau

Christian Gnägi

In der Schweiz gibt es 75 wildwachsende Orchideenarten. Das bernische Mittelland gehört allerdings zum orchideenärmsten Gebiet der Schweiz. Am Bipper Berg und im Molassehügelland wachsen jedoch noch Arten, die im Flachland bereits verschwunden sind. Die heutige Armut ist im Verlust an mageren Lebensräumen begründet. Nach der Roten Liste sind im bernischen Mittelland bereits 45 Prozent der ehemals hier heimischen Orchideenarten ausgestorben oder stark gefährdet. Sie brauchen dringend effektiven Schutz. In den letzten zwei Jahren wurden deshalb mit Unterstützung von Pro Natura im Oberaargau erste Orchideenpflegekonzepte initiiert, um die Gemeinden im Biotop- und Artenschutz zu unterstützen.

Abbbildung 1: Bienen-Ragwurz *(Ophrys apifera).* Diese Art wächst gerne auf Magerwiesen und Halbtrockenrasen, wie sie z. T. am Jurasüdfuss noch vorhanden sind. Foto J. Gnägi, Meikirch

Wildwachsende Orchideen

In Gärtnereien und bei Grossverteilern können farbenprächtige, grossblütige Orchideen aus den Tropen gekauft werden. Aber haben Sie in der Schweiz schon einmal wildwachsende Orchideen gesehen? Doch, doch, das gibt es. Sogar mehr, als man denkt, aber nicht überall. Die Orchideen der Schweiz sind wie alle Wildblumen unscheinbarer und kleinblütiger als ihre gezüchteten Verwandten – jedoch nicht minder schön (Abb. 1). Wer mit der Lupe eine Orchideenblüte betrachtet, erkennt eine dekorative Wunderwelt. Orchideen kommen weltweit vor – mit Ausnahme der Wüsten und Polargebiete. Es sind über 20 000 Arten bekannt, wobei immer wieder neue entdeckt werden.
In der Schweiz wurden bisher 75 Orchideenarten gefunden, das ist eindrücklich! Sie kommen vom tief gelegenen Tessin bis ins Hochgebirge (2900 m ü. M.) vor. Die Vielfalt der Farben reicht von Weiss, über helles

xx-xx_orchideen.indd 99 17.10.13 11:13

Gelb und zartes Rosa, bis zu leuchtendem Rot und kräftigem Violett. Am häufigsten sind Orchideen in den Kalkgebieten des Juras und der Voralpen anzutreffen. Aber auch im Mittelland hatte es einst viele Orchideen, vor allem auf mageren Trocken- und Feuchtstandorten sowie in lichten Wäldern. Diese sind heute weitgehend verschwunden. Am meisten Orchideen finden sich noch entlang der Waldstrassen.
Orchideen gibt es übrigens schon sehr lange, denn es wurden sogar Versteinerungen gefunden, z. B. eine Blüte in den Kalken der Oberen Süsswassermolasse bei Oehningen am Bodensee. In einem Stück Bernstein (versteinertes Harz) aus der Dominikanischen Republik blieb eine Biene erhalten, an deren Rücken noch Orchideenpollen klebten. Beide Funde dürften etwa 15 Millionen Jahre alt sein und gelten als absolute Sensation.

Standortansprüche und Lebensweise der Orchideen

Orchideen kommen vom nassen Moor bis zum sturmgepeitschten Felsgrat vor. Spezialisten wachsen im dunkeln Fichtenwald sogar ohne Blattgrün (Abb. 9), andere gedeihen an heissen Felsen, auf Kieswegen oder in märchenhaften Moospolstern. Es scheint fast, als gäbe es für jeden mageren Lebensraum eine darauf spezialisierte Orchideenart.
Alle Pflanzen stellen gewisse Anforderungen an einen Standort, damit sie dort keimen, wachsen und sich vermehren können. Die meisten Schweizer Orchideenarten lieben basische bis neutrale Böden, nur gerade zehn ziehen sauren Untergrund vor. Basische Böden entstehen auf karbonathaltigem Gestein, wie frischem Bachschutt aus den Voralpen, Meeresmolasse oder Kalk. Zudem brauchen die meisten Arten warme und mindestens mittelhelle Standorte. Orchideen sind konkurrenzschwach, vor allem im Wurzelbereich. Deshalb wachsen sie bevorzugt auf mageren Böden, weil dort der Bewuchs nicht dicht ist. Eine der besonderen Eigenheiten der Orchideen ist ihre «Zusammenarbeit» (Symbiose) mit den Bodenpilzen (Mykorrhiza). Orchideensamen enthalten kein Nährgewebe, von dem der Keimling leben kann, bis er durch Photosynthese selber Nährstoffe produziert. Sie sind deshalb bereits für die Keimung, aber auch fürs spätere Wachstum meist auf im Boden vorhandene spezielle Pilze angewiesen. Diese liefern Nährstoffe, die sie zum

xx-xx_orchideen.indd 100 18.10.13 10:12

Abbildung 2: Rotes Waldvögelein *(Cephalanthera rubra).* Das Rote Waldvögelein ist ein besonderer, aber selten gewordener Farbtupfer in unseren Wäldern. Es gibt jedoch noch einige schöne Standorte, die unbedingt erhalten werden sollten.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 101 17.10.13 11:13

Teil von Waldbäumen beziehen. Später geben die Orchideen den Pilzen Kohlehydrate zurück, die sie durch Photosynthese gewinnen, und beziehen Mineralstoffe, die die Bodenpilze mit ihrem feinen Fadengeflecht (Myzel) besser aufschliessen können.
Einzelne Orchideenarten können nur von ganz bestimmten Insekten bestäubt werden. Diese versuchen sie mit Duftstoffen oder Nahrungsangeboten anzulocken. Dabei gibt es «Täuscherblumen», die zwar starken Duft verströmen, aber dann den Gast um den Nektar betrügen (weil sie gar keinen produzieren). Ragwurzarten locken Insektenmännchen an, indem sie ihnen durch Sexuallockstoffe, Blütenmusterung oder pelzige Behaarung ein Weibchen vortäuschen (Abb. 1). Lebt kein geeigneter Bestäuber in der Nähe, blüht die Orchidee zwar wunderschön, produziert aber keine Samen. Das Angewiesensein auf geeignete Pilze und Bestäuber könnte mit ein Grund sein, warum Orchideen so selten sind.
Als Ausgleich zu diesen speziellen Ansprüchen wurden Orchideen mit einer effizienten Verbreitungsstrategie ausgestattet. Alle Pflanzenarten haben ja ihre eigenen Wege für die Samenverbreitung, zum Beispiel Flughilfen für Windverbreitung, Widerhaken, die im Fell von Tieren hängenbleiben, oder Katapulteffekte beim Öffnen der Samenkapseln. Orchideen produzieren extrem grosse Mengen ganz kleiner Sämchen (10 000 – 20 000 Stück wiegen 1 Gramm), die durch den Wind über grosse Distanzen verbreitet werden können. Damit wird die Chance grösser, dass eines an einen günstigen Standort gelangt und beim Keimen nicht vom Pilz verdaut wird.
Immer wieder gibt es Gartenfreunde, die wildwachsende Orchideen ausgraben, in der Meinung, dass diese ihren Garten verschönern würden. Doch wenn sie überhaupt weiterwachsen, gehen sie meist bald einmal ein. Einerseits ist es ganz schwierig, die nötigen Standortbedingungen nachzuahmen, sodann fehlen oft die geeigneten Bodenpilze, womit die Orchidee langsam, aber sicher verhungert. Noch wenn sie wächst, fehlen möglicherweise die nötigen Bestäuber, damit sie sich vermehrt. Denn jede Pflanze hat nur eine begrenzte Lebensdauer und muss Nachkommen produzieren, soll sie längerfristig überleben. Deshalb sind alle Orchideenarten gesamtschweizerisch geschützt. Es ist doch viel schöner, sie in der Natur zu bewundern – und wenn schon, gibt es gezüchtete Arten, die auf Gartenverhältnisse angepasst sind. Um die Orchideen zu schützen, verzichte ich darauf, hier genaue Standorte zu nennen. Doch

xx-xx_orchideen.indd 102 18.10.13 10:13

Abbildung 3: Fuchs' Fingerwurz *(Dactylorhiza fuchsii).* Diese Art ist im Jura und in den Voralpen häufig, auf Wiesen, Weiden und im Wald, im bernischen Mittelland ist sie nur noch sehr selten.
Foto U. Aebersold, Burgdorf

xx-xx_orchideen.indd 103 21.10.13 13:18

Abbildung 4: Spitzorchis *(Anacamptis pyramidalis).* Diese farbenprächtige Orchidee wächst im Oberaargau noch auf ungedüngten Trockenweiden am Jurasüdfuss.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 104 17.10.13 11:13

Abbildung 5: Männliches Knabenkraut *(Orchis mascula).* Diesen Frühblüher unter den Orchideen erkennt man von weitem an seiner roten bis hellvioletten Farbe. Er kommt im Jura noch verschiedentlich vor, im Molassehügelland und im Mittelland hat er Seltenheitswert.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 105 17.10.13 11:13

wer mit wachen Augen durch die Landschaft streift, wird an Orten mit geeigneten Standortbedingungen selber Orchideen entdecken. Das ist wie Schatzsuchen – Geocaching ohne GPS …

Orchideenvorkommen

Der Oberaargau lässt sich bezüglich Orchideen in drei Teilregionen aufteilen: das Molassehügelland, das tiefere Mittelland und den Jurasüdfuss.

Jurasüdfuss
Der Bipper Berg ist der Anteil des Oberaargaus am Jura. Der Kalk reicht infolge der grossen Sackungsmassen bis in die Dörfer am Hangfuss hinunter. Das siedlungsnah gelegene Gebiet wird allerdings landwirtschaftlich intensiv genutzt, und ausgedehntere Magerstandorte ausserhalb des Waldes finden sich erst auf den oberen Allmenden und den Alpweiden. An den warmen, kalkhaltigen Südhängen wachsen auf Trockenwiesen und -weiden Orchideenarten, die im zentralen und westlichen Mittelland nahezu verschwunden sind. Dazu gehören die Spitzorchis (*Anacamptis pyramidalis,* Abb. 4), das Schwärzliche Knabenkraut *(Orchis ustulata)* sowie die Bienen- und die Hummelragwurz (*Ophrys apifera*, Abb. 1 und *Oph. holoserica*). Auf frischen Alpweiden und an Waldrändern sowie in feuchten Wiesenpartien gedeihen das Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula,* Abb. 5), das Kleine Knabenkraut *(Orchis morio)*, die Mückenhandwurz *(Gymnadenia conopsea)* und Fuchs' Fingerwurz *(Dactylorhiza fuchsii,* Abb. 3). Arten, die wir auch aus den Voralpen gut kennen, die wir aber im Mittelland schon nahezu ausgerottet haben. Das Männliche Knabenkraut und die Kleine Orchis blühen oft schon im April und gehören damit zu den Frühblühern. Eine der spätesten ist im August die Violette Ständelwurz *(Epipactis purpurata)*.

Mittelland
Ein Blick auf die Verbreitungskarten zeigt, dass der Oberaargau und das westliche Mittelland heute die orchideenärmsten Regionen der Schweiz sind (Abb. 10). Der Hauptgrund ist der Mangel an geeigneten Lebensräumen. Moränen und Schotter bilden auf flachen Standorten die häu-

xx-xx_orchideen.indd 106 21.10.13 14:44

Abbildung 6: Breitblättrige Ständelwurz *(Epipactis helleborine).* Diese Orchidee ist auf Grund ihrer Anspruchslosigkeit wohl die häufigste Orchidee des Mittellands. Sie ist vor allem an Waldstrassenrändern zu finden.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 107 17.10.13 11:13

figste Unterlage der Böden. Diese waren zwar am Anfang kalkreich, wurden aber seit der letzten Vergletscherung durch die Bodenentwicklung bereits ein bis mehrere Meter tief entkalkt. Somit ist der Boden im durchwurzelten Bereich sauer. Dies ist eine normale Entwicklung, die mit dem Alter eines Bodens immer tiefer greift. Somit kommen im Mittelland Orchideen nur an Orten vor, wo tiefere, noch nicht entkalkte Bodenschichten zu Tage treten. Dies ist an steilen Hanglagen, auf Kuppen und Spornen, an hohen Böschungen sowie in Bacheinschnitten der Fall. Die Molasse des tieferen Oberaargaus besteht hauptsächlich aus den Flussablagerungen des ehemaligen Napfschuttfächers (Untere Süsswassermolasse). Diese sind meistens zu wenig kalkhaltig für Orchideen. Manchmal tritt aber kalkreiches Hangwasser aus und kalkt saure Böden wieder auf. Bahn- und Strassenböschungen, Flachdächer sowie Neubauten, wo frisches, kalkreiches Material aufgeschüttet wurde, sind interessante Ersatzstandorte. Von Fahrzeugreifen weggespickte Kalksteinchen von Flur- und Waldstrassen werden durch das Regenwasser angelöst und liefern neuen Kalk in den Oberboden. Dadurch können immer wieder Orchideen beobachtet werden, die direkt auf einem Weg oder unmittelbar neben der Fahrbahn wachsen. Besonders Ränder von Forststrassen sind oft Orchideenstandorte. Ein weiterer Grund für die Orchideenarmut liegt darin, dass Moränenböden nährstoffreich und deshalb fruchtbar sind. Ihre üppige Vegetation lässt den konkurrenzschwachen Orchideen keine Chance. Viele der ehemals artenreichen Magerwiesen wurden aufgedüngt und Nasswiesen drainiert. Über 90 Prozent der Orchideenstandorte befinden sich deshalb im Wald, dem letzten Refugium magerer Böden. Besonders viele Potenzialstandorte liegen an den warmen gegen Südwesten bis Südosten exponierten Hanglagen. Wenn der Wald dann noch stufig aufgebaut ist und viel Laubholz enthält, stimmen auch die Lichtverhältnisse, und die Orchideen kommen dann nicht nur am Waldrand, sondern auch in den Waldflächen vor.

Entlang der Forststrassen findet man eine ganze Palette von Ständelwurzarten, am häufigsten ist die Breitblättrige Ständelwurz (*Epipactis helleborine,* Abb. 6). Im Waldesinnern blühen die Weisse Waldhyazinthe *(Platanthera bifolia)*, das Langblättrige, Bleiche und Rote Waldvögelein (*Cephalanthera longifolia, C. damasonium* und *C. rubra;* Abb. 7, Abb. 8 und Abb. 2) sowie auch bei schlechten Lichtverhältnissen die Vogelnestwurz (*Neottia nidus-avis,* Abb. 9).

xx-xx_orchideen.indd 108 18.10.13 10:13

Abbildung 7: Langblättriges Waldvögelein *(Cephalanthera longifolia).* Diese Orchidee wächst gerne an sonnigen Waldrändern, in waldnahen Wiesen, aber auch im lichten Wald.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 109 17.10.13 11:13

Abbildung 8: Bleiches Waldvögelein *(Cephalanthera damasonium).* Die zarte Blüte ist von besonderer Schönheit.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

Molassehügelland

Im Molassehügelgebiet kommt es an steileren Hanglagen zu einer laufenden Bodenabschwemmung. Deshalb entstehen oft nur geringmächtige Böden. Die Orchideen erreichen jedoch mit ihren Wurzeln so die kalkhaltigen, anstehenden Felsschichten. Deshalb ist dort die Orchideendichte höher als in flachen Lagen. Der Sandstein der Oberen Meeresmolasse besteht zwar nicht aus Kalk, aber die Sandkörner sind durch aus dem Meerwasser ausgefällten Kalk zusammenzementiert worden. Dieser Untergrund ist daher für Orchideen günstiger als die Süsswassermolasse, die auf dem Festland abgelagert wurde. Manchmal besiedeln Orchideen als Pionierpflanzen aufgelassene Steinbrüche, in denen Sandstein abgebaut wurde. Der dortige sandreiche Rohboden ist ein optimales Substrat für verschiedene Arten. Die Waldvögelein lieben warme, trockene Südhänge mit Laubwald. Das Rote Waldvögelein wächst nur dort, wo die Sonne zwischendurch bis zum Waldboden dringt. Hier gedeiht auch die Grünliche Waldhyazinthe *(Platanthera chlorantha)*. Auf frischen Waldwiesen finden sich als Raritäten noch vereinzelt die Fuchs' Fingerwurz (*Dactylorhiza fuchsii,* Abb. 3) und das im Jura verbreitete, hier aber schon fast ausgestorbene Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula,* Abb. 5). Kleine Sensationen sind an Strassenböschungen zufällig gelan-

xx-xx_orchideen.indd 110 17.10.13 11:13

Abbildung 9: Vogelnestwurz *(Neottia nidus-avis).* Diese unauffällige Blume sieht von weitem aus wie ein blühender Tannzapfen. Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 111 17.10.13 11:13

dete Einzelexemplare von Arten, die sonst hier weit und breit nicht mehr vorkommen, wie etwa der Spitzorchis (*Anacamptis pyramidalis,* Abb. 4) oder der Helmorchis (*Orchis militaris,* Abb. 11). Ein absolutes Highlight war 2013 die Entdeckung einer Population von über 50 Exemplaren der Purpurorchis (*Orchis purpurea,* Abb. 12). Diese Orchidee ist im Kanton Bern nur noch aus zwei kleinen Gebieten (Wohlen- und Bielersee) nachgewiesen. Das Grosse Zweiblatt *(Listera ovata)* ist eine der wenigen Arten, die im Landwirtschaftsgebiet überleben konnten. Sie wächst etwa in Hecken, an ungedüngten Wiesenrändern oder entlang von Bachläufen. Durch ihre unscheinbare grünlich-gelbe Blüte wird sie aber meist übersehen.

Wald

Magerwiesen sind selten geworden. Aufgrund der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung sind sie auf Trockenstandorte (z. B. Strassen- und Bahnböschungen) und Feuchtgebiete (Ufer von Fliessgewässern, extensiv genutzte Feuchtwiesen und Moore) beschränkt. Doch die meisten Feuchtgebiete werden durch nährstoffreiches Sickerwasser gespiesen und sind üppig verkrautet oder dicht bestockt. Viele ehemalige Magerstandorte sind durch Nährstoffabschwemmungen aus den bewirtschafteten Flächen aufgedüngt worden. Damit bleibt für Orchideen im Mittelland primär der Wald als Lebensraum. Im Wald ist einer der wichtigsten Faktoren das Licht. Waldorchideen kommen mit halbschattigen Bedingungen aus, mindestens so viel Licht brauchen die meisten aber. Da Waldstrassen in einem dunklen Wald Lichtschneisen sind, blühen Orchideen manchmal sogar am Wegrand von Asphaltstrassen. Solche Standorte werden aber auch von vielen andern, heute seltenen Magerpflanzen besiedelt und sind damit reich an Insekten. Die bräunliche Vogelnestwurz (*Neottia nidus-avis,* Abb. 9) ist eine, die mit wenig Licht auskommt. Sie hat kein Blattgrün und ist deshalb auch nicht auf Licht für die Photosynthese angewiesen. Das Gleiche gilt, mindestens teilweise auch für die Violette Ständelwurz *(Epipactis purpurata)*.

xx-xx_orchideen.indd 112 17.10.13 11:13

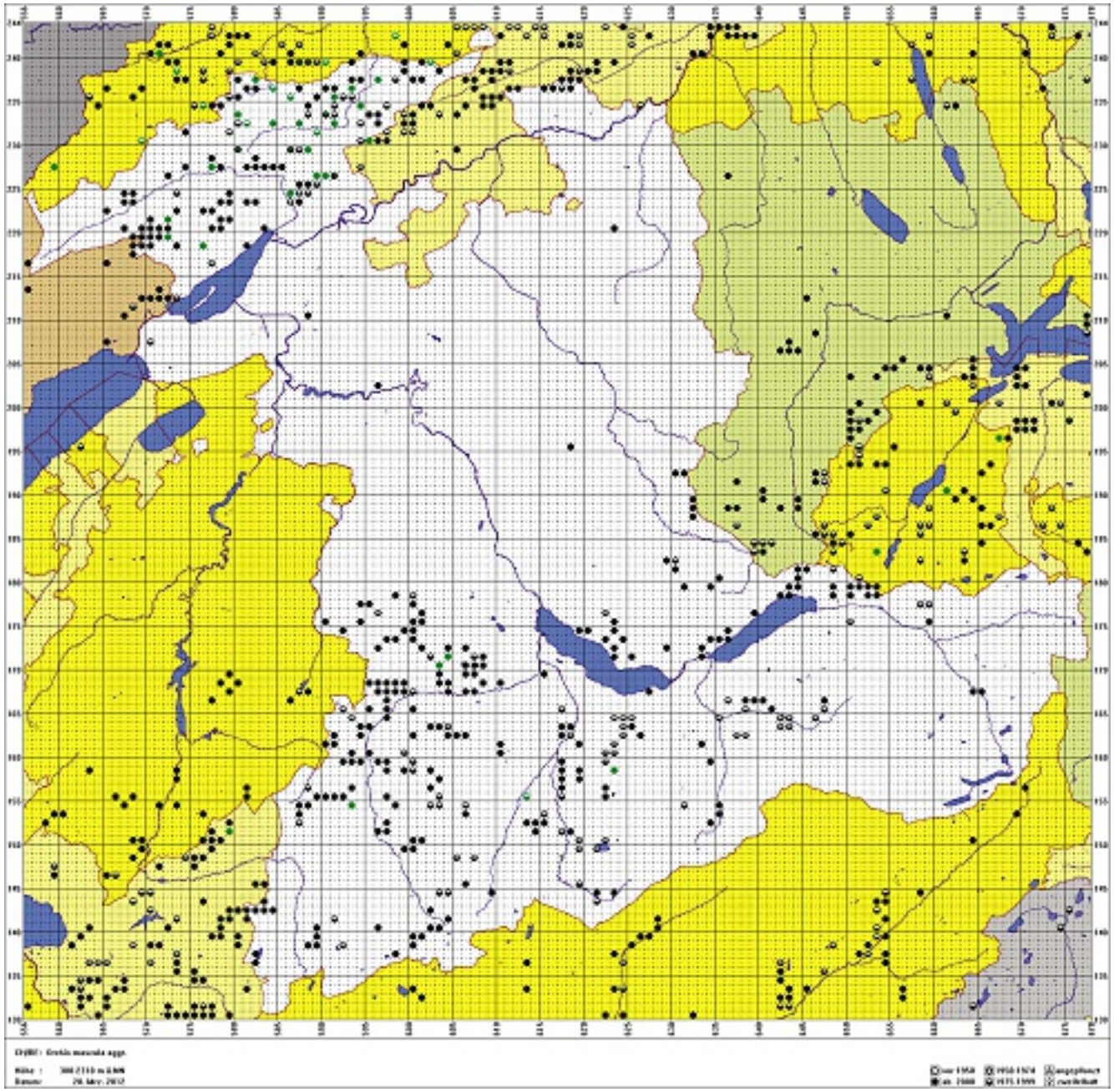


Abbildung 10: Verbreitungskarte des Männlichen Knabenkrauts *(Orchis mascula)* im Kanton Bern.
Die Verbreitungskarte zeigt exemplarisch die Orchideenarmut im Mittelland. www.ageo.ch

xx-xx_orchideen.indd 113 17.10.13 11:13

Massnahmen zum Schutz und zur Förderung von Orchideen

Viele Orchideenvorkommen, die die ältere Generation unter uns noch kannte, sind heute bereits erloschen oder drohen ohne Gegenmassnahmen einzugehen. Einige Orchideenarten entwickeln sich nur ganz langsam. Von der Keimung bis zur ersten Blüte kann es beim Frauenschuh *(Cypripedium calceolus)* bis fünfzehn Jahre dauern. Schon deshalb brauchen sie besonderen Schutz. Für die Pflege der Biotope ist es unumgänglich, die Standortansprüche der einzelnen Arten genau zu kennen. Nicht jede Art kann an jedem Ort leben. Aufgrund ihrer besonderen Lebensweise wachsen Orchideen auch an einem seit langem bekannten Standort nicht jedes Jahr. Bei einigen Arten, wie z. B. der Bienenragwurz, kommt es besonders nach intensiven Blühjahren zu Ruhephasen. Bei erloschen geglaubten Vorkommen keimen plötzlich wieder neue Exemplare, wenn sich die Standortbedingungen verbessern, und andere können erlöschen, wenn die Bedingungen nicht mehr optimal sind – z. B. wenn sich im Wald die Lichtverhältnisse durch dichteren Kronenschluss, aufwachsenden Jungwuchs oder Überwucherung durch Brombeeren verschlechtern. Ein deutlicher Hinweis in diese Richtung ist, wenn Orchideen zwar noch ausschlagen, aber nicht mehr blühen. Dann geht es nicht mehr lange, und sie sind ganz verschwunden.

Orchideenpflegekonzept

Orchideen gehören zu den besonders schönen, oft wohlriechenden, aber seltenen und darum gesamtschweizerisch geschützten Blumen. Für den Vollzug des Arten- und Lebensraumschutzes sind im Kanton Bern ausserhalb der kantonalen Naturschutzgebiete die Gemeinden zuständig. Private und Forstdienste sind in der Regel sehr kooperativ. Aber die meisten haben keine Ahnung, dass in ihrem Gebiet Orchideen wachsen. Schützen und fördern kann man jedoch nur, was man kennt. Deshalb ist es wichtig, dass die Orchideenstandorte erst einmal erhoben werden, damit bekannt ist, wo die Vorkommen liegen. Hierfür sind die Behörden auf Unterstützung angewiesen. Gemeinnützige Organisationen wie die AGEO (Arbeitsgruppe Einheimische Orchideen), Naturschutzvereine, lokale Kenner und spezialisierte Ökobüros (z. B. weg>punkt, www.weg-punkt.ch) helfen weiter. Die AGEO ist eine Vereinigung von Orchideenfreunden, die ehrenamtlich Orchideen kartieren. Sie führt für Be-

xx-xx_orchideen.indd 114 17.10.13 11:13

Abbildung 11: Helmorchis *(Orchis militaris).* Eine im bernischen Mittelland sehr seltene Trockenwiesenart.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

xx-xx_orchideen.indd 115 17.10.13 11:13

hörden und Fachleute eine Datenbank mit den gemeldeten Orchideenfundstellen. Im Internet stellt sie viele interessante Informationen über Orchideen zur Verfügung (www.ageo.ch), auch Fotos der hier nicht abgebildeten Arten. Lokale Kenner steuern wertvolle Fundmeldungen bei. Spezialisierte Ökobüros verfügen über das Fachwissen für umfassende, nachhaltige Lösungen und die langfristige Begleitung der Behörden.
Einige Gemeinden haben ihre Orchideenvorkommen bereits erfassen lassen. Im Oberaargau sind dies Ochlenberg, Seeberg und Wynigen. Pro Natura Oberaargau will sich dafür einsetzen, dass in den nächsten 15 Jahren 20 Gemeinden mit Orchideenpflegekonzepten ausgerüstet werden. Durch die Kartierung der Standorte werden drei Fragen geklärt:
– Wo hat es Orchideenstandorte?
– Welche Orchideenarten kommen dort in welcher Anzahl vor?
– Sind die entsprechenden Vorkommen in ihrer Weiterexistenz bedroht?
Dies erlaubt zu entscheiden, wo es dringend ein Eingreifen braucht, und welche Massnahmen am erfolgversprechendsten sind. Auf dieser Basis wird das Pflegekonzept für die gefährdeten Standorte erstellt.

Umsetzung der Schutzmassnahmen
Das Ziel ist, dass die Vorkommen nicht weiter zurückgehen, sondern mindestens erhalten und wenn möglich sogar gefördert werden können. Nur wenn von einer Art genügend Samen in der Luft sind, werden neu entstehende, günstige Standorte von selbst besiedelt. Dies ist eine der Voraussetzungen, damit Orchideen zukünftig ohne Hilfe überleben können. Am wichtigsten dafür ist die Erhaltung einer vielfältigen Landschaft mit vielen extensiv genutzten Flächen. Die Ökoqualitätsverordnung, aufgrund derer den Landwirten Beiträge für ökologische Leistungen ausgerichtet werden, verfolgt diese Absicht. Waldbewirtschafter können zudem durchs Kantonale Amt für Wald mit Beiträgen unterstützt werden, wenn sie den Waldrand aufwerten oder die Artenvielfalt (Biodiversität) auf ihren Parzellen fördern. Dazu gehören auch Massnahmen zu Gunsten von Orchideen. Gute Erfahrungen wurden dort gemacht, wo die Umsetzung mit den Landbesitzern auf freiwilliger Basis angepackt wurde. Oft helfen auch Mitglieder von Naturschutzorganisationen, Vogelschützer, Jäger, Pensionierte oder Zivildienstleistende mit, so dass aus der Umsetzung für die Gemeinden wenig Kosten anfallen.

xx-xx_orchideen.indd 116 17.10.13 11:13

Abbildung 12: Purpurorchis *(Orchis purpurea).* Diese grosse, farbenprächtige Orchidee beginnt früh zu blühen (Ende April bis Anfang Mai). Im Kanton Bern ist sie neben einem einzigen Standort im Oberaargau nur von kleinen Gebieten am Wohlen- und Bielersee bekannt.
Foto C. Gnägi, www.weg-punkt.ch

Durch eine nach Arten und Alter vielfältige Waldzusammensetzung werden die Lichtbedingungen für Orchideen verbessert. Dies wird durch eine regelmässige, schonende Durchforstung und teilweise am Anfang durch eine Auslichtung der Parzellen erreicht. An Orchideenstandorten braucht es zudem von Zeit zu Zeit eine Ausdünnung des Jungwuchses, damit genügend Licht auf den Waldboden kommt. Manchmal genügt auch schon das Mähen der Brombeeren. Wird hingegen mit grossen Maschinen auf ungefrorenem Untergrund industriell geholzt und nachher alles Astholz liegen gelassen, gibt es für Orchideen kein Auskommen mehr.

Ein besonders wichtiger Punkt ist das Mähregime an Waldstrassen. Orchideen sind mehrjährige Pflanzen, die während der Vegetationszeit in ihren Speicherorganen Nährstoffe fürs Folgejahr einlagern müssen. Werden die Waldwegränder im Sommer gemäht und damit die Orchideen abgeschnitten, ist dies nicht möglich, und sie hungern aus. Dort, wo Orchideenvorkommen an Waldstrassen liegen, die aus Sicherheitsgründen im Sommer gemäht werden müssen, können die Orchideenstandorte zur Orientierung der Mähequipe vorher markiert werden. Wird das Mähwerk zudem zu tief eingestellt und «bodeneben geputzt», kommt es infolge der Unebenheit der Bodenoberfläche verbreitet zur Verletzung des Bodens und damit eventuell zur Zerstörung der unterirdischen Speicherorgane der Orchideen. Es empfiehlt sich daher, die Schnitthöhe auf 10 cm über dem Boden einzustellen. Neben dem Lichtmangel wegen seltener Durchforstung stellt das Mähen im Sommer die grösste Gefährdung der Orchideenvorkommen im Wald dar. Aus Sicht der Orchideen wäre eine Mahd ab Mitte Oktober oder sogar nur alle zwei Jahre am besten.

Auch südgerichtete Waldränder können interessante Orchideenstandorte sein, z. B. für die Waldvögelein und Waldhyazinthen, denn sie bieten, wenn sie gestuft und buchtig aufgebaut werden, eine grosse Vielfalt an Lichtverhältnissen. Wenn zudem gegen das Landwirtschaftsland ein Krautsaum und ein Magerwiesenstreifen anschliessen, ist es für die Artenvielfalt perfekt. Wird allerdings der Weidezaun an die ersten Bäume angeschlagen, nützt das Vieh den Schatten der Bäume als Lägerstellen, und der Waldrand wird dadurch überdüngt. Damit verkrautet er üppig, trägt vor allem Brennesseln und verliert seinen Charakter als Hotspot der Biodiversität.

xx-xx_orchideen.indd 117 17.10.13 11:13

Fazit

Orchideen sind im Oberaargau zwar selten geworden, aber sie müssen es nicht bleiben. Dank Bewirtschaftern, die mit Liebe und Freude am Schönen ihre Parzellen pflegen, sind noch einige schöne Standorte erhalten geblieben. Mit wenig Aufwand und einfachen, meist kostenneutralen Massnahmen können gerade im Wald die Bedingungen entscheidend verbessert werden. Voraussetzung ist, dass die Standorte einmal erfasst werden.
Zusätzliche Auskünfte können gerne beim Autor eingeholt werden, der auch Meldungen von Orchideenstandorten entgegennimmt (christian.gnaegi@weg-punkt.ch, 077 454 65 83).

xx-xx_orchideen.indd 118 17.10.13 11:13

Ein Stück Welt auf dem Dachboden

Anmerkungen zur Konzeption einer veränderbaren Dauerausstellung im Museum Langenthal

Beat Gugger und Richard Zeerleder

In den letzten Jahren hat sich die Institution Museum – ähnlich wie die Gesellschaft – stark verändert. Von einer statischen bewahrenden Institution mit grossen Sammlungen von Objekten als Zeugen vergangener Epochen ist das Museum zum Ort gesellschaftlicher Auseinandersetzung geworden, einem Raum, in dem die Gegenwart mit Blick in die Vergangenheit und die Zukunft zur Diskussion gestellt wird.

Wie lange dauert eine Dauerausstellung?

Das Museum Langenthal befindet sich seit seiner Gründung 1937 im alten Amtshaus an der Bahnhofstrasse 11. 1942 wurde die «Heimatstube», zwei Räume im Erdgeschoss, erstmals dem Publikum geöffnet. Nach einer Gesamtrenovation in den frühen Achtzigerjahren befindet sich das Museum im ganzen Haus. Die damalige Neukonzeption orientierte sich an den damals neu entstandenen und in den Medien als innovativ diskutierten Häusern: dem Naturmuseum Solothurn mit seinem jungen Direktor Walter Künzler und dem Musée Gruyèrien in Bulle. Auf den drei Etagen des Museums Langenthal entstanden drei Dauerausstellungen: der Weg von der handwerklichen zur industriellen Textilproduktion (Erdgeschoss), die historische Entwicklung der Region Langenthal (erstes Obergeschoss) sowie die Geografie und Kulturgeschichte des Oberaargaus (Dachgeschoss). In einem eineinhalbjährigen Entwicklungsprozess wurde das Konzept umgesetzt. 1983 wurde das neu renovierte Museum mit seinen drei Ausstellungen eröffnet. Neben der Präsentation von Objekten sind es vor allem die didaktischen Inszenierungen und spielerischen Aktivitäten, die Besucherinnen und Besucher faszinieren.

xx-xx_dachboden.indd 119 17.10.13 11:14

Unmittelbar nach der Eröffnung gab es gute Besprechungen in den lokalen Zeitungen. Das Museum wurde in den folgenden Monaten auch gut besucht; doch bald schon verblasste der Glanz des Neuen. Der Museumsbetrieb verlor den Schwung der Anfangszeit, die Besucherzahlen gingen zurück, nur noch ab und zu besuchten auswärtige Gruppen oder Schulklassen das Haus im Rahmen von Geografie- oder Geschichtsstunden. Ein Prozess – so wissen wir heute –, den wir bei jedem Museum beobachten, das sich nicht dauernd verändert und mit Neuerungen aufwarten kann.

Zu einem Museum der Veränderungen

In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre realisierte Valentin Binggeli erstmals eine Sonderausstellung zum Thema «Gold». Um Raum für die kleine Schau zu schaffen, musste ein Teil der historischen Ausstellungen im ersten Obergeschoss zusammengeschoben werden. Die Sonderausstellungen wurden grösser. Immer wieder mussten dafür Teile der Dauerausstellung abgebaut, zwischengelagert und wieder aufgebaut werden. Im Stiftungsrat des Museums reifte die Erkenntnis, dass ein Museum nur attraktiv bleiben kann, wenn es mit wechselnden Ausstellungen und Veranstaltungen auf sich aufmerksam macht; die Dauerausstellung wird zwar ab und zu gern besucht, verliert jedoch an Bedeutung.
In den Neunzigerjahren diskutierte der Vorstand bei einem Workshop in der alten Spinnerei Gugelmann, Roggwil, wie die bestehende Dauerausstellung umgebaut werden könnte, damit zukünftig auch grössere Sonderausstellungsprojekte realisiert werden könnten: Die Stellwände und Vitrinen der Dauerausstellung wurden mit Rädern versehen, so dass sie bei Wechselausstellungen einfach zusammengeschoben und nach deren Ende leicht wieder aufgebaut werden konnten.
Unter der Präsidentschaft von Samuel Herrmann wurde das Konzept «Leinen light» entwickelt: eine mobile Ausstellung auf Tafeln und in Vitrinen, die einfach abgebaut, eingelagert und mit Hilfe einer Fotodokumentation rasch wieder aufgebaut werden kann.
Mit den grösseren Sonderausstellungen wuchs die Aufmerksamkeit in der Gemeinde. Das Museum entwickelte sich zu einem Treffpunkt in Langenthal; bis heute – in die Ära von Jana Fehrensen – sind die Veran-

xx-xx_dachboden.indd 120 17.10.13 11:14

Abbildung 1: Die ersten Objekte der Ausstellung oben an der Treppe. Foto: Beat Gugger

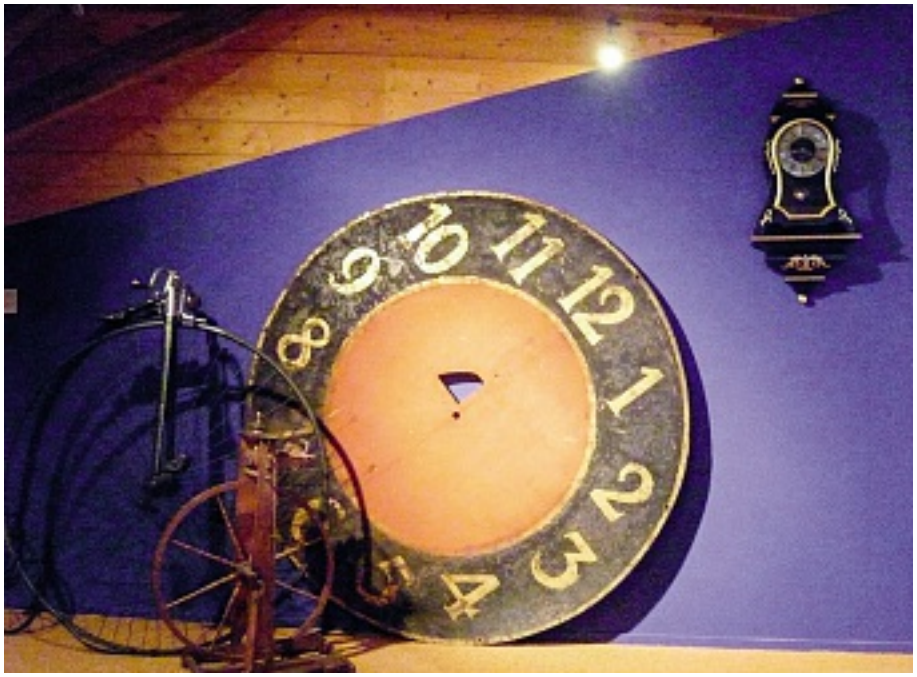


Abbildung 2: Für die Konzeption der Austellung wurden die Objekte und Textzitate ausgelegt. Foto: Richard Zerleeder

xx-xx_dachboden.indd 121 17.10.13 11:14

staltungen des Museums zu einem wichtigen Bestandteil des kulturellen Lebens der Stadt und Region Langenthal geworden.

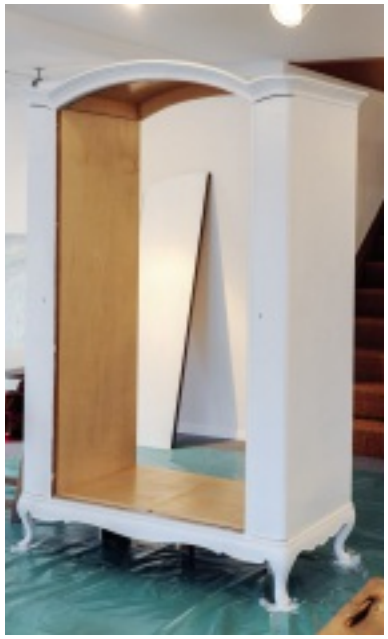
Die Dauerausstellung wird zum Stein des Anstosses

Mit der «Dynamisierung» des Museums rückte das Interesse an der Dauerausstellung in den Hintergrund. Der historische Teil im ersten Obergeschoss war nur noch selten zu sehen. Die Abteilung Geografie im Dachstock wurde stark verändert, weil dort häufig Objekte und Ausstellungsmobiliar zwischengelagert wurden. Allen wurde klar, dass es so nicht mehr weitergehen konnte.
Auf Initiative von Jana Fehrensen entwickelten die Verfasser ab 2009 die Idee einer kompakten und veränderbaren Dauerausstellung zur Geschichte und Geografie Langenthals und des Oberaargaus. Sie soll auch dann zu besichtigen sein, wenn eine grosse Sonderausstellung im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss stattfindet. So weit die erste allgemeine Vorgabe vom Stiftungsrat des Museums Langenthal.
2010 begann die offizielle Zusammenarbeit mit dem Gestalter Richard Zeerleder vom Atelier «Z-à-dire» in Muri bei Bern. Schon nach den ersten Diskussionen war uns klar, dass für die permanente Ausstellung nur noch ein Geschoss in Frage kommt. Dennoch sollten alle Themen, die in der Ausstellung 1983 zu sehen waren, präsent sein.
Zusammen mit den Museumsverantwortlichen erarbeiteten die Verfasser in den nächsten Monaten die Anforderungen an die Ausstellung und entwickelten Lösungen für die gestalterische Umsetzung:

Forderung 1: Im Dachstock wird eine Ausstellung konzipiert, die die Natur- und Kulturgeschichte Langenthals und der Region Oberaargau museografisch darstellt.
Lösungsansatz: Im Zentrum der Ausstellung stehen Objekte aus der Sammlung. Die Erzählung folgt keiner chronologischen Ereignisgeschichte. Vielmehr kristallisieren sich Aspekte der regionalen Geografie und Geschichte an exemplarischen Objekten und Bildern heraus. Diese Form nimmt Lücken in der kontinuierlichen Erzählung in Kauf.
Im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss entstehen regionalgeschichtliche Bilderausstellungen, die leicht ab- und wieder aufgebaut

Abbildungen 3–5: Zur Treppe in den Dachstock mit der neuen Dauerausstellung gelangt man durch einen Schrank, der purpur gestrichen wurde.
Fotos: Beat Gugger

xx-xx_dachboden.indd 122 21.10.13 07:25



xx-xx_dachboden.indd 123 17.10.13 11:14

Abbildung 6: In der Ausstellung dominiert dann wieder die Farbe Purpur. Foto: Beat Gugger

werden können. So ist gewährleistet, dass das Museum im Umbau vor und nach Sonderausstellungen nur kurz geschlossen ist.

Forderung 2: Ausgangspunkt der Ausstellungsnarration sind die Objekte aus der Sammlung des Museums Langenthal.
Lösungsansatz: Beim Zusammenstellen der Objekte im Depot haben wir uns von der Faszination der Gegenstände leiten lassen. Fast zwei Drittel der in den letzten Jahrzehnten zusammengetragenen und bisher im Depot aufbewahrten Museumsstücke sind nun in der neuen Dauerausstellung zu sehen.

Forderung 3: Ausstellungsgestaltung und -architektur sollen Veränderungen zulassen. Mit dieser Forderung sind wir interessanterweise wieder ganz nah bei der Konzeption des traditionellen Heimatmuseums.
Lösungsansatz: Eine modulare Ausstellungsarchitektur mit «museografischen Gefässen» – flexiblen Objektträgern und -haltern. Entsprechend unserer Ausstellungsnarration setzen wir ein Möbelelement ein, das mit der Geschichte vom Dachstock und der Aufbewahrung von Gegenständen verbunden ist: die Schublade. Es ist nun leicht möglich, einzelne Objekte ohne grossen Aufwand – und ohne dass das gestalterische

xx-xx_dachboden.indd 124 21.10.13 07:25

Konzept verändert werden muss – in die bestehende Ausstellung zu integrieren.

Forderung 4: Obwohl die Objekte die «Geschichte» nur lückenhaft «erzählen», erfahren die Besucherinnen und Besucher wichtige Aspekte der regionalen und lokalen Geschichte.
Lösungsansatz: Die Objekte werden in der Ausstellung nicht chronologisch oder thematisch, sondern nach ästhetischen Gesichtspunkten platziert. Elf verschiedene Infoblätter an ausgewählten Ausstellungsstücken geben Informationen zur Geografie und Geschichte der Region Langenthal. Folgende Themen stehen zur Verfügung: Archäologie – Liberalismus – Wasser – Porzellan – Geologie und Geografie – Ziegel – Markt – Fabriken – Dorf – normal – erinnern.
Nur einzelne Bilder und Dinge haben eigene Beschriftungen, so dass auch Flaneure, die sich ohne Infoblatt durch die Ausstellung bewegen, ausgewählte Geschichten der Region an Museumsobjekten erfahren.

Abbildung 7: Erster Durchblick im Dachstock Foto: Richard Zerleeder

xx-xx_dachboden.indd 125 17.10.13 11:14

Abbildung 8: Im Dachstock: Blick zurück. Foto: Richard Zerleeder

Die Langenthaler Wunderkammer

In den Gesprächen zwischen Gestalter und Kurator kristallisiert sich schnell heraus, dass wir uns bei der Gestaltung der Ausstellung im Dachstock auf der einen Seite vom Konzept der Kunst- und Wunderkammer der frühen Neuzeit leiten lassen. Auf der anderen Seite leitet die Faszination der Entdeckung vergessener Dinge auf einem Estrich die Idee der Präsentation.

Bei der Inszenierung setzen wir ganz auf die «Magie der Dinge». Die Anordnung der Objekte folgt ästhetischen und nicht historischen Gesichtspunkten. Aus den ungewohnten Nachbarschaften entsteht ein schillerndes Mosaik von Beziehungen; vielleicht sogar eine neue Langenthaler Geschichte.

Bereits der Zugang zur Dauerausstellung sollte ungewohnt und überraschend sein: «Die Besucher betreten die Ausstellung auf dem Dachboden des Museums durch einen purpurroten Schrank. Der Schrank als Aufbewahrungsort von Raritäten und Kuriositäten kann auch eine Wunderkammer sein. Geöffnet ist der Zugang zu einer Wunderwelt, die es aktiv zu entdecken gilt.» (Nach dem Konzept der Museumsszenografie, 2011.)

xx-xx_dachboden.indd 126 17.10.13 11:14

Abbildungen 9–11 (inkl. folgende Seiten): Ausschnitte aus der neuen Dauerausstellung: Objekte in purpurnen Schubladen.
Fotos: Richard Zerleeder

Der Dachraum mit seiner ungewöhnlichen Ausstellungspräsentation soll schon beim ersten Betreten als Einheit wahrgenommen werden. Mit dem Rundgang erschliessen sich die verschiedenen Ausstellungsebenen nach und nach: «Raum der Erinnerung: […] Der Raum ist nach intuitiven und ästhetischen Kriterien gestaltet. Die Objekte werden nicht in einer starren Chronologie gezeigt. Dies bedeutet für die Betrachter, dass sie sich aus einem zeitlich vorgegebenen historischen Rahmen lösen. Das Fehlen einer strengen Chronologie und Logik ist auch Eigenschaft unserer Erinnerung. «Erinnern und Vergessen» werden so zum Leitgedanken des Ausstellungskonzeptes. Die Museumsbesucher werden eingeladen, in eigenen Erinnerungen zu kramen und neue Zusammenhänge zu erkennen. Sie sind in Bewegung, auf Entdeckungsreise und setzen die Mosaiksteine der Ausstellung so zusammen, dass mit den Objekten neue Geschichten erkennbar werden.
Der Gang durch die Ausstellung ist demjenigen auf einem Dachboden vergleichbar: Auch dort finden sich Zeugen der Vergangenheit, die zwar beiseite gestellt, aber noch nicht wirklich entsorgt worden sind. Sie sind aus der Zeit herausgefallen, bekommen aber mit dem neugierigen Beobachter eine neue Bedeutung und wecken eigene und kollektive Erinnerungen. Auf dem Estrich sind die Gegenstände wild durcheinander-

xx-xx_dachboden.indd 127 17.10.13 11:14

gewürfelt. Es herrscht keine erkennbare Ordnung, keine Systematik. Nur wer sich intensiv mit ihnen und den Dingen und den Erinnerungen auseinandersetzt und sie wachruft, erkennt Geschichten und im freien Zusammenspiel der Objekte vielleicht sogar eine Geschichte der Region». (Nach dem Konzept der Museumsszenografie, 2011.)

Viele Museen in alten Gebäuden nutzen den ausgebauten Dachstuhl als Ausstellungsraum. Neben den schrägen Wänden dominiert vor allem das Holz den Raum und erzeugt eine heimelige Atmosphäre. Wir versuchen dem mit der Wahl einer starken Farbe des Ausstellungsmobiliars zu begegnen, so dass der Raum und die Präsentation gleichwertig nebeneinander bestehen können: «Die Farbe Purpur: Die gesamte Ausstellungsarchitektur aus Schubladen ist in dunkles Purpur gefärbt. Purpur überrascht, es ist eine Farbe des Übergangs, am Rand des Sichtbaren. Purpur findet man nicht im Regenbogen. Es liegt zwischen den Farbtönen Rot und Violett und hat etwas Zweideutiges, Unbekanntes und repräsentiert das Würdevolle.» (Nach dem Konzept der Museumsszenografie, 2011.)

xx-xx_dachboden.indd 128 17.10.13 11:14

Auf Entdeckungsreise

Am 7. Dezember 2011 wird im Dachgeschoss des Museums Langenthal die neue Präsentation «Anordnung der Dinge – Die Ausstellung zu Langenthal, dem Oberaargau und der Welt» eröffnet. Sie ist ein Versuch, Ortsgeschichte im Museum aus der Faszination der Objekte heraus zu erzählen. Wie weit die primär von ästhetischen Gesichtspunkten ausgehende Präsentation auch Zugang zu einer neuen Ausstellungsnarration sein kann, müssen die Besucherinnen und Besucher vor Ort entscheiden. Es würde die Verfasser freuen, wenn ihre Art der Ausstellung dazu verführt, Ortsgeschichte spielerisch und lustvoll neu zu entdecken; dafür muss man sich auf die vielen Geschichten, die unter dem Dach des Museums Langenthal liegen, einlassen.

xx-xx_dachboden.indd 129 17.10.13 11:14

Hinweis

Im Oberaargauer Jahrbuch 1984 (Band 27) wird in zwei Beiträgen die Geschichte des Museums Langenthal und die Neukonzeption von 1983 besprochen:

– Karl H. Flatt: Vom Zollhaus zum Museum. (Seiten 271–274)
– Valentin Binggeli, Beat Gugger: Das neu gestaltete Museum Langenthal. (Seiten 275–286)

xx-xx_dachboden.indd 130 17.10.13 11:14

Der Mattenhof in Lotzwil

Max Jufer

Das untenstehende, hinter einem gepflegten Sommergarten aufragende mittelländische Bauernhaus dürfte vielen Leserinnen und Lesern durch die Werbung des Schweizer Fernsehens bekannt sein.[1] Es zeigt an der breit gelagerten Südfront über dem zweigeschossigen Putzbau mit fünf Fensterachsen und seitlichen Lauben einen feingegliederten Riegteil unter einem geknickten Viertelwalmdach mit Ründi und schwarz-rot gefassten Bügen. Westlich führt eine hohe Einfahrt in die Reite.[2]
Ob das Gebäude aber angesichts der kurzen Filmsequenz ausser von den Bewohnern, den Nachbarn, Verwandten, Freunden und einigen Wanderern auch erkannt worden ist? Befragungen bestätigen die Zweifel. Und diese sind berechtigt; denn das Haus steht, wie das nächste Gesamtbild

Der Mattenhof. Südfront des Bauernhauses. Foto R. Schär, 2012

xx-xx_max_jufer.indd 131 17.10.13 11:15

beweist,[3] weder an einer vielbefahrenen Strasse noch in einer geschlossenen Siedlung, sondern bildet, von Bäumen gesäumt, inmitten seiner Äcker, Felder und Matten den in sich ruhenden Kern eines weilerartigen Einzelgehöfts. Der Maler, ein bekannter Oberaargauer Künstler, blickt von einem sanft geneigten Hang – es ist die Hohliebi unterhalb des Rütscheler Dennlisbodenhofs, Namen, die uns noch begegnen werden – über ein goldenes Kornfeld nach Norden, wo in der Ferne der Jura blaut. Davor grüsst, mit breiten Dächern und dem Kirchturm, das auf einem Fahrsträsschen erreichbare Dorf Lotzwil. Ganz rechts, am Osthang, versteckt sich in der bewaldeten Hügelkappe die Ruine Gutenburg. Auch von ihr werden wir noch hören. Die lange Baumreihe hinter dem Hof begleitet die sich dem Talausgang zuwendende Langeten.

Ist es abwegig, das vor uns liegende Bauernanwesen in seiner baulichen Geschlossenheit, Harmonie und Würde mit Gotthelf als «kleines Königreich» zu bezeichnen?

Das ganze Heimet umfasst 26 Hektaren, wovon 3 Hektaren Wald. In den Ställen stehen 40 Stück Rindvieh (in der Zeit des Zweiten Weltkriegs waren es noch 60); Leila, das letzte von einst fünf Pferden, weidet friedlich in seinem Gehege. Über dem sprudelnden Brunnen unter dem breiten Vordach und an den Stalldecken nisten über 400 Mehl- und Rauchschwalben, und vor der Haustüre wacht der Sennenhund Zico.

Der Mattenhof mit Bauernhaus, Holzhaus, Einfahrt und Getreidescheune im Buschgehölz vor der Langeten. Blick vom Dennlisboden gegen Norden. Links das Dorf Lotzwil, in der Ferne der Jura, rechts der bewaldete Hügel von Gutenburg.
Gemälde von Paul Käser, Obersteckholz 1949. Foto R. Schär

xx-xx_max_jufer.indd 132 17.10.13 11:15

Nähern wir uns nun in aller Ruhe nochmals der eingangs geschilderten Südfront des Wohnstocks, entdecken wir zu unserer Überraschung über dem Rieg die Erkennungszeichen der Siedlung: in der Mitte des obersten Querbalkens den Namen «Mattenhof», und darüber in einem weissen Quadrat das Wappen des Besitzers: in Blau über einem grünen Dreiberg in Dreiecksform drei goldene fünfstrahlige Sterne, geteilt durch einen liegenden goldenen Halbmond. Es ist das Familienwappen der Jufer von Melchnau.[4]

Nun liegt auch der Forschungsgrund auf der Hand. Der Mattenhof ist all den Jufer, die aus ihm seit über einem Jahrhundert hervorgegangen sind und sich vielerorts in zahlreichen Zweigen niedergelassen haben, Heimat. Mir ist er besonders ans Herz gewachsen. Denn hier, wo jetzt bereits die fünfte Generation des Geschlechts den Betrieb führt, ist mein Vater aufgewachsen. So versteht es sich, dass mein Interesse geweckt wurde, im Zusammenhang mit der Geschichte des Hofs die Herkunft meiner Vorfahren väterlicherseits zu ergründen und darzustellen.

Der Quellenstand erwies sich als unterschiedlich. Während es einerseits fast lückenlos erarbeitete Familien-Stammbäume[5] ermöglichten, eine zusammenhängende Abfolge der Hofbesitzer zu erstellen, fehlten andererseits Hauschroniken und persönliche Aufzeichnungen, so dass einzig Einträge in Kirchenbüchern (Geburts-, Ehe- und Totenrödel), Gemeindeprotokolle und Grundbucheintragungen sowie zeitgenössische Schilderungen von Historikern gültige Lebensbilder zu schaffen vermochten. Auf Grund dieses gesamten Forschungsmaterials lässt sich die Geschichte des Mattenhofs, der wir uns jetzt zuwenden, in drei Abschnitte gliedern: in einen ersten, welcher den Familien Leuenberger von Rütschelen und Leimiswil zuzuordnen ist und das ganze 18. Jahrhundert umfasst; in einen zweiten, der sich über weite Teile des 19. Jahrhunderts durch Besitzerwechsel und Unbeständigkeit ausweist, und schliesslich, ab 1875, in die Zeit der Jufer von Melchnau.

xx-xx_max_jufer.indd 133 17.10.13 11:15

Der Mattenhof der Leuenberger
18. Jahrhundert

Der Dennlisbodenhof.
Foto R. Schär

Am 4. Mai 1714 erklärte Caspar Leuenberger vom Hof Dennlisboden, Gerichtssäss zu Lotzwil, in einem vom Landvogt von Aarwangen, Johann Friedrich Willading, beglaubigten Gültbrief, dass er und seine Frau Verena Kurt von Rütschelen, als Bürgin, «schuldig worden seien» der Magdalena Eggimann, Hans Leuenbergers selig Witwe «in der Matten» zu Lotzwil, 400 Pfund Berner Währung, und er dafür mit 10 Jucharten Land hafte.[6] Diese urkundlich gesicherte Ersterwähnung des Mattenhofs ist für unsere Forschung in doppeltem Sinn äusserst wertvoll. Sie bedeutet nicht nur die wissenschaftlich gesicherte Existenz des Hofs, sondern auch die Möglichkeit weiterer genealogischer Zusammenhänge. Der oben aufgeführte Schuldner vom Dennlisboden, Caspar Leuenberger, war der 1667 geborene Sohn des Joseph Leuenberger und der Magdalena von Rütschelen.[7] Sie sind die ältesten bisher bekannten Vertreter ihrer Familie. Die Anfänge des Mattenhofs bleiben ungewiss. Denn der Rodeleintrag, dass dem vor 1714 verstorbenen Mattenbauer, dem Gläubiger der Gült Hans Leuenberger, «Hintersäss zu Lotzwil», von seiner «Madleni» 1701 ein Sohn Ulrich, 1707 eine Barbara und 1708 eine

Lotzwil 1830, Lithografie in:
Die Kirchgemeinde Lotzwil, S. 315.
Blick vom Gutenburghügel.
Links die Mühle, rechts hinten in der Mitte die Bleiche und die Bleichematten

xx-xx_max_jufer.indd 134 17.10.13 11:15

Ursula auf dem «neuen Hof» geboren worden seien, kann sowohl eine Gründung als auch einen Wiederbeginn bedeuten. Keines dieser drei Kinder sollte übrigens die Nachfolge auf dem Mattenhof antreten. Wir finden ihre Namen nirgends wieder! Vielmehr war es der 1698 Erstgeborne des Schuldners Caspar vom Dennlisboden, Niklaus, der nach seiner Volljährigkeit, um 1720, das Anwesen übernommen haben dürfte. Dessen Umfang muss gemäss Rückschlüssen aus späteren Kauf-, Steigerungs- und Verkaufsverträgen im flachen, wasserreichen, fruchtbaren, von Nachbarn kaum bedrängten Talgrund bereits bedeutend gewesen sein.

Politisch gehörte der Hof zur Kirchgemeinde Lotzwil, die, einst Teil der ehemaligen Freiherrschaft Gutenburg, seit 1431 mit Rütschelen und Kleindietwil unter den «Gnädigen Herren Schultheiss, Rät und Burger der Stadt Burgdorf» stand. Diese übte durch einen Vogt und seinen Stellvertreter, den Dorfweibel, mit Twing und Bann das Niedere Gericht aus und erhob die Bodenzinse. Die Landeshoheit mit Blutgericht, Reichssteuer und Militärgewalt hatte von 1408 bis zum grossen Umbruch, dem Untergang des Alten Bern und der Alten Eidgenossenschaft 1798, der Landvogt von Wangen inne; er zog den Zehnten ein und stand dem Chor- oder Sittengericht vor. Leider sind alle diese staatlichen und herrschaftlichen Feudalabgaben in den Stadt- und Ämterbüchern nur gemeindeweise und summarisch festgehalten, so dass wir keine separaten Angaben über Art und Menge der Hofproduktionen vorfinden. Auch das damalige Wirken und Leben der Mattenfamilie in Haus und Hof bleibt uns, wie oben kurz angetönt, weitgehend verschlossen. «Beschränkt flossen dem Bauern seine Tage», schreibt Feller in seiner Bernergeschichte,[8] «durch Sippe und Beruf angetan, tröstete er sich in der Zuversicht, dass er lebe, wie seine Väter gelebt hatten». Da die Werkzeuge noch unvollkommen waren, hatte er das meiste mit Axt und Säge, Schaufel, Hacke und Gabel, mit der Kraft des eigenen Körpers zu leisten. Zum Bestellen des Bodens halfen Pflug und Egge. Saat und Ernte, Märkte und Dorffeste gliederten im Rhythmus der Dreifelderwirtschaft die Zeit. Die seltenen Mussestunden verbrachte man auf der Bank vor dem Haus oder in der Wirtschaft, wo Neuigkeiten herumgeboten wurden und sich die Burger zur Beratung der Dorfgeschäfte trafen. Die Verordnungen der Obrigkeit verkündete der Pfarrer von der Kanzel. Die Jungen suchten Abwechslung im Schwingen, Scheibenschiessen und

xx-xx_max_jufer.indd 135 17.10.13 11:15

Der Bleichestock Buchmüller, erbaut 1803. In: Dr Neujohrsbott 1949/1955, S.131

Tanzen. Da am Abend zuhause der Herd und das Öllämpchen nur spärliches Licht spendeten, kamen Frauen und Töchter etwa zum Spinnen, Singen und Erzählen zusammen. Lesen, Schreiben oder gar Rechnen verstanden angesichts des meist noch in den Anfängen steckenden Schulunterrichts nur wenige. Sorgen bereiteten das Wetter, das die mühsame Arbeit jäh vernichten konnte, der fallende Kornpreis, Zinsen und Zehnten, Unglück in Haus und Stall, Unfälle und Krankheiten, die noch nicht richtig behandelt werden konnten. Der innere Friede fand sich oft in der Stille, im Glauben an ein göttliches Walten.

Kehren wir nun, mit vielleicht etwas tieferem Verständnis für die damaligen Lebensverhältnisse, wieder zu unserer Mattenfamilie zurück. Niklaus Leuenberger, der um 1720 den Hof übernommen hatte, heiratete Verena Käser von Käsershaus in Leimiswil. Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder: Magdalena, geboren 1731 in Lotzwil, Salomon 1739, Anna Maria 1741, Jakob 1744 und Verena 1746. Aus dieser Reihe sollten Salomon durch sein tragisches, folgenreiches Schicksal sowie Anna Maria und Verena durch ihre Heiraten für Aufsehen sorgen.

Salomon ehelichte als künftiger Mattenbauer am 15. März 1759 in einer pompösen, im Contracten-Manual seitenlang mit Gelöbnissen, feierlichen Zeremonien und finanziellen Verpflichtungen – Vater Niklaus leistete 2000 Gulden Ehesteuer – festgehaltenen Hochzeit in der Kirche Lotzwil Maria Buchmüller, geboren 1738 als Tochter des Peter Buchmüller (1702–1772), Wirt im «Kreuz», Müller und Chorrichter.[9] Anna Maria (1741–1787) schloss den Ehebund mit Johannes Buchmüller (1731–1784), «Müller, Gerichtssäss, Dragoner», Bruder Marias. Verena (1746–1788) heiratete Peter Buchmüller (1734–1822), Chorrichter und Besitzer der Bleiche, die er von seinem Vater geerbt hatte, nachdem er zuvor Bäcker, Metzger und Wirt im «Kreuz» gewesen war.

Diese vielfache Verflechtung der vermutlich reichsten Familien des Dorfes ist augenfällig. Da werden wohl geschäftliche und gesellschaftliche Motive vorgeherrscht haben.

Doch das Glück war nur von kurzer Dauer; denn das Schicksal schlug unvermittelt, schmerzhaft und tragisch zu. Salomon, der junge, hoffnungsvolle Gatte der Maria Buchmüller, starb nur drei Monate nach der Hochzeit, im Juni des Jahres 1759, an einer rätselhaften Krankheit. Anfang des Jahres 1760 gebar Maria, die unglückliche Witwe, «postumus» (nachträglich) das Söhnchen Salomon. Von ihm erfahren wir nichts

xx-xx_max_jufer.indd 136 17.10.13 11:15

mehr. Der Umstand, dass Maria in zweiter Ehe – wir werden bald darauf zurückkommen – 1768 einen weiteren Sohn gleichen Namens zur Welt brachte, könnte darauf hindeuten, dass er nur kurze Zeit lebte.

Der Tod des erst 20-jährigen Mattenbauern hatte nun bedeutsame Auswirkungen: Maria Leuenberger-Buchmüller schloss 1761 ihre zweite Ehe mit Samuel Leuenberger von Leimiswil, wohnhaft in Ober-Lindenholz, Dragoner und Besitzer des umfangreichen Gutes Lindenholz mit Mühle, Reibe und Stampfe. Sein 1741 verstorbener Vater war Dragonerlieutenant der Berner Miliz, Chorrichter in Rohrbach und Gerichtssäss in Madiswil gewesen. Die Liegenschaft, haltend 121 Jucharten, war auf die drei Söhne Friedrich, Jakob und Samuel aufgeteilt worden; die Töchter hatte man ausbezahlt.

1764 starb Niklaus Leuenberger, der alte Mattenbauer. So hatte, entgegen allen Erwartungen, die Zeit der Leuenberger von Rütschelen ein plötzliches Ende genommen, und es begann die Ära ihrer Namensvettern von Leimiswil. Samuel Leuenberger und Marie Buchmüller zogen allerdings erst 1768 in der Matte ein, da sie vorher die Verhältnisse in Oberlindenholz zu ordnen hatten und dort der Bruder Samuels, Friedrich Leuenberger-Schneeberger (bis 1805), als Lehenmüller eingesetzt worden war. Maria gebar 11 Kinder. Die ersten fünf kamen noch in Lindenholz zur Welt: 1761 Elisabeth, 1762 Friedrich, 1764 Catherina, 1766 Anna Maria, und 1767 Anna Barbara; die andern in Lotzwil: 1768 Salomon, 1770 Anna, 1772 Johann, 1773 Samuel, 1775 Anna Elisabeth, die bei der Geburt starb; und deshalb 1776 nochmals ein Mädchen gleichen Namens. Friedrich war in zweiter Ehe mit Anna Maria Ammann von Madiswil im Mättenbach verheiratet; der bereits erwähnte Salomon starb ebenfalls im Geburtsjahr (1768); Johann «liess sich am 26. September 1800 mit Elisabeth Wirt von Ursenbach, geb. 1781, in die Heilige Ehe einsegnen»; Samuel heiratete 1807 Anna Maria Flückiger, Tochter des Ulli, Gerichtssäss und Müller zu Dürrenroth; und Anna Elisabeth ehelichte 1797 Hans Jakob Kuert von Rütschelen.

Sie alle, mit Ausnahme der frühverstorbenen Salomon und Anna Elisabeth, hatten eine schwere, unglückliche Kindheit und Jugendzeit hinter sich; denn, wie ihre Mutter, mussten sie ohnmächtig zusehen, wie ihr Vater Samuel zunehmend der Branntweinsucht verfiel und im 39. Lebensjahr eines qualvollen Todes starb. Andres Käser, Gerichtssäss zu Käsershaus und – mittlerweile – Vogt der Familie, gedachte am 9. März 1780

xx-xx_max_jufer.indd 137 17.10.13 11:15

an der Gemeindeversammlung in Leimiswil dieser schrecklichen Ereignisse und bestätigte, dass «im Merzen» 1779 «unser Gemeindeangehöriger […] auf seynem Gut an der Matten, wo er damals gesessen, in völliger Trunkenheit» dahingegangen sei.[10] Den aufmerksamen Betrachter des Lotzwiler Dorfgeschehens dürften allerdings diese Vorgänge an der Matte nicht ganz überrascht haben; denn bereits um die Jahrhundertmitte waren unmissverständliche Anzeichen eines Sinneswandels von Arbeitsfleiss und Sparsamkeit zu Wohlleben und Hoffahrt festzustellen. So benahm sich, laut dem Lotzwiler Chorgerichtsmanual, im Herbst des Jahres 1759 des Mattenbauers Frau (bereits Maria Leuenberger-Buchmüller?) im unteren Wirtshaus (dem «Bären») «übermütig». Sie war «betrunken. Da kam ein junger Aargäuer Bub mit einer Geigen daher, auf welcher er ein wenig kratzen können. Nun habe es dieses Weib gelüstet, eins zu tanzen und sich allen Umstehenden zum Gelächter gemacht». Und etwas später «hielt ihr Mann [Samuel Leuenberger?] mit drei Männern von Langenthal und Roggwil im oberen Wirtshaus [dem «Kreuz»] ein Banquet, dessen Uerti [Kosten] sich auf 50 Kronen [heute einige Tausend Franken] belaufen haben soll».[11] Die Strafen der Sittenrichter fielen in Form von Rügen und geringen Geldbussen gnädig aus; denn Pfarrer Gabriel Wenger, der ordnungsgemäss das Protokoll führte, schrieb in seinem 1764 dem Staat abgelieferten Kirchgemeindebericht[12] die Schuld auch «der […] höchst schädlichen und ärgerlichen Übersetzung [Besetzung] dieses ganzen Reviers mit Wihrts-Häusern zu, in dem dieses mittelmässige [bescheidene] Dorf [Lotzwil] allein mit seinen Tavernen Wihrtshaus [«Kreuz»], dem Pintenschenkhaus [«Bären»?] und dem Badhaus [Gutenburg] brilliert, ausser diesen drei aber dennoch achtzehn Wihrts- und Pintenschenkhäuser dahrum sind, davon ich jedes in einer Stund von hier zu Fuss erreichen will […] und an gleichen Orten liederlichem fremdem Gygervolk samt Weib und Kindern, so in ihrer Heimat nicht einmal gelitten [geduldet] wird, beständigen Unterschlupf gebe, welches dann die Befriedigung schlimmer Spielkünste samt allerley Profanation [Entweihung] und Ruchlosigkeit mit sich bringt.»

Zurück zum Mattenhof: Samuel Leuenberger, der übrigens im September 1775 noch vom Landvogt von Wangen mit 6 Kronen (heute schätzungsweise 3 000 Franken) gebüsst worden war, weil er «wiederholt wider die Ordnung gewässert hatte», hinterliess seiner Witwe Maria und den noch lebenden Kindern neben der Mühle in Lindenholz mit Reibe,

xx-xx_max_jufer.indd 138 17.10.13 11:15

Stampfe und dem Bauernhof (geschätzter Wert 29 000 Pfund) und dem Mattenhof in Lotzwil (geschätzter Wert 50 000 Pfund) eine Schuld von 15 000 Pfund (heute gesamthaft etwa 1,3 Mio. Franken). Der Ehrschatz wurde sogleich bezahlt; den Todfall erliess ihnen nach einem langen Prozess der Landvogt von Aarwangen, Gabriel Frisching.[13] 1788 starb unter dieser Last Maria Leuenberger-Buchmüller.
Die Schulden wurden vorläufig nur verzinst, nicht amortisiert. Auf dem Mattenhof setzte man einen Pächter, Jakob Horrisberger von Rohrbach, ein. Dann übernahm um 1800 der 1772 geborene Johann, unterstützt von seinem Bruder Samuel, den Hof (registriert sind im Lotzwiler Taufrodel dessen Töchter Anna Barbara 1799, Elisabeth 1801, Anna Maria und Barbara 1802). Doch alles Bemühen, den Besitz zu halten, war, als nun auch noch die Amortisation begann, umsonst. Die Matte geriet in Konkurs. Wie tief finanziell und auch gesellschaftlich das einst so stolze Anwesen bereits zuvor gefallen war, zeigte sich auch am 15. August 1798, als die Munizipalität (Gemeinde) Lotzwil unter französischen Bajonetten in einer festlichen Zeremonie den Eid auf die Verfassung der helvetischen Republik zu schwören hatte.[14] Denn da sucht man im Bürgerregister unter der Initiale L vergebens den Namen Leuenberger, dafür unter M einzig das Wort «Mattenbauern» mit der Berufsbezeichnung «Kühjer» und dem zusätzlichen Vermerk: «damals abwesend». Galten die Leuenberger den Munizipalen nicht als souveräne Bürger oder verweigerten diese als Herabgestufte den Eid? Von einer späteren Ahndung durch die Behörde oder einem allfälligen «Nachschwören» verlautet jedoch nichts.

Der Mattenhof im Wechselbesitz
Um 1800 bis 1875

Der Verlust des Namens und der Identität im Jahr 1798 verhiess für den Hof nichts Gutes. Und tatsächlich muss sich kurz nach der Jahrhundertwende der erste bedeutende Besitzerwechsel vollzogen haben. 1805 nämlich lässt sich ein «Jakob Appenzeller von Rohrbach, sesshaft auf dem Mattenhof» – dies vielleicht auf Wunsch des Pächters Horrisberger – «zu einem neuen Hintersassen» in Lotzwil aufnehmen, «unter dem Vorbehalt, sich allen Steuern und Bräuchen zu unterziehen, nichts Neues machen und nichts Altes brächen zu wollen». Da ein Jahr später wie-

xx-xx_max_jufer.indd 139 17.10.13 11:15

derum Johann Leuenberger unter den wörtlich gleichen Bedingungen ebenfalls in die alten Rechte eingesetzt wird, kann man annehmen, dass das Anwesen inzwischen geteilt worden war. Bereits das Jahr 1811 bestätigt diese These; denn unter den Bauern, die von dem unter der Helvetik ermöglichten «Heuzehnt-Loskauf» Nutzen zogen, figurieren 1811 erneut ein Jakob Appenzeller mit 22 Jucharten Acker und 30 Jucharten Wässeracker und ein Friedrich Leuenberger «an der Matten» (der ältere Bruder von Johann und Samuel) mit 25½ Jucharten Acker, darunter die «Hohliebi».[15] Dessen Hintersassenstand wird 1816 erneuert. Dann aber verlieren sich die Spuren der Leuenberger an der Matte.

Auch die Wohnverhältnisse am Hof jener Zeit sind nicht geklärt. Bereits das bernische Regionenbuch von 1783 zeigt zwei Gebäude mit je einem dazugehörigen Hausgarten, getrennt durch einen grossen Hofplatz. Und der Lotzwiler Flurplan Bollin von 1807[16] enthält das gleiche Bild. Im Kaufbrief von 1833 – wir greifen kurz vor – ist bloss noch von einem Wohnhaus und einem Scheuerwerk die Rede.

Denkbar ist, dass für das Ehepaar Leuenberger-Buchmüller angesichts der fortschreitenden Krankheit Samuels in der östlich des Hofplatzes gelegenen Scheune eine eigene Wohnung eingerichtet wurde, die dann nach dem Tod Marias vom Pächter Horrisberger und anschliessend vom neuen Teilhaber, Jakob Appenzeller, kurz nach 1800 bezo-

Der Mattenhof. Lotzwiler Flurplan von 1807 des Berner Geometers Bollin. In: Die Kirchgemeinde Lotzwil 1983. Standort des Plans: Museum Lotzwil. Foto R. Schär

xx-xx_max_jufer.indd 140 17.10.13 11:15

Blick vom Mattenhof in die Obermatten gegen die Langeten. Foto R. Schär

gen wurde. Nach dessen Tod, 1826, und dem endgültigen Abschied der Leuenberger wird der Erbe Jakobs, Johannes Appenzeller, verheiratet mit Rosmarie Gutjahr von Rohrbach, den ganzen Hof übernommen und wieder im alten Stock gewohnt haben.

Der bereits erwähnte Verkauf der Gesamtliegenschaft 1833 vermittelt dann allerdings einen anderen Sachverhalt. Die Geschäfte führten nämlich nicht mehr die Rohrbacher, sondern Agenten der Dienstenzinskasse des Kantons Bern, an die offenbar die Matte zuvor veräussert worden war. Diese ging nun, innerhalb von einigen Jahrzehnten zu einem Handelsobjekt abgesunken, über einen Michael Domi (später Thomi), Krämer von Oberburg, als Pfandobligation an dessen von ihm bevogteten Bruder Johann Ulrich, «Bauer an der Matten».

Das Ganze hatte immerhin noch etwas Erfreuliches; denn es resultierte daraus zum ersten Mal eine Bestandesaufnahme des Gesamtgehöfts.[17] Dieses setzte sich demnach zusammen aus: Hof mit Wohnbau und Scheuerwerk, Hausbrunnen (mit eigener Quelle) vom Dennlisboden, Speicher, Hausplatz, Hofstatt, Wässeracker und Ackerland, im Halte von 60 Jucharten. Es enthielt folgende Dienstbarkeiten: 1) einen offenen Karrweg vom Oberfeld Lotzwil am Haus vorbei, mündend in einen Fussweg zu den Obermatten und nach Rütschelen, 2) ein Durchfahrtsrecht für Johann Güdel, alt Unterstatthalter [Vorsteher des Sittengerichts] und Gemeindepräsident von Ursenbach, zu seinen Engermatten [an der Langeten] bis zur Hohliebi und dem Rütschelenfeld; ebenfalls ein Durchfahrtsrecht für die Familien Lanz und Brod im Dennlisboden, 3) Wässerungsrechte für die Bauern Lanz, Lehner und Güdel bei der oberen und unteren Schwelle, pro Jucharte 1 Tag vom 1. Januar bis zum 1. Hornung, 4) das Schleifholzrecht in den Lotzwiler Burgerwaldungen, 5) die Zehnt- und Bodenzinsfreiheit. Die Pfandrechtsumme betrug 42 742 Pfund [heute etwa 3 Millionen Franken], abzuzahlen zu 5 %.

Über Leben und Wirken der Gebrüder Thomi wissen wir nichts. Es scheint aber, dass sie sehr erfolgreich wirtschafteten und geschäfteten; denn Ulrich, «Baur an der Matte», konnte 1852 den wieder erstarkten Hof mit Wohnhaus aus Holz und Schindeln, Scheune, Speicher, Hausbrunnen und Land im Halt von 60 Jucharten – der Besitz war also nur wenig verändert – dem Johann Wiedmer, Johannes' selig, von Sumiswald, für gute 72 500 Schweizerfranken verkaufen.

xx-xx_max_jufer.indd 141 17.10.13 11:15

Der kanalisierte Mühlebach mit Walzen und einem Rest des Radachsenlagers rechts im Vordergrund. Blick gegen die obere Schwelle (heute beim Einlaufwerk des Langeten-Hochwasserstollens). Foto R. Schär

Nach Johannes' Tod gelangte das Gut 1867 durch Erbauskauf für 93 450 Franken an die Söhne Johannes, «mehrjährig», und Friedrich, «geboren 1850, minderjährig», vertreten durch den Vormund Friedrich Scheidegger, Tabakfabrikant in Sumiswald; die Töchter Anna, als Minderjährige nach Monroe im Staate Ohio ausgewandert, Anna Barbara, Maria und Rosina wurden mit insgesamt 20 000 Franken ausbezahlt.

Friedrich muss ein unternehmungsfreudiger, risikobereiter und praktischer junger Mann gewesen sein; denn, kaum volljährig, verschaffte er sich die behördlich notwendigen Bewilligungen zum Bau von Wasserwerken, liess von der oberen Schwelle [beim heutigen Einlaufstollen der Langeten] einen kleinen Kanal, den heutigen «Mühlebach», durch die oberen Matten zum Hofplatz leiten und baute dort, zwischen Wohnhaus und Scheune, eine Getreidemühle.

Ob das gewagte Unterfangen florierte, ist nirgends verzeichnet. 1875 jedenfalls brannte die Wiedmer-Mühle unter geheimnisvollen Umständen ab. Ihre Überreste mit den «zudienenden [heute noch sichtbaren] Wasserkräften und Wasserwerken» wurden am Geltstag, dem 11. Mai 1885, im Gasthof «zum Kreuz» in Langenthal durch Jakob Schneeberger, Landwirt in Lotzwil und Kassenverwalter des Friedrich Wiedmer, versteigert und, «nach dem dritten und letzten Ruf des Weibels», dem Höchstbietenden, Jakob Jufer, Sohn des eben verstorbenen, gleichnamigen Vaters von Melchnau, Landwirt an der Matten zu Lotzwil, zu Handen seiner Mutter, Barbara Jufer geborene Müller, Jakobs Witwe, für 16 000 Franken zugeschlagen.[18]

Zehn Jahre zuvor, 1875, hatte der Bruder Friedrichs, Johannes Wiedmer, den «sogenannten Mattenhof» dem eben genannten Jakob Jufer, Jakobs Sohn, von Melchnau, verkauft – wir werden auf dieses, besonders für den Verfasser und die ganze Hofgeschichte wichtige Ereignis, gleich zurückkommen; dann hatte er von Johann Seiler[19] die Dorfmühle Lotzwil erworben, diese 1883 dem Johann Aeschlimann veräussert und war kurz darauf mit seinem Bruder nach Amerika, vielleicht zu seiner Schwester Anna, verreist. Damit war nun also der Mattenhof ganz im Besitz der Jufer.

xx-xx_max_jufer.indd 142 17.10.13 11:15

Der Mattenhof der Jufer
Seit 1875

Der Kaufbrief von 1875 enthält, wie seinerzeit der Domi-Vertrag, eine genaue Bestandesaufnahme des Gesamtbesitzes, und wir wollen sie uns, nach den zuweilen turbulenten verflossenen Jahrzehnten, zum Beginn der neuen Hofära gerne vornehmen. Demnach umfasste das Gehöft: Wohnstock aus Stein, Holz, Schindeldach, Scheune, Stall, Hausbrunnen aus der Quelle der Gebrüder Hess im Dennlisboden, Speicher, Holzhaus, Hausplatz, Garten, Baumgarten, Matten, Ackerland, Wald an der Hohliebi, im Madiswiler Färich und im Obersteckholzer Heiligbühl, hielt 23 ha, 80 a (entspricht dem Besitz von 1808 wie dem heutigen, was auf eine grosse Konstanz schliessen lässt) und kostete 131 970 Franken. Als allerdings Jakob Jufer, der noch im Lotzwiler Bleichehof an der Langeten «angesessen» war, das Gut übernahm, fand er die Hofgebäude völlig leer vor! Johann Wiedmer hatte die Fahrhabe und die Lebware vor seinem Wegzug versteigert.
Jakob Jufer, 1827 – 1883, Bürger von Melchnau,[20] seit 1853 mit Anna Barbara Müller von Rohrbach verheiratet, ist der Ahnherr der Lotzwiler

Das Bauernhaus des Mattenhofs vor dem Brand von 1900. Fotograf unbekannt

xx-xx_max_jufer.indd 143 17.10.13 11:15

Das Jufer-Wappen. Auf Ofenkachel im Käppelihof Lotzwil.
Foto R. Schär

Jufer und all ihrer späteren Verzweigungen. Er war auf dem Gibel, einem kleinen Hügel südöstlich des Dorfes Melchnau an der Strasse nach Gondiswil, geboren. Sein Stammbaum reicht in direkter Linie über Johann Jakob Jufer-Gerber, geboren 1795, Johann Ulrich Jufer-Leuenberger 1743 (aus der Familie der Melchnauer Leuenberger), Ulrich Jufer-Herzig 1709, Hans Ulrich Jufer-Minder 1670, Peter Jufer-Sollberger 1621 bis Peter Jufer-Rüffli 1581 zurück.

Das Ehepaar Jufer-Müller hatte zehn Kinder: Johannes Jufer-Kneubühler 1854 – 1939, Elisabeth Jufer 1855 – 1870, Jakob Jufer-Meer 1858 – 1901, Albrecht Jufer-Ingold 1860 – 1937, Marianne Ulli-Jufer 1862 – 1954, Lina Jufer 1866 – 1867, Emil Jufer-Bessier und -Criblet 1868 – 1926, Friedrich Jufer 1869 – 1936, Elisa Kneubühler-Jufer 1870, verheiratet 1890, und Gottfried Jufer-Iff 1874 – 1961. Der Umzug des Jakob Jufer-Müller vom Gibel in Melchnau in den Bleichehof von Lotzwil muss gemäss den Taufrödeln zwischen 1862 und 1868 erfolgt sein.

Rechts im Bild das alte Bauernhaus, links der nachgebaute Stock des Jakob Jufer-Müller auf dem Gibel in Melchnau. (Heutiger Besitzer: Walter Duppenthaler-Jenzer.) Foto Käthi Matter

Die Jahrzahl 1746 befindet sich im Türsturz des Speichers auf dem Gibel in Melchnau.
Foto Käthi Matter

xx-xx_max_jufer.indd 144 17.10.13 11:15

Der alte Bleichehof in Lotzwil um 1950 (seit 1911 im Besitz der Familie Fankhauser). In: Dr Neujohrsbott 1994, S. 11. Fotograf unbekannt.
Das Bauernhaus brannte 1981 nieder und wurde im nahen Höfli wieder aufgebaut.
Das Gebäude befand sich bis 1864 im Besitz der Bleicherfamilie Buchmüller (vgl. Anm. 9), dann der Erbengemeinschaft Lehmann, von 1885–1905 der Einwohnergemeinde Lotzwil. Jakob Jufer-Müller und Albrecht Jufer-Ingold waren also nur Pächter.

Diese Liste ist wertvoll, weil sie mit den aufgeführten Personen die Zeitgeschichte des Geschlechts der Jufer in Lotzwil einleitet. Viele der Erwähnten sind den Älteren unter uns noch bekannt oder leben in der Erinnerung von Kind zu Kindeskind weiter. So Johannes, der Erstgeborene, dessen Söhne Jakob und Hans sich in Lotzwil niederliessen. Hans wohnte zuerst im Kohlplatz und kaufte 1910 den ansehnlichen Bauernhof unterhalb des Gehöfts «Rain» an der alten «Gutenburger Badgasse». Jakob erwarb 1914 die Wirtschaft Bahnhof mit Metzgerei und baute 1943 den schönen Käppelihof an der Rütschelenstrasse; vielen dürfte er als markanter Kommandant der Kriegsfeuerwehr noch gegenwärtig sein; Emils Tochter Klara-Emilie heiratete den Lotzwiler Schuhmachermeister Ernst Herzig bei der Schmittenbrücke; Gottfried kaufte einen noch heute von der Familie bewirtschafteten Gutsbetrieb im Kleinholz, seiner Ehe entstammte der in Lotzwil und Langenthal tätige Postangestellte gleichen Namens und der unternehmungsfreudige Geschäftsmann Paul Jufer; Albrecht, mein Grossvater, wird Mitte der Neunzigerjahre mit seiner jungen Familie zur Unterstützung seiner 1883 verwitweten Mutter von der Bleiche in die Matte gezogen sein. Ein schrecklicher Schicksalsschlag war für sie – meinem 1891 geborenen Vater in unauslöschlicher Erinnerung – der Grossbrand, der 1900 das Bauernhaus in Schutt und Asche legte und zu einem Neubeginn zwang. Schon 1902 wurde die schwergeprüfte Mutter Barbara Eigentümerin des neu erbauten Wohnhauses

xx-xx_max_jufer.indd 145 17.10.13 11:15

Das Ehepaar Albrecht und Maria Jufer-Ingold, um 1910. Fotograf unbekannt

mit Scheune, Stall und dem Überbleibsel der Getreidemühle. 1910, ein Jahr nach ihrem Tod, wurde der Hof von ihren Söhnen und Töchtern dem Bruder Albrecht, seit 1890 mit Marie Ingold, der letzten Vertreterin ihres Geschlechts im Lotzwiler Hof Krummacher, verheiratet, für 76 440 Franken verkauft. Albrecht Jufer, mein Grossvater, war ein kerniger, sehr energischer und zielbewusster Bauer. Er ist mir noch sehr gegenwärtig. Allgemein nur Jufer-Brächt oder Matte-Brächt genannt, verstand er sich wie kaum ein Zweiter im Vieh- und Pferdehandel. So brachte er seinen Hof zu beachtlicher Blüte. Als langjähriger Hüttenmeister und Mitglied des Gemeinderates sowie der Schulkommission nahm er auch am öffentlichen Leben des Dorfes teil. Alle zwei Jahre führte er die Oberklassen auf bekränzten Wagen mit blumengeschmückten Pferden auf eine weite Schulreise.

Die Landwirtschaft, die er antraf, hatte sich gegenüber den von uns geschilderten Verhältnissen des 18. Jahrhunderts stark verändert. 1759 (zur Erinnerung: im Jahr der Heirat und des Todes von Salomon Leuenberger) hatte sich die von einigen Berner Patriziern unter der Führung des Kirchbergers Johann Rudolf Tschiffeli gegründete Ökonomische Gesellschaft nach langen Vorstudien entschlossen, die Dreifelderwirtschaft aufzuheben und den Bauern – mit Erfolg – zu raten, die «weitgehend ungenützten Allmenden» aufzuteilen; besser zu pflügen, das Vieh auch im Sommer im Stall zu füttern, um Dünger zu gewinnen; die Brache aufzuheben, nahrhafte Kunstgräser wie Klee, Esparsette und Luzerne zu säen; die zerstückelten Felder durch Tausch zu vereinen und dadurch in der Herbstweide Meister des eigenen Bodens zu sein. So hatte sich in den folgenden Jahrzehnten eine segensreiche Umwälzung vollzogen, aus der gewiss auch der Mattenhof Nutzen zog. – Die Helvetik in ersten Ansätzen, dann die Regeneration der 1830er-Jahre und vollends die Bundesverfassung von 1848 mit der Befreiung von Person und Boden sowie der Aufhebung der Binnenzölle und der Vereinheitlichung von Mass, Münze und Gewicht hatte den Bauern sodann zusätzlich Vorteile verschafft. Des Weiteren hatten neue Erkenntnisse der Naturwissenschaften helleres Licht in die Welt des Landmannes gebracht und ihm ertragreichere Wege des Anbaus von Getreide, Kartoffeln, Milch, Käse und Fleisch eröffnet. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war jedoch diese günstige Entwicklung durch das Aufkommen der technischen Verkehrsmittel, die zunehmende Abhängigkeit vom Weltmarkt, die Einfuhr billigen Getrei-

xx-xx_max_jufer.indd 146 17.10.13 11:15

Getreideernte der Familie Jufer auf dem Mattenhof um 1915. Von links: Fritz (auf dem Fahrersitz), Jean, ein Helfer vom Dennlisboden, Grossvater Albrecht, Mina, Emil, ein Lotzwiler, Ernst. Im Hintergrund der Buschsaum der Langeten.
Postkarte. Fotograf unbekannt

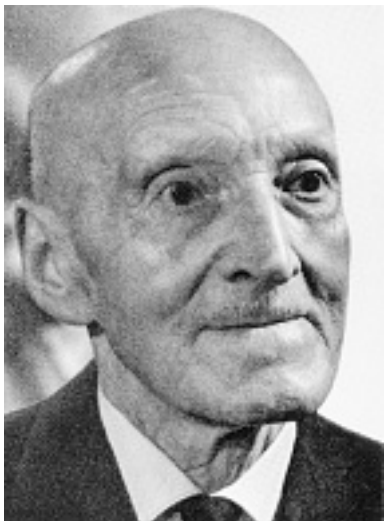
des aus Osteuropa und die Industrialisierung ins Stocken geraten und der Schweizer Bauer gezwungen worden, vom Ackerbau auf Graswirtschaft umzustellen – was zwar dem Mattenbauer mit seinem wasserreichen Wiesland entgegenkommen musste, selbst wenn er Mühe hatte, die in Fabriken und nach Übersee abwandernden Hilfskräfte zu ersetzen. Hinwiederum wurde die Arbeit durch die Mechanisierung erleichtert. Um 1900 sah man hier die ersten, zwar noch durch Pferdekraft betriebenen Mäh- und Dreschmaschinen.

Trotz all dieser technischen Fortschritte musste noch vieles von Hand erledigt werden, und die Tagesarbeit konnte bei «Wärcheten», im Heuet und bei Korn-, Kartoffel- und Rübenernten trotz einer Schar von genügsamen Helfern gut und gerne 14 Stunden dauern. Dafür fand sich dann in der «Sichlete» die ganze Arbeitsgemeinschaft zu froher Geselligkeit zusammen.[21]

Dem Ehepaar Albrecht und Marie Jufer wurden in kurzer Folge zehn Kinder geboren: 1891 Walter, mein Vater; 1892 Marie, 1893 Albert, 1894 Fritz, 1895 Ernst, 1897 Emil, 1898 Mina, 1902 Berta, 1905 Jean und 1908 Klara.[22] Welche Leistung der zartgliedrigen, aber kräftigen, klugen, mit sich und den andern strengen, unentwegt und umsichtig arbeitenden Mutter. Papa hat sie, «das liebe Mütterlein», über den Tod hinaus geliebt und verehrt.

Und damit wird diese Darstellung zur Gegenwartsgeschichte. Viele der Erwähnten haben mich mitgeprägt.

xx-xx_max_jufer.indd 147 17.10.13 11:15



Walter Jufer-Wasserfallen. Posthalter, Gemeindepräsident, Grossrat. In: 100 Jahre Anzeiger für das Amt Aarwangen 1871 – 1971

Der Mattenhof um 1925. Fotograf unbekannt

Der geneigte Leser mag nun verstehen, dass ich dem Erstgeborenen, meinem Vater, dem wohl wegen seiner Tätigkeit in der Öffentlichkeit und seinem grossen Bezugsnetz bisher bedeutendsten Vertreter des Geschlechts, vor allen Geschwistern einige besondere Worte widme: Schon früh hatte der eher kleingewachsene, zu pflichtgetreuer Arbeit angehaltene, willensstarke Knabe als Ältester in Feld und Stall viel Verantwortung zu übernehmen. Die Unterschule im Dorf und die Sekundarschule in Langenthal besuchte er zu Fuss. Er war intelligent und lernte leicht. Statt Tierarzt zu studieren, «musste» er den Beruf eines Postbeamten erlernen, doch wurde die Enttäuschung dadurch etwas gemildert, dass er, «le petit Jufer», den Internatsdirektor von Trey und Präfekten Cornamusaz mit Pferd und Wagen nach dessen Amtssitz Payerne fahren durfte. In der Grenzbesetzung 1914 – 1918 gewann er als Feldweibel des Oberaargauer Bataillons 38 lebenslang die hohe Achtung seiner Soldaten. Nach der Heirat mit Berta Wasserfallen, meiner feinsinnigen, treubesorgten, belesenen und musikalischen Mutter, wurde er 1920 Posthalter in Lotzwil. Sein ausgeglichenes Wesen und sein Sachverstand verschafften ihm die Zuneigung der Dorfbevölkerung und der Berufskollegen. Als Mitbegründer der BGB stieg er, auch vom politischen Gegner geachtet, in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren zum Gemeindepräsidenten und 1946 zum bernischen Grossrat auf. Schwer trug er am zweiten Grossbrand des Mattenhofs, 1930, und am Tod seiner Eltern. Als er 1956 in den Ruhestand trat, löste ihn mein Bruder Walter als Posthalter ab.

Die 1892 Zweitgeborene, Marie, heiratete den Lotzwiler Bauern Werner Buchmüller, Sohn des bekannten Tierarztes (der Ehe entsprossen fünf Kinder); Albert verbrachte als Bankfachmann den grössten Teil seines Lebens in Paris und London, von wo er jährlich seine Geschwister in der Heimat, vor allem aber die Matte besuchte und als Mitglied von Arsenal mich als Sekundarschüler für Englisch und Fussball begeisterte; Fritz, Vater von 11 Kindern, bewirtschaftete mit seiner Frau Marta Zürcher einen Bauernhof in Belprahon; Ernst – von ihm wird noch die Rede sein – heiratete Alice Ammon vom Bauernhof an der Schmittenbrücke; Emil führte jahrzehntelang als vielseitig begabter, temperamentvoller Lehrer die Oberschule Lotzwil und machte sich als Theaterregisseur und Chorleiter in der Region einen Namen; Berta bewirtschaftete als leidenschaftliche Bäuerin mit ihrem Mann Walter Kummer, Landwirt und Kavallerieoffizier, den angesehenen Hof in der Vorstadt Aarwangen; das Paar

xx-xx_max_jufer.indd 148 17.10.13 11:15

Lehrer Emil Jufer in seiner Oberschule Lotzwil. Geografiestunde um 1950.
In: Dr Neujohrsbott 1961, S. 177

Berta Kummer-Jufer, im Alter von 87 Jahren. Foto geschenkt von Tochter Marianne Urwyler-Kummer, Wichtrach

hatte drei Töchter und den Sohn Hans, der als kraftvolle Persönlichkeit das Erbe übernahm; Mina, eine energische, arbeitsfreudige, mit dem Roggwiler Kaufmann Ernst Ammann verheiratete Frau, pflegte ihr schönes Haus bei der Kaltenherberge und half ihrer benachbarten Schwester oft aus; Jean, verheiratet mit Marta Fankhauser (ein Sohn), Wirt des Hotels Bahnhof in Lotzwil, dürfte heute noch manchem Oberaargauer als humorvoller, gesprächiger Handelsvertreter der Mühle Lotzwil und vor allem als Hornusserpionier bekannt sein; Klara half daheim aus.
Nach dem Hinschied der Mutter, 1940, überliessen ihre Kinder als Erbengemeinschaft das «Hofgut Matte für 222 700 Franken, in unverändertem Bestand, dem Bruder Ernst Jufer-Ammon». Ernst, ruhig und besonnen, kannte sein «Heimet»; er hatte auf ihm schon vier Jahrzehnte gearbeitet. Das sollte ihm zugute kommen; denn er übernahm die volle Verantwortung für das Anwesen in den für unser Land schlimmsten Tagen des Zweiten Weltkriegs (1939 – 1945), als der Grad der Bedrohung nach dem Grossangriff Hitlers am 10. Mai 1940 an der Westfront, dem Zusammenbruch Frankreichs und der Umzingelung der Schweiz durch die Achsenmächte Deutschland und Italien am grössten war und infolge der Generalmobilmachung unserer Armee – es rückten über 1 Million

xx-xx_max_jufer.indd 149 17.10.13 11:15

Der Mattenhof 1938, nach dem zweiten Grossbrand 1930. Fotograf Architekt Walter Köhli, Langenthal

Wehrpflichtige und 54 000 Pferde ein – die Bauerngüter, die für die Ernährung des Volkes zu sorgen hatten, der Männer und Zugtiere entbehren mussten. Doch konnte diese schwierige Lage dank der aufopfernden Arbeit der Frauen und Kinder, von Verwandten und Freunden aus dem Dorf, von landdienstpflichtigen Jugendlichen und internierten Polensoldaten gemeistert werden. Dieser Krisenzustand, gemildert durch Truppenurlaube, dann wieder verschärft durch Teilmobilmachungen und die «Anbauschlacht Wahlen», sollte noch fünf lange Jahre dauern.

Das Ehepaar Ernst und Alice Jufer-Ammon, um 1960. Fotograf unbekannt

Ernst Jufer konzentrierte sich, im Unterschied zu seinem Vater, ganz auf den Hof – er baute 1954 das Stöckli, 1958 den Speicher – widmete sich vor allem der Lebware und wurde so zu einem der besten Züchter rassenreiner Simmentaler Kühe. Wie stolz er seine prächtigen Tiere im Stall, an den Ausstellungen und auf den Märkten zeigte! Bis ins höchste Alter besorgte er das Vieh. Onkel Ernst war sehr aufgeschlossen und vor allem an berufsständischen Fragen interessiert. Ich hörte seinen langen Gesprächen mit meinem Vater, den er überaus schätzte, über die bernische Bauernpolitik gerne zu. Er hatte auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis;

xx-xx_max_jufer.indd 150 17.10.13 11:15

Das Ehepaar Christian und Rosalie Jufer-Flückiger 2010 vor dem Stall. Foto Christoph Jufer

Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest 1983 in Langenthal. Ernst Schläpfer mit dem Siegespreis, dem Muni Viktor vom Mattenhof. Foto in Privatbesitz

besonders beeindruckten mich seine klaren Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg und die ernsten Tage des Generalstreiks von 1918, die er unter General Wille als Kavallerie-Guiden-Wachtmeister erlebte. Seiner Ehe mit Alice Ammon, 1903–1986, einer selbstbewussten, energischen, rastlos tätigen Bäuerin, entsprossen sieben Kinder: Hans Rudolf 1925, Marie Anna 1927, Christian Ulrich 1928, Verena 1930, Rösli 1931, Dora 1935 und Edeltrud 1937. Hans Rudolf Jufer-Lehmann (2 Söhne) war in Rüdtligen Instruktor für Landwirtschaftsfahrzeuge; Marie Anna, als Ehefrau des Landwirts Johann Buchmüller in Brittnau wohnhaft, hilft noch heute oft im elterlichen Betrieb aus; Christian – wir werden gleich von ihm hören – übernahm den Hof; Verena, Lehrerin in Schangnau, war verheiratet mit dem 1990 tragisch verunglückten Landwirt, Viehhändler und Grossrat Fritz Gfeller (2 Töchter); Rösli, Handelslehrerin, ehelichte den Bankangestellten Marcel Kämpfer in Huttwil (1 Sohn), Dora den Monteur Paul Zingg in Lotzwil (3 Söhne) und Edeltrud den Landwirt und Viehhändler Fritz Käser in Walterswil (2 Kinder).[23]

Als Christian, ein ruhig abwägender, volksverbundener Bauer, verheiratet mit der tatkräftigen, aufgeschlossenen und frohmütigen Bäuerin Rosalie Flückiger, 1937, aus Rüegsau, in die Erbfolge trat, musste er einsehen, dass er den Hof angesichts der aufkommenden Weltwirtschaft mit den auf die Schweiz einwirkenden Märkten und Preisen der Entwicklungsländer, den neuen Verbänden und Grossverteilern sowie gesellschaftlich bedingten Vorschriften wie Heimatschutz, Gewässerschutz, Naturschutz, nicht mehr in der ihm liebgewonnenen, traditionellen Weise fortführen konnte. So setzte er in erster Linie auf Selbstversorgung und Deckung des Eigenbedarfs, stellte von Kartoffelbau auf Mais um und hielt Ackerbau und Wiesland (für die Milcherzeugnisse) im Gleichgewicht. Gemüse- und Obstbau wie die drei Hektaren Wald ergänzten die Produktionsflächen. – Stolzer Beweis seiner mustergültigen Haltung war die Wahl seines Stiers als Siegespreis für den Schwingerkönig Schläpfer 1983 in Langenthal, wo übrigens der schon erwähnte Hans Kummer von Aarwangen, sein Schwager, am Festumzug Bundesrat Leon Schlumpf im Landauer kutschierte!

Dem Ehepaar Christian und Rosalie wurden drei Kinder geboren: Marianne 1966, Bankfachfrau, verheiratet mit Urs Jost, Lokomotivführer, in Heimenschwand (2 Kinder), Hans-Ulrich 1968, und Elisabeth 1971, Postangestellte, verheiratet mit Hans Ulrich Wälchli, Landmaschinenmechaniker, in Thörigen (2 Töchter).

xx-xx_max_jufer.indd 151 17.10.13 11:15

Das Ehepaar Hans-Ulrich und Doris Jufer-Leuenberger um 2010.

Am 14. Oktober 2005 kaufte, wie erwartet, Hans-Ulrich, der wie alle seine Vorgänger auf dem Hof gearbeitet hatte, als Erbe die Matte mit Wohnhaus, Ställen, Speicher, Einstellraum, Brunnen, Vorplatz, Gemüsegarten, Hofstatt, Gewässern, Fahrweg, Pflanzland, Wiese und Wald, insgesamt 25 Hektaren und 88 Aren. Vater und Mutter zogen ins Stöckli, arbeiten jedoch im Familienbetrieb weiter.

Hans-Ulrich, sportlich, weltoffen, im Wesen seinem Vater ähnlich, wie dieser Mitglied des Jodler- und Trachtenvereins Lotzwil, ist verheiratet mit Doris Leuenberger von Ursenbach, 1973, einer ebenfalls an der landwirtschaftlichen Schule Waldhof fachlich, praktisch und theoretisch ausgebildeten Bäuerin. Sie bilden mit ihren vier Kindern Patrick 1998, Daniela 1999, Lukas 2000 und Ramona 2003 eine harmonische Familie – Voraussetzung für einen gesunden, erfolgreichen Betrieb. Hans-Ulrich schätzt die dem freien Landmann ureigene selbständige Gestaltung der Tagesarbeit, fühlt sich jedoch, wie schon bei seinem Vater angedeutet, durch die stets zunehmenden, heute wohl unumgänglichen Reglemente in seinem der Zeit angepassten, fast ausschliesslich technisierten und motorisierten Hof eingeschränkt. Gegenwärtig produziert er 35 000 Kilogramm Milch im Jahr und pflanzt auf 3½ ha Mais, auf 9½ ha Weizen und Gerste und auf 3 ha Raps. Das sind beachtliche, ermutigende Zahlen. Auch betreibt er mit Erfolg Kälberaufzucht, nutzt den Wald und die Hausgärten. Doch betrachtet er die Zukunft seines einst in unserem Land vorherrschenden, jetzt mit Bundesgeldern um seinen Fortbestand kämpfenden Berufszweiges mit gemischten Gefühlen.

Das Gehöft der Matte. Luftaufnahme Gesamtansicht von Südost um 1980. In der Mitte Bauernhaus mit Tenne und Stall. Links von oben: Speicher, Holzhaus, Schweinescheune, Stöckli und Scheune. Sichtbar sind noch die Gemüsegärten und ein Teil der Obsthofstatt.

xx-xx_max_jufer.indd 152 17.10.13 11:15

Es ist ein Spätsommerabend auf dem Mattenhof. Ich habe mich nach einem Besuch verabschiedet. Die kleineren Kinder sind im Wohnhaus; die grösseren helfen den Eltern und Grosseltern in Tenne und Stall beim Füttern der Tiere. Da sind drei Generationen zusammen am gleichen Werk! Ich bleibe auf dem Vorplatz, wo der Schatten des mächtigen Hofes wächst, und schaue mich noch einmal um. Die Sonne steht tief über dem Dennlisboden und übergiesst Stöckli, Speicher, Scheune, Gärten, Hofstatt, Äcker und Felder mit ihrem letzten Licht. Der Mühlebach rauscht; aus der Brunnenröhre strömt ein kräftiger reiner Quellwasserstrahl. Die Schwalben segeln um das Gehöft, sirren und schwirren unter dem breiten Vordach. Sie bereiten sich auf ihre Reise in den Süden vor. Die Hündin trabt heran, bellt nicht mehr und lässt sich kurz streicheln. Bilder der langen, wechselvollen Geschichte der Matte ziehen an mir vorbei. Mich erfüllen Wehmut, Dank, Stolz und Hoffnung.

Der Mattenhof. Blick Richtung Süden von der Halde Lotzwil ins obere Langenthal; im Mittelgrund die Kirche Madiswil. Gemälde von Gottfried Geiser, Langenthal 1925. Foto R. Schär

xx-xx_max_jufer.indd 153 17.10.13 11:15

1 Die beiden sprechenden Tiere im Film gehören nicht der Familie Jufer.
2 Diese Angaben verdanke ich dem Architekten und Raumplaner HTL Daniel Ott, Bleienbach.
3 Vgl. die Bilder S. 131 und 132.
4 Vgl. die näheren Angaben zu Namen und Herkunft der Jufer von Melchnau (Anm. 20).
5 Den Stammbaum der Leuenberger von Rütschelen und von Leimiswil nebst zusätzlichen Angaben zu deren Familiengeschichten verdanke ich dem Genealogen Stephan Leuenberger, Schliern b. Köniz. Den Stammbaum der Jufer von Melchnau schenkte mir Walter Jufer von der einstigen Wirtschaft und Metzgerei Bahnhof, Lotzwil, Ingenieur, wohnhaft in Baar. Den beiden Familienforschern bin ich herzlich verbunden.
6 Staatsarchiv Bern (StABE), Gerichts- und Kontrakten Manual Lotzwil und Thörigen, Bez. Aarwangen A230, Band 2: 1708 – 1728).
– Johann Friedrich Willading 1641 – 1718, Schultheiss von Bern 1708 – 1718.
– Der Dennlisboden, zu Rütschelen gehörig, liegt am westlichen Talhang in Sichtweite des Mattenhofs (s. Bild S. 134).
– Im alten bernischen Geld- und Rechnungswesen galt 1 Pfund 7½ Batzen. Der Batzen entsprach etwa 15 heutigen Franken. Ein Realvergleich ist allerdings schwierig.
7 Alle weiteren Familienangaben sind den Lotzwiler Kirchenbüchern (im StABE) und der Stammtafel von Stephan Leuenberger (vgl. Anm. 5) entnommen.
8 Richard Feller, Geschichte Berns, II, S. 34 ff.; ergänzend dazu: Alice Leibundgut-Mosimann, Tannen und Rotstalden, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 53.Jg. 1991, Heft 4.
Zur Dreifelder- oder Dreizelgenwirtschaft: Diese Produktionsform, bereits vor Christus im Nahen Osten belegt, entsprach der langen Erfahrung, dass ein gewisser Rhythmus die besten Ernten ergab. Dementsprechend wurde die ganze Ackerflur auf drei Zelgen verteilt: die erste wurde im Herbst mit Grosssaat, Wintergetreide (Roggen, Weizen, Dinkel) bepflanzt; die zweite im Frühling mit Schmalsaat oder Sommerfrucht (Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen, Kraut und Rüben); die dritte lag unbebaut, brach, aus ihr wurde dann wieder die Winterzelg.
9 – Die Buchmüller, zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges, um 1620 aus Württemberg nach Brittnau ausgewandert, liessen sich bald hernach im Oberaargau nieder. Ein Jakob (1639 – 1721), Burger zu Langenthal, erwarb 1694 den Bleichehof in Lotzwil und baute ihn zu einem blühenden Leinwandgewerbe aus. Er hinterliess seinen Erben 25 700 Gulden, verglichen mit dem heutigen Geldwert ein Millionenvermögen. Das Geschäft übernahm sein Sohn Peter Buchmüller-Geiser (1670 – 1745). Dessen Enkel Peter (1734 – 1822), verheiratet mit Verena Leuenberger, Tochter des Niklaus von der Matte, erweiterte den Betrieb; er wurde Chorrichter. Sein Sohn Jakob Buchmüller (1767 – 1849) wurde, als wohl bedeutendste Gestalt des Geschlechts, in der Helvetik Dis-

xx-xx_max_jufer.indd 154 21.10.13 13:22

triktstatthalter, dann Grossrat und 1831 – 1843 erster Regierungsstatthalter des Amtsbezirks Aarwangen. (Weitere Angaben finden sich im JBO 1969 und in: Die Kirchgemeinde Lotzwil, 1983).

– Das «Kreuz», die obere Wirtschaft in Lotzwil, befand sich beim Bauernhof Ingold, nahe der Käserei. Es brannte 1884 nieder und machte einem Geschäftsgebäude Platz. Das neue Restaurant «Kreuz» im Unterdorf wurde 1890 eröffnet.

10 Gemeindeversammlungsprotokolle Leimiswil 1778 – 1789. Quelle: Stephan Leuenberger, Stammbaum Leuenberger Leimiswil.

11 Chorgerichtsprotokolle Lotzwil, in: Die Kirchgemeinde Lotzwil, 1983, S. 124 ff.

12 Sämtliche Prädikanten der Republik Bern hatten 1764 der Obrigkeit einen Rechenschaftsbericht über den demographischen, politischen, sozialen und sittlichen Zustand ihres Kirchspiels abzuliefern. Er enthält die Antworten, welche nach einem bestimmten Schema von Fragen zu geben waren. Dazu wurde noch eine Volkszählung verlangt. Lotzwil zählte 248 «Mannsbilder» und 252 «Weibsbilder», also 500 Einwohner. (StABE, Ämtermappe Wangen). Es sind aussagekräftige Quellen!

13 Der Ehrschatz war die heutige Handänderungsgebühr, der Todfall eine mittelalterliche Feudalabgabe, die in der Französichen Revolution (in der Schweiz 1798) aufgehoben wurde; sie stellte gleichsam eine Strafe dar für den Verlust einer untertanen Arbeitskraft!

14 StABE, Aktensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik (1798 – 1803), Helvetik, Kanton Bern, Munizipalität Lotzwil.
Vgl. auch M. Jufer, Der Oberaargau in der Helvetik, JBO 1970, S. 99 ff.
1798 – 1803 war die Munizipalität Lotzwil Teil des helvetischen Distrikts Langenthal, dann wurde sie, als Kirch- und Einwohnergemeinde, Glied des kantonalbernischen Amtes Aarwangen, und mit diesem 2010 in den neuen Verwaltungsbezirk Oberaargau integriert.

15 Alle diese Daten sind dem Gemeindebuch Lotzwil entnommen. Standort Gemeindearchiv Museum Lotzwil. Die total 77½ Jucharten entsprechen dem heutigen Stand von knapp 26 Hektaren!

16 Flurplan Bollin 1807, Museum Lotzwil, Vorsatz in: Die Kirchgemeinde Lotzwil 1983.

17 Vertrag im Besitz der Familie Christian Jufer, Mattenhof. Die Handänderungen des Jakob und des Johann Appenzeller von 1826 und 1833, von 1852 (Jakob Wiedmer), 1867 (Johann und Friedrich Wiedmer), 1875 (Jakob Jufer), 1902 (Barbara Jufer), 1910 (Albrecht Jufer), 1938 (Marie Jufer), 1940 (Ernst Jufer), 1974 (Christian Jufer) und 2005 (Hans-Ulrich Jufer) sind im Grundbuchamt in Wangen eingetragen.

18 Die Verträge von 1852, 1867 und 1885 befinden sich ebenfalls im Besitz der Familie Christian Jufer, Mattenhof.

19 Vgl. Max Jufer, Das aussergewöhnliche Langenthaler Jahrzehnt 1841 – 1851 der grossen Frau Emma Seiler-Diruf (1821 – 1886), in: Langenthaler Heimatblätter, Separatum 2001.

20 Das Geschlecht der Jufer stammt weltweit einzig von Melchnau, einem Dorf im schweizerischen Oberaargau. Von dort aus wurde es – heute bestehen 340 Haushalte Jufer, wovon, ausser in der Schweiz, 39 in den USA, 2 in Italien und je 1 in Neuseeland und Grossbritannien – zusätzlich eingebürgert in Basel, Begnins VD,

xx-xx_max_jufer.indd 155 17.10.13 11:15

Lausanne, Mettmenstetten und Schlieren ZH (Quelle: Das Jufer Familien-Weltbuch, 1995, Bath, Ohio, USA).
Erstmals tauchen (in den Burgdorfer Rechtsquellen) 1522 in Melchnau ein Cuonrad Juffart und ein Lienhard Juffart auf. 1541 begegnet uns in einem Streitfall zwischen Burgdorf und Busswil der Zeuge Cuoni Juffart von Steckholz, «… er sye in Niderland gsin und nach der Schlacht zu Tornach [Dornach 1499] ufherkommen. Und etwa ein jar oder anderthalbs darnach sye er gan Buosswil zu Cläuwi kon und sin dingetter [verdingter] knecht worden.» 1562 schliesslich werden eines «Noli Juffers matten in Rott [Kleinrot] und guetter in Steckholz ab sinem hoff» erwähnt. – Jufer ist als Familienname vor 1800 nur in Melchnau, Gondiswil und Untersteckholz belegt.
Zur Etymologie, der Herkunft des Begriffs: Als Deutungsversuch könnte man das Ackermass «Jucherte», das in Boltigen und Oberwil im Simmental sowie in Sigriswil in der Nebenform «Juferte» auftritt, die altmittelrheinische Kurzform «jufere» für Jungfrauen und das mittelhochdeutsche jufer im Sinne von Spielmann und Gaukler heranziehen. (Verdankenswerte Beiträge von Prof. R. Ramseyer und Vinzenz Bartlome im StABE).
Eine scheinbar offenkundige Beziehung zum spätmittelalterlichen Walser Weiler Juf im Averser Hochtal ist nach eingehenden Studien zur Besiedlungsgeschichte Graubündens auszuschliessen. Der Name Juf ist abgeleitet von der romanischen Maiensäss Giuv. Vereinzelte davon abgeleitete Familiennamen sind: 1448 ein Töni von Yus in Zizers, 1495 ein Simon von Zufs in Domat, 1515 ein Benedict ab Jux in Chur, 1682 eine Maria de Giuff und 1730 eine Agnes de Jov in Juff.
Die Gemeinde Avers-Cresta (mit Juf) führt das Steinbock-Wappen des Gotteshausbundes Chur.

21 Vgl. Die Kirchgemeinde Lotzwil 1983, S. 281 ff.; und Max Jufer, 75 Jahre SVP Kanton Bern, S. 7 und 8.

22 Ausser Klara, die leicht behindert mit 51 Jahren starb, erreichten alle ein hohes Alter: Mein Vater Walter wurde 94, Marie 80, Albert 95, Fritz 92, Ernst 99, Emil 82, Mina 92, Berta 91 und Jean 92 Jahre alt.

23 Alle Daten der Jufer-Nachkommen sind bei Walter Jufer, Ing., Burgmatt 26a, 6340 Baar ZG, gespeichert und abrufbar. Vgl. Anm. 5.

Abschliessend dankt der Autor Max Jufer (geb. am 8. Juli 1922) zusätzlich dem Ehepaar Susanne und Walter Wyss-Michel, Langenthal, für Abschrift und Durchsicht des Manuskripts, dem Grundbuchamt Wangen, den Staatsarchiven Bern und Luzern, dem Burgerarchiv Burgdorf, Frau Heida Morgenthaler im Burgerarchiv Melchnau, Frau Käthi Matter und Christian Eicher, Melchnau, dem Museum Lotzwil mit dem Chronisten Peter Egli, der Redaktion des Jahrbuchs, der Merkur Druck AG, dem Fotografen Ruedi Schär, Winterthur, den Familien Müller-Stettler vom Käppelihof, Jufer-Luder im Oberdorf, Jufer-Flückiger und Jufer-Leuenberger im Mattenhof Lotzwil.

xx-xx_max_jufer.indd 156 17.10.13 11:15

Aus der Geschichte der alten Lindenholzmühle

Stephan Leuenberger

Lage und erste Erwähnung

Die Lindenholzmühle befindet sich in der Talsohle des Langetentales, unmittelbar an der Langete, mitten im Dreieck der drei Ortschaften Madiswil, Kleindietwil und Leimiswil, die sich am 1. Januar 2011 zu einer Gemeinde zusammenschlossen.
Der Name Lindenholz lässt eine Deutung im Zusammenhang mit Lindenbäumen vermuten. Dem ist aber nicht so: Der Name Lind(en)holz stammt von lind, im Sinne von weich, locker, sanft, zart und milde – vom Regen und Wasser durchgefeuchteter und aufgeweichter Erdboden.[1] In heutigen Flurnamen bedeutet Holz schlicht: Wald. Die frühesten Belege für Holz in dieser Deutung reichen in das 13. Jahrhundert zurück. Jene für Wald erscheinen in den bernischen Quellen erst ab dem 14. Jahrhundert.[2] Auf diesem feuchten und nassen, bisweilen sumpfigen Land haben die Menschen des Mittelalters eine Mühle errichtet.
Die Lindenholzmühle wird 1470 im Urbar der Kartause Thorberg zum ersten Mal schriftlich erwähnt. Dass sie viel älter sein könnte, kann aus

Die alte Lindenholzmühle mit Wohnhaus und Reibe von Süden. Im Anbau rechts der Mühle war früher die Stampfe untergebracht. Reiben mussten in einem separaten Gebäude untergebracht sein. Die Reibe im Lindenholz wurde mit dem Wasser im Mühlibach mit einem unterschlächtigen Wasserrad angetrieben.
Foto Stephan Leuenberger 2006

xx-xx_lindenholz.indd 157 17.10.13 11:15

Die alte Lindenholzmühle mit Bauernhaus und Reibe von Süden. 1920 fiel das Bauernhaus einem Brand zum Opfer und musste bis zum Ökonomieteil abgebrochen werden. An dessen Stelle wurde das heutige Wohnhaus errichtet.

verschiedenen Gegebenheiten geschlossen werden: Anne-Marie Dubler vermutet, dass die ersten Mühlen zur Zeit der Besiedelung durch Ackerbauern mit der Unterstützung der Mitsiedler in Betrieb genommen wurden. Auch Niklaus Schnitter geht davon aus und setzt die frühesten Mühlen in der Schweiz bereits in das 6. bis 9. Jahrhundert an.[3] Christian Leibundgut nimmt an, dass mit der Einführung des Ackerbaus die Wiesenbewässerung fast überall und zu allen Zeiten betrieben wurde und die traditionelle Wassernutzung als kombinierte Wasserwirtschaft (Bewässerung, Mühlen, Sägen usw.) zeitgleich stattfand.[4] Die ersten urkundlichen Hinweise auf Wasserwerke in unserer Region stammen aus dem Zeitraum vom 8. bis 10. Jahrhundert. In diesen Urkunden werden die Grundstücke cum aquis aquarumque decurdibus (mit stehendem und fliessendem Gewässer) und in einem Fall cum aquis aquarumque decursibus, molins piscationibus (mit stehendem und fliessendem Gewässer, Mühlen und Fischenzen), festgehalten.[5]

Ein mildes Klima, das während des Hoch- bis Spätmittelalters anhielt und bis zum Ausbruch der Pest 1348 eine Bevölkerungszunahme vorantrieb, bildete die Grundlage zu einer Agrarumwälzung, welche die Schweiz im 11. und 12. Jahrhundert von Westen her erreichte. Die Bevölkerungszunahme führte zu Landgewinnungen durch Waldrodungen und Trockenlegung von nassen und sumpfigen Grundstücken. Um den durch das Wachstum der Bevölkerung steigenden Bedarf an Getreideprodukten zu befriedigen, wurden Mühlen erstellt, die mit Wasserkraft betrieben wurden.[6] Aus Aufzeichnungen aus der Waadt geht hervor, dass die Zahl der Mühlen dort vor allem im 12. bis 14. Jahrhundert rasch anstieg. Eine ähnliche Entwicklung setzte wohl auch in Bern ein.[7] Die ersten greifbaren Hinweise auf Getreidemühlen in unserem Gebiet fallen in das 13. Jahrhundert und nehmen dann beständig zu. Einen genauen Zeitraum festzulegen, wann die Lindenholzmühle errichtet wurde, ist auf Grund fehlender Quellen nicht möglich.

Das alte Bauernhaus um 1917. Im Vordergrund Mitarbeiter und Familienmitglieder

Mühle und Herrschaft im Mittelalter

Um eine Konzession zur Errichtung einer Mühle zu erhalten, musste ein genügend starker und beständiger Wasserlauf nachgewiesen werden. Die Konzession beantragte in der Regel der Träger und Inhaber der Grundherrschaft. Es lag in dessen Kompetenz, eine Mühle zu er-

xx-xx_lindenholz.indd 158 17.10.13 11:15

In der Stadt Bern waren die Mühlen ursprünglich Lehen der Zähringer, später des Reiches, da sie auf Reichsgrund errichtet wurden. Eine Schädigung dieser Anlagen wurde dadurch vermieden, dass in der Ehaft der Mühle das zufliessende Wasser, der Wasserlauf auf einer bestimmten Strecke, sowie auch Wuhr und Weiher mit verliehen wurden. Wirtschaftlich und rechtlich waren dadurch der Stadtherr und seine Lehensträger gegen die Errichtung neuer Mühlen innerhalb des Stadtbezirks geschützt.
Auf dem Lande suchten Grundherren in ihren Herrschaften sämtliche Wasserläufe in ihren Besitz zu bekommen oder durch Verträge die Konkurrenz neuer Mühlen von der Herrschaft fernzuhalten. Mühlenberechtigte konnten sich später mit Erfolg wehren, wenn ober- oder unterhalb begüterte Eigentümer den Bach aus seinem Bett ableiteten, z. B. zur Wässerung, sofern dies nicht zu Zeiten geschah, die für die Mühle unschädlich waren.

richten. War die Grundherrschaft ein Lehen, so benötigte der Grundherr zur Errichtung der Mühle das Einverständnis des Lehensherrn.
Neben dem Nachweis, dass genügend Wasser zum Antrieb des Mühlenwerkes zur Verfügung stand, kamen die Grundsätze der Lex Alamannorum (Alemannisches Volksrecht) zur Anwendung.[8]
Der Besitz einer Mühle garantierte ein gutes Auskommen. Gewinnbringende Mühlen wurden oft und gerne Klöstern und Kirchen als Stiftungen übertragen oder bei einer Verschuldung als Pfand eingesetzt. Mühlen wurden so zu beliebten Tausch-, Verkaufs-, und Pfandobjekten von weltlichen und geistlichen Grundherren. Durch die Realteilung und die Aussteuerung der Töchter verstreuten sich die Mühlenrechte weit über die Herrschaftsgrenzen hinaus.
Die Eigentums- und Besitzverhältnisse waren im Mittelalter vielschichtig. Das Eigentum war meistens nicht ungeteilt, sondern auf mehrere Besitzer aufgeteilt. – So konnte eine und dieselbe Mühle zwei Inhaber haben, den Obereigentümer, der sie verlieh, und den Leihempfänger, der eigentliche Besitzer, der sie gegen Dienste oder Abgaben innehatte, sie selber bewirtschaftete oder einem Müller gegen bestimmte Abgaben weiterverlieh. Die Mühlen, die die Stadt Bern als Reichslehen besass, wurden als Mannlehen verliehen, während die Bauernlehen, die ein Grundherr verlieh, als Zeitlehen oder als Erblehen ausgegeben wurden. Sie waren mit einem ablöslichen oder unablöslichen jährlichen Bodenzins belastet.[9] Der Mühlenzins ab der Lindenholzmühle betrug 1470 26 Denar, 10 Schilling und 1 Mütt Roggen. Dazu kamen für die Schuppose, das dazugehörige Land, ein halbes Mütt Korn und der Heuzehnt.[10]
Das Besondere an einem Mühlenlehen war der öffentliche Auftrag des Lehensinhabers. Die Mühle war ein Dienstleistungsbetrieb, der zwar bestimmte Vorrechte und einen gewissen Schutz genoss, aber zugleich war der Müller verpflichtet, die Kunden aus dem dazugehörenden Mühlenbann (Mühlenbezirk) nach den vorgeschriebenen Bedingungen zu bedienen. Der Müller hatte die Pflicht, die Einrichtung zu pflegen, zu unterhalten, und, was alt und nicht mehr funktionstüchtig war, auf eigene Rechnung zu ersetzen und zu erneuern.
Befand sich die Mühle einmal im Erblehen, war die Auflösung des Vertrages durch den Leihegeber eine langwierige Angelegenheit. Zu einer Auflösung des Erblehens führten etwa ausstehende Bodenzinse und

xx-xx_lindenholz.indd 159 17.10.13 11:15

Der Stock zwischen Langete und Wohnhaus und im Hintergrund der Pferdestall

Lehenszinse, Untreue gegenüber den Kunden, Betrug, Verwahrlosung des Radwerkes und der Mühleneinrichtung, weiter staatswidriges Verhalten gegenüber der Obrigkeit, kriminelle Tätigkeiten und schliesslich Überschuldung und Geltstag.
Die Auflösung des Lehensvertrags durch den Lehensmann konnte jederzeit verlangt werden.

Die Lindenholzmühle in den Händen von Peter von Krauchthal und Anna von Velschen

Peter von Krauchthal war einer der reichsten und angesehensten Männer Berns. Er verfügte über einen grossen und ansehnlichen Grundbesitz um Bern und bis ins Berner Oberland. Auch im Oberaargau war seine Familie begütert. Im Jahre 1393 war Peter Mitglied des Rates in Bern und 1396 Schultheiss von Thun. Von 1395 bis 1397 war er Obmann eines Schiedsgerichts zwischen Unterseen und Interlaken, und von 1407 bis 1418 amtete er als Schultheiss der Stadt Bern. Er war mit der reichen Anna von Velschen, Tochter des Werner von Velschen und der Elisabeth von Rümligen verheiratet.[11] Das Ehepaar Krauchthal-Velschen blieb kinderlos und schenkte 1424 und 1425 vor allem der Kartause Thorberg eigene Güter. Als Peter von Krauchthal verstarb, wurde zunächst Anna Haupterbin des grossen Vermögens, und als sie dem Mann 1459 in den Tod folgte, vermachte sie ihr Vermögen zu einem grossen Teil der Kartause Thorberg. Flatt nennt in diesem Zusammenhang Streubesitz der Kartause Thorberg in Niederauswil, Rohrbach und auch die Lindenholzmühle.[12] Diese Oberaargauer Güter übertrug Anna von Velschen an Cunzmann von Ergöw, allerdings unter der Bedingung, dass diese ebenfalls der Kartause zufallen, sollte er ohne leibliche Nachkommen bleiben. Am 6. Juli 1465 quittierte Cunzmann der Kartause Thorberg den Betrag von 200 Rheinischen Gulden. Es war die Entschädigung für seinen Anspruch auf dieses Erbe. Am 24. Dezember 1466 quittierte er abermals für 20 Rheinische Gulden. Diese wurden ihm von der Kartause nach einem Urteil der gnädigen Herren von Bern als Entschädigung zur Abgeltung seines Anspruchs auf Güter um Huttwil und Solothurn zugesprochen.
Nach der Reformation übernahm der Staat das Vermögen der Klöster und deren Besitzungen. Da dieser das übernommene Gut nicht alles

xx-xx_lindenholz.indd 160 18.10.13 10:14

selber nutzen und verwalten konnte, verkaufte er es Privaten, sofern es nicht nachweisbaren Stiftern oder Nachkommen, die sich nun zum evangelischen Glauben bekannten, zurückerstattet werden konnte.[13] Wo der Klosterbesitz als Streubesitz abseits lag, wurden die Einkünfte den nächsten Landvogteien zugewiesen oder an solvente Interessenten abgestossen. Die grundherrlichen Rechte behielt der Staat für sich, und belastete Wasserwerke mit einem Vorkaufs- oder Zugrecht. Die Lindenholzmühle geriet nach der Reformation in den freien Handel und wurde als Pfand und Unterpfand eingesetzt. Sie wechselte, wie wir später erfahren werden, regelmässig ihre Eigentümer.

Die Familie Käser und die Lindenholzmühle

Nach der Reformation finden wir die Lindenholzmühle in der Hand der Familie Käser. Hans Jacob Käser ist der Erste, der sich in den Quellen nachweisen lässt. Ihm gehörte noch eine Hälfte von einem Hof in Oberurwil. Von ihm ist nur das Sterbejahr 1555 bekannt. Inwieweit er als Müller gewirkt hat, wissen wir nicht.[14] In der Zeit zwischen 1522 und 1536 erwarb er von verschiedenen privaten Personen Landstücke im Lindenholz sowie die Rechtsame der Gemeinde Madiswil auf der Löre.[15] Sechs

Hans Käser, der Müller im Lindenholz, lässt sich am 4. Mai 1534 vor versammeltem Gericht und dem Landvogt von Aarwangen, Jakob Koch, seinen Besitz im Lindenholz bestätigen. Die Lindenholzmühle mit Reibe und Stampfe wird darin als frei, ledig und eigen bestätigt. Papierurkunde im Privatbesitz. Foto Stephan Leuenberger

xx-xx_lindenholz.indd 161 17.10.13 11:15

Jahre nach der Reformation, am 4. Mai 1534, liess er sich seinen ganzen Besitz im Lindenholz vor dem versammelten Gericht Madiswil und dem Landvogt Jakob Koch bestätigen.[16] Am 24. Juni/4. Juli 1594 «uff santi Hannstag im summer» verkaufte Daniel Käser zu Rohrbach seinem Bruder Jakob einen Bodenzins der Mühle im Lindenholz für 10 Mäss Dinkel, 4 Mäss Mühlekorn, 15 Haller und 100 Pfund.[17] 1599 nahm Alexander Brüederli von Ursenbach bei Margret Wild, der Witwe von Hans Drächsler von Burgdorf, 1000 Pfund an Kapital auf, eine Personengruppe aus Ursenbach und Duppental verbürgte sich und hinterlegte die Lindenholzmühle als Unterpfand. Dies geschah mit dem Einverständnis des damaligen Besitzers der Lindenholzmühle, Peter Käser, und des Beistandes des Sohnes des bereits verstorbenen Hans Leuenberger.[18]

Die Lindenholzmühle im Besitze der Familie Leuenberger

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts befand sich die Lindenholzmühle im Eigentum des Jsach Stoub von Langenthal. Er hatte sie von seiner lieben Husfrowen ererbt. Uli Löüwenberger[19] bezahlte als Lehenmann dem Jsach Stoub jeweils jährlich auf St. Andreastag einen Bodenzins von 20 Mäss Dinkel und achteinhalb Mäss Mühlengut, Burgdorfermasses. Nach dem Tod von Jsach Stoub ging die Mühle an Joseph Zulliger im Wyssbach zu Madiswil. Am 22. August 1623 wurde zwischen Joseph Zulliger und Uli Löüwenberger im Lindenholz ein neuer Lehenbrief aufgesetzt. Darin wird der jährlich auf St. Andreastag geschuldete ewige Lehenzins bestätigt.[20]

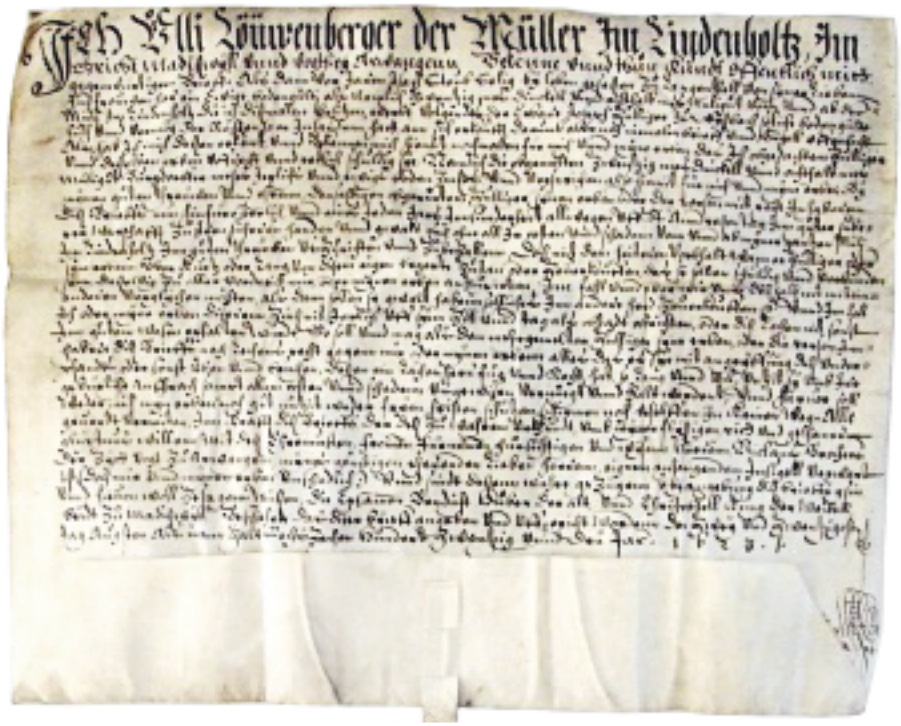
Uli Löuwenbergers Sohn Hans Kaspar erbte nach dem Tod des Vaters das Gut Lindenholz. Dieser verwickelte sich in Geldgeschäfte und musste 1662 das Gut samt Mühle seinem Bruder Joseph Leuenberger-Lehmann, Müller in Madiswil, für 3500 Gulden verkaufen.[21]

Josephs Sohn Jakob heiratete 1674 Barbara Blau, die Tochter des angesehenen und berühmt-berüchtigten Schultheissen Friedrich Blau von Huttwil. Im Ehevertrag vom 4. Christmonat 1674 wurde dem Hochzeiter das gesamte grossväterliche Bauerngut im Lindenholz und die Mühle mit aller «Zugehörd daselbst» übertragen.[22]

Beinahe zeitgleich nennen die Quellen der Familie Käser die Gebrüder Jacob, Beat und Uli Käser als Müller im Lindenholz. Letzterer war mit

xx-xx_lindenholz.indd 162 17.10.13 11:15

Joseph Zulliger vom Wyssbach in Madiswil gibt auf den 22. August 1623 dem Uli Löüwenberger die Mühle mit Stampfe und Reibe sowie dem Bauernhaus zum Lehen. Uli Löüwenberger behält sich und für seine Erben vor, sollte Zulliger das Gut samt Mühle, Reibe und Stampfe an Dritte verkaufen oder vergaben, das Vorkaufsrecht zu beanspruchen. Pergamenturkunde, StAB Fach Aarwangen.
Foto Stephan Leuenberger



Barbara Leuenberger, der Tochter des erwähnten Joseph Leuenberger, Müller in Madiswil, verheiratet, und gleichzeitig der letzte Spross der Familie Käser, der als Müller im Lindenholz tätig war.[23]
1681 befanden sich Mühle, Reibe und Stampfe und eine Hälfte des Bauernhauses im Eigentum von Urs Anderegg von Kleindietwil. Er hatte die Mühle um 232 Kronen Bernerwährung aus der Hand des Andreas Flückiger vom Scheiteracher in Ursenbach und von Ulrich Schneeberger aus Duppental erworben. Der Lehenszins von 1622 wurde bestätigt und mit 2 Schillingen und 6 Haller samt der anhängigen Lehens- und Ehrschatzes-Gerechtigkeit ergänzt. Da Bern die Mühle mit dem Zugrecht belastet hatte, musste Urs Anderegg den Kauf dem Landvogt von Aarwangen melden. Dieser meldete seinerseits das Vorhaben dem Deutsch-Seckelmeister und den Vennern in Bern weiter. Schultheiss, Rät und Burger der Stadt Bern machten darauf am 13. Dezember 1681 ihr Zugrecht geltend und kauften Mühle, Reibe und Stampfe und eine Hälfte des Bauernhauses mit allem, was dazugehört, um 232 Kronen zurück. Urs Anderegg erhielt Mühle, Reibe und Stampfe darauf als Lehen. Die 8 Mäss Mühlen-

xx-xx_lindenholz.indd 163 17.10.13 11:15

Friedrich Leuenberger-Wälchli erwarb 1706 von Hans Conrad Käser das Heimwesen Mühlematt mit beiliegendem Erdreich von 9 Jucharten um die Kaufsumme von 3200 Gulden. 1713 erwarb er das Heimwesen Gollihof, enthaltend ein Wohnhaus, Speicher, und Ofenhaus, den Bachacker, das Stampfimätteli und verschiedene Waldungen dazu, um die Kaufsumme von 4464 Gulden. 1722 erwarb er das Stampfeli, in den Leimiswilermatten gelegen, und 1729 die gesamte Liegenschaft Steinlegut, heutiges Unterlindenholz, um die Kaufsumme von 7000 Pfund und 25 Dublonen, durch den Venner des Rats von Burgdorf, Johann Fankhauser, aus der Konkursmasse des Abraham Leu.

Maria Buchmüller war in erster Ehe mit Salomon Leuenberger, Sohn des Niklaus Leuenberger, Mattenbauer in Lotzwil, und der Verena Käser vom Käsershaus, verheiratet. Salomon Leuenberger (*4. Juni 1739) war der älteste Sohn von fünf Kindern, erhielt von seinem Vater den Mattenhof Lotzwil mit allem, was dazugehörte. Wenige Monate nach der Hochzeit (1. Juni 1759) verstarb Salomon Leuenberger im Alter von 20 Jahren. In der Folge ging der Mattenhof Lotzwil mit allem, was dazugehörte, an die hinterlassene Witwe Maria Buchmüller.

gut wurden durch 16 Mäss Dinkel Burgdorfermäss ersetzt, die jährlich auf Andreastag ins Schloss Aarwangen abgeliefert werden mussten.[24] Nach einem langen Weg des Eigentümer- und Besitzerwechsels kam die alte Lindenholzmühle damit zurück in die Obhut, unter den Schutz und Schirm der Stadt und Republik Bern. Fortan galten für die Lindenholzmühle alle Erlasse, Mandate und Ordnungen, die die Obrigkeit für ihre Bannmühlen erliess.

Als 1714 Jakob Leuenberger-Blau verstarb, gingen die Mühle und das Gut Lindenholz an seinen Sohn Friedrich Leuenberger. Dieser war in erster Ehe mit Anna Zingg, der Witwe des Ulrich Rutschmann von Madiswil, verheiratet. Nachdem die Ehe kinderlos geblieben und seine Ehefrau 1722 verstorben war, verheiratete er sich am 3. April 1723 mit Barbara Wälchli aus der Kirchgemeinde Wynigen. Unter seiner Führung wuchsen die Mühle und das Gut zu einem ansehnlichen Grossgrundbesitz.

1741 verstarb Friedrich Leuenberger-Wälchli und hinterliess neben einer trauernden Witwe drei Töchter und drei Söhne. Die älteste Tochter hatte gerade das 16. Altersjahr erreicht, während der jüngste Sohn Samuel erst im Alter von 12 Monaten war. Die Witwe heiratete am 22. Januar 1748 Andreas Widmer von Rohrbach, Lehenmüller in Madiswil. Die Hinterlassenschaft bestand aus rund 121 Jucharten Wiesen, Ackerland und Waldungen, dem Bauerngut Unterlindenholz, dem Gollihof und der alten Lindenholzmühle mit Reibe und Stampfe sowie der Knochenstampfe in der Leimiswilmatte.[25] Der Nachlass wurde in der Folge treuhänderisch verwaltet, und Andreas Widmer wurde als Lehensmüller eingesetzt. Am 22. Februar 1748 wurde für die drei Söhne ein Teilungsvertrag aufgesetzt, der Anfang Mai 1759 in Kraft trat. Alle Liegenschaften, die Friedrich Leuenberger-Wälchli zu Lebzeiten erworben hatte, wurden auf die drei Söhne Friedrich, Jakob und Samuel aufgeteilt. Der Teilungsvertrag vom 22. Februar 1748 bildet bis heute die Rechtsgrundlage zu den Wasser- und Wässerungsrechten am Mühlibach, namentlich zu sämtlichen Verpflichtungen aller beteiligten Personen an den Schleusen und Britschen am Mühlibach und an der Langete, im Abschnitt Weinstegenschwelle bis Steinleschwelle.

xx-xx_lindenholz.indd 164 17.10.13 11:15

Von Segen und Unsegen oder Glück und Glas sind bald entzwei

Nach dem letzten Willen des verstorbenen Vaters Friedrich wurden Mühle, Reibe und Stampfe mit dem dazugehörenden Bauernhaus, Erdreich und Waldungen dem jüngsten Sohn Samuel zugesprochen. Das obrigkeitliche Lehen war unteilbar und musste deshalb als Ganzes weitergereicht werden. Nur über die zugekauften Güter und Liegenschaften konnte frei verfügt werden.[26] Als neuer Lehenmüller wurde von 1759 bis 1805 Samuels Bruder Friedrich eingesetzt. Der Lehenszins, den Friedrich schuldete, betrug jährlich 360 Pfund.[27]

Samuel Leuenberger verheiratete sich 1761 mit der Witwe Maria Buchmüller, der Tochter Peter Buchmüllers und der Elisabeth Schneeberger, von Lotzwil. Die ersten Ehejahre verbrachten beide bis ca. 1767 im Lindenholz. 1768 wechselten sie auf den Mattenhof Lotzwil. Samuel Leuenberger und Maria Buchmüller wurden 11 Kinder geschenkt.[28] Der Vater und Ehemann verfiel bald dem Alkohol und erkrankte 1778. In der Folge gerieten er und die Familie in Schwierigkeiten. Auf Antrag der Angehörigen setzte die Gemeindeversammlung von Leimiswil am 2. Oktober 1778 für Samuel Leuenberger einen Beistand ein. Schon ein Jahr später verstarb Samuel an den Folgen seiner Sucht.[29] Samuel hinterliess neben der Mühle und dem Gut im Lindenholz, geschätzter Wert von 9000 Pfund, und dem Mattenhof in Lotzwil, geschätzter Wert von 15 000 Pfund, einen Schuldenberg von rund 15 500 Pfund.[30]

1807 verheiratete sich Samuels zweitjüngster Sohn Samuel mit Anna Maria Flückiger, Tochter des Müllers und Gerichtsässen Uli Flückiger von Dürrenroth. Samuel Leuenberger-Flückiger modernisierte das innere und äussere Mühlenwerk, geriet aber wohl unter dem Druck des ererbten Schuldenberges seines Vaters und des Loskaufs der Mühle aus dem Erblehen in finanzielle Schwierigkeiten. Die Lindenholzmühle musste 1820 versteigert werden. Samuels Schwiegervater Uli Flückiger erwarb die Mühle samt dem dazugehörenden Gut und setzte als Lehenmüller Jakob Leuenberger von Ursenbach ein. Nach dem Ableben von Schwiegervater Uli Flückiger ging die Mühle mitsamt dem Gut an Samuel Leuenberger-Flückiger zurück.[31]

xx-xx_lindenholz.indd 165 17.10.13 11:15

Friedrich Leuenberger-Schneeberger zeichnete als Lehenmüller seines Bruders Samuel von 1770 bis 1797 verschiedene Unterhaltsausgaben an der Mühle und an den Schwellen auf:

1770, Dem Huntzen Glaus für ein Schwellen 30 Pfund
Dem Conrad Schneberger für eine Schwelle 2 Pfund 2 Pfennige und 20 Batzen
1771, Für Schwellen 22 Pfund
1775, Für Eichenträm dem Käsershaus Andres 14 Pfund
Für Eichenträm 3 Pfund
Für ein Stück Eichen dem Galli Johannes 1 Pfund 15 Pfennige
1776, An Wasserschaden erlitten 80 Pfund
Wegen dem Wassserprozess mit dem Müller von Langenthal erlitten 103 Pfund
1786, Für Reparaturen an der Mühli bezahlt 65 Pfund 18 Pfennig 1 Batzen Mühlenzins pro Jahr 360 Pfund
1787, Für Reparaturen an der Mühli 58 Pfund 17 Pfennige
1788, Für Reparaturen an der Mühli 40 Pfund 23 Pfennige und 3 Batzen
1794, Für die Mühlischwelle 7 Pfund 13 Pfennige und 2 Batzen
1797, Für die Steinlenschwelle 3 Pfund 5 Pfennige

Wie sich ein Müller auf Reisen begibt und ihm dabei die Pferde von einem anderen Müller arrestiert werden

Im Oberaargau gab es im Alten Bern insgesamt neun obrigkeitliche Bannmühlen. Bern hatte seit dem Mittelalter eine Reihe von Müllerordnungen erlassen, in denen den Müllern vorgeschrieben wurde, wie sie zu arbeiten hatten. Mal war es ihnen erlaubt, das Mahlgut bei ihren Kunden mit Ross und Wagen abzuholen, und dann wieder nicht. Einmal durften sie für solche Fuhrungen (Kehrfahrten) einen Lohn entgegennehmen, und dann wieder nicht. Diese Kehrfahrten der Müller gaben seit Jahrhunderten immer wieder Anlass zu Streitigkeiten zwischen Müller, Kunde und Regierung. Was ein Müller unter keinen Umständen durfte, war in fremden Mühlebezirken die Kehrfahrt machen. Bereits im Jahr 1523 hatten die Müller aus den Vogteien Aarwangen und Wangen vor dem Rat in Bern den Wunsch vorgebracht, dass es den Müllern untersagt werden solle, in andere Mühlenbänne zur Kehrfahrt zu gehen. Der Rat entsprach diesem Wunsch und instruierte die Landvögte von Aarwangen und Wangen mit einer Urkunde. Diese Urkunde wurde von Schultheiss und Rat am 18. September 1561 vidimiert, 1621 und 1702 als rechtsverbindliches Mühlenfahrtverbot erneuert.[32]
Im Jahre 1636/37 entbrannte zwischen den Müllern im Langetental ein Streit um die Mühlenfahrt. Er begann damit, dass der Müller von Ursenbach mit Mühlenfahrten jenem im Lindenholz die Kunden abfuhr, was diesen bewog, ins Gebiet des Müllers von Madiswil zu fahren usw. Das Urteil lautete: «Der Müller von Ursenbach soll sich müssigen, zu nach an Leimiswylgraben zefahren, sondern soll von Ursenbach auf die Hirssern, Richisperg und von dar nicht durch die wyden nach bey Käsershaus durchfahren, um von dennselben zu mühli zunemmen oder zubringen.»[33] Dieses Urteil hielt nicht lange. Bereits 1647 liess die Obrigkeit in den Gemeinden der Vogteien Aarwangen und Wangen eine Befragung wegen den Mühlenfahrten durchführen. «Erstlich so hat ein gemeind Madisswyl sich mit einhelligem mehr resolviert und entschlossen, wofehr es euer Gnaden belieben möchte, innen, den mülleren, den vorigen brauch widerumb nachzuolassen und zuovergünstigen, sy dessin dar wol zuofriden, namlich ir getreidt in das künfftig selbs zuo der mülli und das mähl widerumb darvon zefuehren, doch mit dem heiteren anhang, das die müllinen in das künfftig auch flyssig gefeckt und die müller dem

xx-xx_lindenholz.indd 166 17.10.13 11:15

Einlauf Mühlibach mit zweischütziger Pritsche bei der Weinstegenschwelle.
Foto Stephan Leuenberger 2006

Kunden sein gebührenden theil zuo erstatten gehalten werden söllint.»[34] Am 11. August 1704 kam es nach neuen Streitigkeiten zu einem Vergleich. Er sollte Ruhe und Ordnung unter den Müllern im Langetental schaffen. Wiederum wurde auf die Urteile von 1636/37 zurückgegriffen und vereinbart, dass die Müller das Mahlgut bei ihren Kunden abholen dürfen, sofern diese nicht in der Lage seien, dies selber zu tun. Am 8. August 1705 hatte der Müller von Madiswil dem Müller von Ursenbach, auf dem Heimweg vom Langenthaler Märit, «wegen dem zu mülilادens» ein Pferd vom Wagen abgespannt und in Arrest genommen. Der Madiswiler Müller war der Meinung, der Müller von Ursenbach habe kein Recht, im Bezirk anderer Müller das Mahlgut aufzuladen. Nun gingen die Streitigkeiten von neuem los. Eine Kommission des kleinen Rates bestätigte darauf den Vergleich von 1704: «Das weder der eint noch andere vorgesagter mülleren auff seiner reiss nach oder von dem Langenthalermärit im durchfahren durch die dörffer weder selbsten zu mühli auf die waagen zeladen noch sonnsten durch andere aufladen zulassen befügt seyn solle.»[35]

Das Wasserrecht der Lindenholzmühle

Angetrieben wird die Lindenholzmühle mit dem Wasser aus dem Mühlekanal. Das Wasser fliesst bei der Weinstegenschwelle aus der Langete in den Kanal. Nach Niklaus Schnitter wurden seit dem 11. und 12. Jahrhundert zunehmend Anlagen mit gesonderter Wasserzuleitung erstellt, also in der Art der heutigen Umleitkraftwerke, weg vom eigentlichen Gewässer mit seinen meist beträchtlichen Gefahren bei Hochwasser oder Eisgang.[36]

Weinstegenschwelle, in den 1830er Jahren durch Samuel Leuenberger-Ammann, Gutsbesitzer Unterlindenholz, gebaut.
Foto Stephan Leuenberger 2006

Der Mühlibach ist ein solch künstlich angelegter Gewerbekanal und dient gleichzeitig als Vorfluter zur Bewässerung der Mühlimatt und der Matten unterhalb des Unterlindenholzes.[37] Die Tradition der Wiesenbewässerung dem Mühlibach entlang in der Mühlenmatte und der Studenmatt, auch Friesenmatt genannt, ist uralt. Bewässert wurde zwischen Kleindietwil und Madiswil schon seit dem 9. Jahrhundert. Es entstanden im Verlauf der Jahrhunderte freundschaftliche Abkommen zur Bewässerung und Kehrordnungen, die einen bestimmten Wasserfrieden erhalten sollten. Diese entstanden aber immer unter dem Vorbehalt, dass

xx-xx_lindenholz.indd 167 17.10.13 11:15

die Wasserwerke an der Langete ein Vorrecht auf das Wasser haben, im Sommer bei Trockenheit und im Winter bei Frost.
Der Hauptangriff auf das Wasserrecht der Mühlen kam nun nicht von Seiten der gewerbetreibenden Wasserwerke, sondern von den Bauern. Allerdings ist nicht immer klar, ob der Bauer aus Missgunst gegenüber dem Müller handelte oder ob der Müller seinerseits seine Rechte auf Kosten des Bauern auszudehnen versuchte. Schliesslich trifft diese Feststellung auch auf den Wasserprozess zu, der sich im 19. Jahrhundert zwischen dem Müller auf der Lindenholzmühle und seinem Nachbarn im Unterlindenholz entwickelte.
In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dem Müller im Lindenholz, Samuel Leuenberger-Flückiger, bewilligt, einen dritten Mahlgang in der Mühle einzurichten, dies mit der Auflage, alle drei Mahlgänge mit der gleichen Wasserkraft zu betreiben wie bis anhin. Der Müller nutzte die Gelegenheit und liess zugleich das Mühlenwerk von einem hölzernen auf ein eisernes umrüsten. Erneuern liess er ebenfalls die Wasserkännel. Waren diese bisher aus Eichenholz gefertigt, wurden sie nun durch gemauerte ersetzt. Kurz vor der Mühle im Oberlindenholz befindet sich eine Abzweigung des Mühlibaches ins Unterlindenholz. Ursprünglich wurden damit die Matten hinter dem alten Bauernhaus im Unterlindenholz bewässert. Zwischen 1820 und 1841 kam es zwischen dem Müller im Oberlindenholz und seinem Nachbarn im Unterlindenholz immer wieder zu grösseren Wasserstreitigkeiten. Um abzuklären, was im Lindenholz vor sich ging, setzte der Regierungsstatthalter des Amtes Aarwangen eine Untersuchungskommission ein. Am 14. April 1841 erschien diese Kommission vor Ort und prüfte, ob die Radwerke und die Mühleneinrichtung den Konzessionen entsprachen. Der Bericht lautete dann auch wie folgt:
«Wir die hienach unterzeichneten, durch das Tit. Regierungsstatthalteramt Aarwangen ernannten und durch den Offizial vom 7. April letzthin uns gebotenen als Sachverständigen bei der Mühle des Samuel Leuenberger im oberen Lindenholz zu untersuchen, ob durch Einrichtung eines neuen Mahlgangs, keine Veränderung oder Vermehrung der Radwerke stattgefunden, so haben wir nach gemachter Untersuchung befunden wie folgt:
Das Rönlen Rad, welches früher laut aufgenommenem Plan vom 9. Herbstmonat 1840 nur die Rönlen betrieben, betreibt jetzt durch eine

Die Langete floss noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts mäanderartig von Weinstegen an mitten durch die heutige Mühlenmatt bis ungefähr auf die Höhe, wo sich die Gänseschwelle befindet. Die Mühlischwelle befand sich in der letzten Schlaufe der Langete, danach floss der Kanal in einer Geraden durch die Matte. In den 1830er Jahren wurde die Langete an den Talprallhang des Golliwaldes verlegt, um primär das sumpfige und nasse Land im oberen Teil der Mühlenmatt zu entsumpfen. Der Mühlibach fliesst nun auf einer bestimmten Strecke im alten Bachbett der Langete in einem grossen Bogen zur Lindenholzmühle. Damit zum Antrieb der Mühle eine maximale Fallhöhe des Wassers erreicht werden konnte, musste in der Langete eine ca. zwei Meter hohe Grundschwelle eingebaut werden. Mit einem raffinierten Schleusensystem fliesst das Wasser von selbst in den Mühlibach.

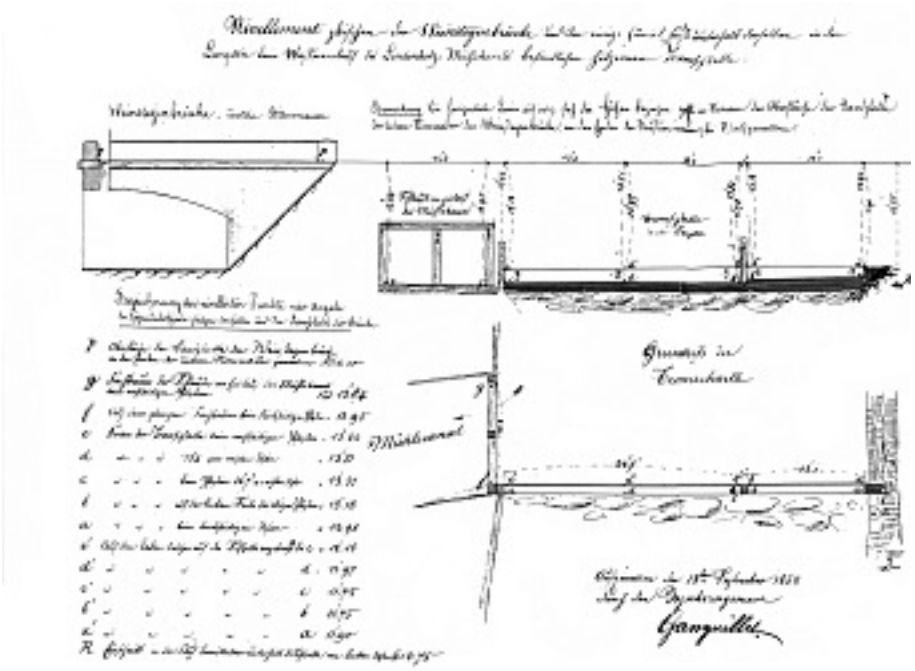
xx-xx_lindenholz.indd 168 17.10.13 11:15

Der Müller im Oberlindenholz hatte wohl für die Mühle ein Vorrecht auf das Wasser, nahm sich aber nicht nur so viel er nötig hatte, sondern eben mehr.
Führte der Bach wenig Wasser, nahm er alles, und hatte der Bach zu viel Wasser, entnahm er ihm nur so viel er eben zum Antrieb der Mühle nötig hatte. So kam es, dass die Nachbarn im Unterlindenholz bei tiefem Wasserstand und Trockenheit, wenn sie auf Wasser zum Wässern angewiesen waren, kein Wasser zum Wässern hatten, und bei Hochwasser oder bei starken Regenfällen, wenn sie kein Wasser nötig hatten, das ganze Überwasser vom Oberlindenholz erhielten und ihre Matten dadurch überschwemmt wurden.
Zum Wasserrecht der Lindenholzmühle am Mühlibach hält der Teilungsvertrag von 1748 folgendes fest:
«In Ansehen der Wässerung von dem Mühlibach ist verabredet und verglichen worden: Es solle namlich vor allem aus der Mühle, Reibe und Stampfe, zu allen Zeiten so viel und genugsammes Wasser gelassen werden, dass diese Wasser Geschirr davon keinen Mangel leiden müssen. Von dem übrigen Mühlebach-Wasser dann sollen die hiervor beschrieben Güther bey denen die Wässerungs Rechtsamme bereits vorbemeldet sich befindet, wie bis Dato fernerhin gleiches Recht zu Wässern haben; Mit der Erläuterung, dass die Wässerung im Kehr genutzet werde, und einem jeden Mad in einem Kehr ein halber Tag zugetheilt sein solle.»

mechanische Einrichtung den neuen Mahlgang, sowie auch die Rönle, und ist links 9 Zoll seitwärts gegen den Auslauf der Wasserkammer gesetzt worden.
Das zweite Wasser Rad des zweiten Mahlganges ist zirka 10 Zoll obwärts gegen den neuen Mahlgang und Rönle Rad gezogen worden.
Das dritte Wasser Rad des dritten Mahlganges in der Wasser Kammer, ist zirka 15 Schuh seitwärts beim Auslauf der Wasser Kammer gesetzt worden.
Eine eigentliche Vermehrung von Radwerken in der Wasser Kammer haben wir keine gefunden, hingegen eine neue mechanische Einrichtung von Radwerken befindet sich unter dem Mühlestuhl beim neuen Mahlgang.
Datum der vorgenommenen Untersuchung auf Ort und Stelle den 14. April 1841 die beauftragten Anderegg Unterstatthalter Samuel Meyer Jakob Blat Zimmermeister.»[38]
In seiner Gegendarstellung zur Klageschrift hielt der Müller fest: Die alten Radwerke seien sehr träge gewesen und dadurch, dass sie aus Holz gefertigt waren, durch das Wasser schwer geworden. Auch die Mühleneinrichtung sei schon alt gewesen und zur Erneuerung längst fällig. Die neuen Radwerke aus Metall seien leichter und die mechanische Einrichtung benötige zum Antrieb viel weniger Wasser. In der Angst um seine Radwerke führe er das überschüssige Wasser bei Hochwasser oder bei starken Niederschlägen durch den Wässerungsgraben ins Unterlindenholz ab.
Im Gerichtsurteil wurde dem Müller im Oberlindenholz sein Vorrecht auf Wasser zwar bestätigt, aber nur so viel zugesprochen, wie er unbedingt zum Antrieb der Radwerke benötigte. Das restliche Wasser wurde als Überwasser oder als überschüssiges Wasser bezeichnet und musste seinen Nachbarn im Unterlindenholz zugeleitet werden.[39] So sicher dem Müller sein Recht auf das Wasser war, so sicher war auch die Pflicht auf Beteiligung am Unterhalt des Baches oder an der Wasserzuleitung. In seine Kompetenz gehörte der Unterhalt an Schwellen, Pritschen und Schleusen. Waren von den Schleusen und Pritschen Wassergräben gelegt, wurden ihre Besitzer ebenfalls zur Pflicht gerufen. Zum Unterhalt an der grossen Weinstegenschwelle waren alle Nutzniesser gleichermassen verpflichtet.[40]

xx-xx_lindenholz.indd 169 17.10.13 11:15

Plan zur Weinstegenschwelle, Aufriss und Grundriss vom 18. September 1858, aufgenommen durch den Bezirksingenieur Ganguilles.
Original im Privatbesitz.
Scan Stephan Leuenberger



In seinen Aufzeichnungen hält Friedrich Leuenberger-Schneeberger, Gutsbesitzer im Unterlindenholz und Lehenmüller im Oberlindenholz, fest, was er seit dem Einmarsch französischer Truppen am 5. März 1798 an Kosten erlitten hat:

- 1798 dem Sohn Jakob Andreas ein neuer Habersack, der ihm im Gefecht bei Solothurn ab Handen kam, eine neue Flinte, Sabel, Kugeln und Patronentaschen 22 Pfund und 15 Batzen.
- Dem Sohn Samuel ein Sabel und Kugeln 3 Pfund.
- Dem Sohn Hansulli eine neu Flinte, eine Patronentasche und Kugeln 10 Pfund.

Fortsetzung S. 171

Die Lindenholzmühle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Mit der militärischen Besetzung der alten Eidgenossenschaft durch das französische Militär und der Proklamation der helvetischen Republik (1798–1803) fand ein politischer und sozialer Umbruch statt, dem das alte Bern nicht mehr standhalten konnte. Alte mittelalterliche Privilegien wurden abgeschafft, d.h. Bodenzinse, Ehrschatz, Todfall und Zehntrechte wurden aufgehoben.
Nach dem Sturz Napoleons durch die Wienermächte zerfiel die helvetische Republik, und es folgte die Mediationszeit (1803–1815). Mit ihr wurden die alten Rechte teilweise wiederhergestellt. Die Inhaber früherer Mühlenehaften erhielten ihren Besitz zurück, und die vormaligen Bannbezirke wurden wieder als gültig erklärt, natürlich unter der Bedingung, dass die seit 1798 ausstehenden Zinsen nachbezahlt wurden. Alle in der Helvetik errichteten Mühlen, die inzwischen keine Konzession erhalten hatten, mussten wieder geschlossen werden. Durch die juristische Unsicherheit, welche durch die Umwälzung hervorgerufen wurde, entbrannte in unserer Region aufs Neue ein Kampf zwischen

xx-xx_lindenholz.indd 170 17.10.13 11:15

Tradition und Fortschritt. Aber auch die brisante und altbekannte Frage zum Kehrfahrtsrecht der neun konzedierten Oberaargauer Bannmühlen stellte sich neu. Unter den jeweiligen Müllern entbrannte der Streit um die Wiedereinführung der Mühlebannbezirke.

Die Regeneration (1830–1848) brach mit ihrem liberalen Gedankengut, der Einführung der Menschrechte und der Handels- und Gewerbefreiheit endgültig mit dem Alten. In einem Beschluss hielt die neue Regierung fest, dass das Kehrfahren der Müller durch kein politisches Gesetz verboten sei und dass das Mühlenbannrecht seinen Grund in einer missbräuchlichen Anwendung des Feudalrechtes habe. Dagegen wehrten sich die Müller der alten Bannmühlen vergebens. Auf Antrag der Justizdirektion beschloss der Grosse Rat, die Beschränkung der Kehrfahrtsrechte der Müller aufzuheben. Die Besitzer von konzessionierten Mühlen durften fortan das von ihnen zu mahlende Getreide überall bei ihren Mahlkunden abholen und zurückführen. Die Monopolstellung der oberaargauischen Bannmühlen war damit aufgehoben.

Um den Mühlen und ihren Besitzern die Ablösung aus den Erblehen zu erleichtern, wurde in der Gesetzgebung ein besonderes Loskaufsrecht geschaffen. Das Gesetz vom 20. Dezember 1845 bestimmte im ganzen Kanton den obligatorischen Loskauf der Feudallasten. In der Regel betrug die Loskaufsumme 20 Mal den jährlichen Bodenzins. Mit diesem Gesetz wurden die privaten Bodenzinsträger gezwungen, ihre Güter von ihrem Lehensherrn loszukaufen.

Wie erwähnt, versuchten im Mittelalter die Grundherren in ihren Herrschaften sämtliche Wasserläufe in ihren Besitz zu bekommen. Sie wollten sich die Wasserrechte sichern. Das Kloster St. Urban tat dies an der Langete von Roggwil bis Weinstegen mit grossem Erfolg. Mit der Wasseroberherrschaft war gegenüber den Radwerkbesitzern und Wässerungsberechtigten die Verpflichtung verbunden, den Langetenbach von Weinstegen bis Roggwil zu unterhalten. Ein beeidigter Wässerbannwart hatte den Bach und sämtliche daran befindlichen Wässerungen zu beaufsichtigen. Sämtliche Kosten aus Streitigkeiten hatte das Kloster zu übernehmen. Andererseits durften die Zisterzienser von den betreffenden Wässermatten- und Radwerkbesitzern eine Reihe von Bodenzinsen, Zehnten und anderer Gefälle beziehen. Die bernische Staatsverfassung von 1846 verfügte den Loskauf von sämtlichen Bodenzinsen und Zehnten innerhalb der Kantonsgrenzen. Das Kloster St. Urban, welches

- 4. Januar 1799 Der Regierung Abgaben bezahlt 22 Pfund und 11 Batzen.
- Am 5. April dem Wysshans für 2½ Tag die Wacht verdinget um 15 Batzen.
- Am 9. April Steuer für die Soldaten zu Leimiswil 12 Batzen und 2 Kreuzer.
- Am 27. April dem Homberger für ausserordentliche Kriegssteuer 15 Batzen.
- Am 3. Mai dem Heinrich Friedli für die Soldaten zu Leimiswil 5 Batzen.
- 15. Juni dem Agent Hassler für die Regierung Abgaben 10 Pfund und 10 Batzen.
- 22. November dem Hans Flückiger für die Einquartierungen 15 Pfund und 1 Batzen.
- 2. Dezember dem Agent Hassler Abgaben zahlt 18 Pfund 7 Batzen und 2 Kreuzer.
- 10. März 1800 Kriegssteuer bezahlt 48 Pfund 2 Batzen und 2 Kreuzer.
- 20. Januar 1801 dem Agent Seiler 22 Anlagen bezahlt 81 Pfund und 10 Batzen.

xx-xx_lindenholz.indd 171 17.10.13 11:15

Wassereinlass Oberlindenholz (oben) und Unterlindenholz (unten). Fotos Stephan Leuenberger 2006

auf Luzerner Boden lag, wurde 1848 säkularisiert, und alle Rechte und Pflichten des Klosters musste der Kanton Luzern übernehmen. An die Stelle des Klosters St. Urban als Inhaber der Wasserrechte an der Langete trat somit als Rechtsnachfolger der Staat Luzern. In der Folge entstand zwischen den Radwerkbesitzern, den Wässerberechtigten und dem Kanton Luzern ein Streit um Rechte und Pflichten, der am 10. Dezember 1851 entschieden wurde. Die vom Richteramt Aarwangen erlassene Verfügung vom 20. Dezember 1849, worin die Radwerkbesitzer und die Wässerberechtigten von ihren Verpflichtungen entbunden wurden, wurde vom Kanton Luzern gegenüber den Matten- und Radwerkbesitzern bestätigt. Die Radwerkbesitzer und Wässerberechtigten erfüllten ihre Verpflichtungen gegenüber dem Kanton Luzern, hingegen ist nicht bekannt, dass der Kanton Luzern seine vertraglichen Verpflichtungen je einmal erfüllte.[41]

Ein neues Wasserwerk, eine Hammerschmiede und eine neue Getreidemühle im Unterlindenholz

1853 erhielt Jakob Leuenberger-Hotz, Landwirt im Unterlindenholz, die Bewilligung zum Bau einer Hammerschmiede mit vier verschiedenen Krafthämmern und einer Schleiferei am Ufer der Langete. Diese sollte mit dem Wasser des Mühlenbaches angetrieben werden. Jakob Leuenberger-Hotz hatte zwar das Recht, das Wasser aus dem Mühlenbach zu nutzen, allerdings nur zu landwirtschaftlichen Zwecken. Er durfte bloss wässern, nicht aber das Wasser zu gewerblichen Zwecken nutzen. Zudem reichte die Wassermenge gar nicht aus, um damit ein Radwerk anzutreiben. Deshalb benötigte er die Zustimmung seines Nachbarn und Müllers Ulrich Leuenberger. In der Folge entstand zwischen den Parteien Oberlindenholz und Unterlindenholz eine hartnäckige Auseinandersetzung. Dabei ging es nicht nur darum, ob Leuenberger-Hotz im Unterlindenholz grundsätzlich ein Recht am Wasser des Mühlenbaches habe oder nicht, sondern auch darum, ob er das Wasser für gewerbliche Zwecke nutzen dürfe, und wie viel Wasser ihm der Müller im Oberlindenholz dazu überlassen müsse.

Ein zweiter Streitpunkt bestand darin, dass in den Gesuchen die Verlegung des alten Wässerungsgrabens vom Oberlindenholz ins Unterlindenholz und die Länge des neuen Gewerbekanals zwar umschrieben

xx-xx_lindenholz.indd 172 17.10.13 11:15

Abzweigung des Mühlenbaches zwischen Mühle und Reibe im Oberlindenholz. Von dieser Schleuse wurden die Matten in der Steinlen hinter dem Gut Unterlindenholz bewässert und später die Mühle im Unterlindenholz angetrieben.
Foto Stephan Leuenberger 2006

war, nicht aber dessen Breite und Tiefe. Erst nach vielen Jahren des Prozessierens willigte schliesslich der Müller im Oberlindenholz ein.[42] Diese Hammerschmiede stand auf einem Teil des Grundstückes, auf dem heute die untere Mühle steht. Unterhalb der Hammerschmiede stand eine Art Turm aus Quadern aus Solothurner Stein. Dieser diente als Halt für ein Rad, in dessen Rinne ein Drahtseil lief. Dieses hatte die Kraft vom Wasserrad zum Turm und von dort zum Antrieb der Hammerschmiede zu übertragen.[43] 1858 erhielt Jakob Leuenberger-Hotz die Bewilligung, die Hammerschmiede etwas zu verschieben und an Stelle der Schleiferei zusätzlich eine kleine Mühle mit einem Mahlgang zu errichten. Zu diesem Baugesuch gingen bei der Direktion des Innern des Kantons Bern vier Einsprachen ein. Der Gemeinderat von Leimiswil war ebenfalls der Meinung, dass eine zweite Mühle kein Bedürfnis sei, und empfahl dem Kanton, dem Gesuch nicht zu entsprechen. Die Gründe, welche die Opponenten aufführten, sind vielschichtig, haben aber offenbar nicht überzeugt. Das Baugesuch wurde jedenfalls bewilligt, allerdings mit dem Vorbehalt der Berücksichtigung von Drittmannsrechten. Weiter wurde die Bewilligung mit der Auflage verbunden, zwischen Hammerschmiede und Mühle eine Brandsicherungsmauer bis zur First zu errichten, und die Anlage musste mit der bisherigen Wasserkraft und Wassermenge angetrieben werden. Die beiden Anlagen wurden bis 1879 nebeneinander mit Wasserkraft betrieben und fielen bald einem Brand zum Opfer. An ihre Stelle liess Jakob Leuenbergers Sohn Jakob Leuenberger-Jordi 1880 eine der grössten Mühlen im Langetental errichten. Von nun an standen sich im Lindenholz zwei Mühlen gegenüber.[44]

Die alte Lindenholzmühle wird modernisiert und findet Anschluss an die grosse Welt

Mit Ulrich Leuenberger-Gygax (Lindenholzueli), Gemeindepräsident von Leimiswil (1866–1867/1870–1873) begann für die Lindenholzmühle ein neues Zeitalter. Den Aufschwung erlebte die Mühle vor allem durch den Neubau der alten Strasse von der Linde ins Lindenholz und durch den Bau der Langenthal–Huttwil-Bahn.
Die alte Lindenstrasse führte von der Hauptstrasse Langenthal–Huttwil vor den Häusern des Unterlindenholzes durch, entlang der Langete und

xx-xx_lindenholz.indd 173 17.10.13 11:15

Ansichtskarte von 1912, oberer Bildteil v.l.n.r.: Neue Mühle Unterlindenholz mit Stöckli und Büro; in der Mitte das alte Bauernhaus, erbaut durch Friedrich Leuenberger-Schneeberger 1772, danach das Türmlihaus und der alte Stock im Bernerbarockstil mit angebauter Gastwirtschaft Löwen. Unten links der Bahnhof Lindenholz und rechts das alte Bauernhaus im Oberlindenholz, abgebrannt 1920.

überquerte etwa 200 m oberhalb der heutigen Brücke die Langete. Die heutige Strasse, welche das obere Lindenholz durchquert, war damals bloss ein gewöhnlicher Weg. Im Jahre 1867 lagen im Rahmen der Gesamterneuerung der Lindenstrasse von Thörigen bis Lindenholz für den letzten Strassenabschnitt im Lindenholz zwei Projektierungsvorschläge vor. Während der Müller im Oberlindenholz die heutige Variante wünschte, begehrte der Nachbar im Unterlindenholz, dass die neue Strasse, wie vorher die alte, bei der Häusergruppe im Unterlindenholz durchführen sollte. Jakob Leuenberger-Hotz vom Unterlindenholz versprach der Gemeinde Leimiswil 3000 Franken zur Ausgleichung der Mehrkosten, sollte seinem Wunsch entsprochen werden. Der Müller Ulrich Leuenberger im Oberlindenholz erklärte auf Anfrage der Gemeinde, dass er zum Bau der neuen Strasse durch seinen Hofraum das Land gratis zur Verfügung stellen würde. Die darauffolgende Gemeindeversammlung entschloss sich für die Variante Oberlindenholz. In der Folge wurde die Brücke an heutiger Stelle gebaut und von dort an die Lindenstrasse begradigt.[45]

Noch von grösserer Bedeutung und zukunftsweisend war der Bau der Langenthal–Huttwil-Bahn, deren Eröffnung am 31. Oktober 1889 erfolgte. Im Lindenholz war ursprünglich nur eine Haltestelle mit Güterschuppen und Ausweichgeleise geplant, eine normale Stationsanlage war für Kleindietwil vorgesehen. Um die Bausumme zu reduzieren, sah eine

xx-xx_lindenholz.indd 174 17.10.13 11:15

weitere Variante eine Vereinigung der beiden Anlagen, ungefähr auf der Höhe der Abzweigung nach Ursenbach, vor. Dass Lindenholz schliesslich zu einem Bahnhof mit Rangiergeleisen kam, geht auf die vehemente Opposition der beiden Müller im Ober- wie im Unterlindenholz zurück, und auch auf ihre grosszügige Aktienzeichnung bei der Bahngesellschaft. Damit war die Möglichkeit geschaffen, dass aus der ganzen Welt, von Kanada, Rotterdam, Ungarn und Manitoba Eisenbahnwagen, vollgeladen mit Getreide und Weizen für die beiden Mühlen, ankommen konnten. Die Müllersknechte füllten jeweils das Getreide in Säcke ab und führten es mit Pferdefuhrwerken in die entsprechenden Mühlen.[48]

Im Jahre 1870 bestand die Lindenholzmühle aus vier Mahlgängen, die von vier Arbeitern bedient und von einer Wasserkraft von 25 Pferdestärken angetrieben wurden. 1924 wurden die Wasserräder durch eine Turbine aus der Firma Meyer aus Solothurn ausgewechselt. Das innere Mühlenwerk ergänzte Daniel Leuenberger 1954 mit einem pneumatischen Becherwerk und mit Walzenmühlen. Ein Mahlgang nach alter Tradition der Flachmüllerei mit Mahlsteinen wurde beibehalten und bis zur Schliessung der Mühle verwendet.

War die alte Lindenholzmühle ursprünglich eine Mühle mit drei Mahlgängen mit einer eher regionalen Bedeutung, entwickelte sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Kundenmühle mit hochwertigen Produkten, die weit über die Region hinaus eine anspruchsvolle Kundschaft bediente. Letzter Müller auf der alten Lindenholzmühle war Daniel Leuenberger-Gygax. Er hat vor wenigen Jahren den Betrieb eingestellt.

Dank

Ich danke für all die Unterstützung, die ich in den vergangenen 35 Jahren zu dieser Arbeit erleben durfte, von ganzem Herzen. Im Besonderen gilt dieser Dank Herrn Daniel Leuenberger, Müller auf der alten Lindenholzmühle, Frau Marianne Mathys-Leuenberger, Huttwil, Frau Elsbeth Stiefel-Leuenberger, Burgdorf, Herrn Dr. phil. hist. Peter Leuenberger, Hinterkappelen, Herrn Christof Meissburger, Basel, Frau Rosmarie Käser, Leimiswil, Herrn Dr. phil. hist. Max Jufer, Langenthal, den Behörden meiner Heimatgemeinde Leimiswil, dem Personal des Staatsarchivs des Kantons Bern, dem Personal des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, der Nationalbibliothek, meiner Gemahlin Regula Leuenberger-Zingg, Frau Pfarrerin Dr. Anita Zocchi Fischer, Schliern b. Köniz, und der Redaktion Jahrbuch des Oberaargaus, im Speziellen Herrn Pfarrer Simon Kuert, Langenthal.

xx-xx_lindenholz.indd 175 17.10.13 11:15

Anmerkungen

Das Familienarchiv beginnt mit Urkunden aus dem Jahre 1522 und umfasst beinahe 500 Jahre Familiengeschichte. Ein grosser Teil der Informationen stammt aus diesem Archiv. Daher wird in diesem Beitrag die historische Quelle nicht immer angegeben.

1 Ortsnamenbuch des Kantons Bern; dritter Teil L– M, herausgegeben von Thomas Franz Schneider und Erich Blatter; erarbeitet vom Redaktorenteam der Forschungsstelle «Berner Namenbuch» unter der Leitung von Elke Hentschel, Seiten 108–111
2 Ortsnamenbuch des Kantons Bern; zweiter Teil, herausgegeben von Paul Zinsli; in Zusammenarbeit mit Rudolf Ramseyer und Peter Glatthard. – Teil 2: G–K/CH/hrsg. von Paul Zinsli und Peter Glatthard; in Zusammenarbeit mit Rudolf J. Ramseyer, Niklaus Bigler und Erich Blatter, Seiten 285/286
3 Schnitter, Niklaus; Die Geschichte des Wasserbaus in der Schweiz, Zürich 1992, Seite 33
4 Leibundgut, Christian; Die Wässermatten des Oberaargaus, JBO 2011, Seiten 121–143
5 Leibundgut, Christian; Wiesenbewässerung im Langetental, dazu 6 Kartenblätter mit Erläuterungen, Geographisches Institut der Universität Bern, Bern 1993, erschienen in Geographica Bernensia G41, Seite 30
6 Schnitter, Niklaus; Die Geschichte des Wasserbaus in der Schweiz, Zürich 1992, Seiten 36, 37
7 Vischer, Daniel; Bernische Wasserbauten des 18. Jh. Zeugen einer vielfältigen Wasserwirtschaft, erschienen im Ausstellungskatalog des Bernischen historischen Museums; Bernische Architekturzeichnungen des 18. Jh. währschaft, nützlich und schön, Bern 1994
8 Zollinger, Heinz; Das Wasserrecht der Langete, JBO 1988
9 Graf-Fuchs, Margreth; Das Gewerbe und sein Recht in der Landschaft Bern bis 1798, Dissertation, Bern 1940
Burgdorf; Heimatbuch des Amtes Burgdorf und der Kirchgemeinden Utzenstorf und Bätterkinden Bd. I, Burgdorf 1930 bzw. 1938, Seite 12, vergleiche dazu auch Rennefahrt, Hermann; Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte Teil I, Seite 127
10 Urbarien Burgdorf Bd. 27 von 1470, StAB, transkribiert von Christoph Meissburger, Basel
11 Werner von Velschen, verstorben vor 1380, erbte von seinem Vater den Teilzehnten von Kiesen. Dieser fiel am 18. August 1361 und 11. März 1368 an seine Neffen Peter Senn und Cunzmann von Ergöw und seinen Schwager Ehrhard von Rümligen. Am 3. Juli 1376 übernahm er die Pfandherrschaft Oberhofen, Unspunnen mit den von Göwenstein. Nach seinem Ableben gelangte sein Besitz an seine Tochter Anna von Velschen. Die Herrschaft Strättligen bzw. die Hälfte dieser Herrschaft erwarb Anna von Velschen 1411 zusammen mit ihrer Mutter Elisabeth von Rümligen aus den Händen der Erben des Wolf Münch von Münchenstein.
12 Beim Streubesitz um Huttwil ging es um die Zehntrechte, genauer um den Ge-

xx-xx_lindenholz.indd 176 17.10.13 11:15

neralzehnt, Getreide-, Heu- und Emdzehnt der drei Höfe in der Kirchgemeinde Rohrbach, Nieder- und Oberauswil und den Hof Brüggen. Diese Zehntrechte erhielt Anna von Velschen aus der Hand ihrer Mutter Elisabeth von Rümligen. Kunzmann von Ergöw besass diese Zehntrechte zur Nutzniessung solange Anna von Velschen lebte. Nach ihrem Tode gingen diese an das Kloster Engelberg. Später ging dieser Generalzehnt an die Kirche Rohrbach. Flatt, Karl H.: Die Errichtung der Bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, Sonderband zu JBO 1969 an verschiedenen Stellen

13 Rennefahrt, Hermann; Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte Teil I, Bern 1928 Verlag Stämpfli & Cie, Seite 38

14 Stammbaum Familie Käser und nach Auskunft von Rosmarie Käser, Käsershaus, Leimiswil

15 Verkaufsurkunden von 1522 bis 1536, Privatbesitz

16 Bestätigungsurkunde vom 4. Mai 1534, Privatbesitz

17 Urkunde vom 24. Juni, 4. Juli 1594, Fach Aarwangen StAB

18 Beilenschrift von Johanni 1599, BAB V15, Contracten Manual Hans Engelhard 1599–1604. Transkribiert wurde sie verdankensweise durch Rosmarie Käser-Nyffeler, Leimiswil, und Christoph Meissburger, Basel. Das Dokument nimmt immer wieder Bezug auf einen früher ausgestellten Hauptbrief. Dieser ist leider nicht mehr erhalten. Das Dokument nennt uns leider auch den Namen des Sohnes des verstorbenen Hans Leuenberger nicht.

19 Uli Löüwenberger, vermutlich der Sohn des bereits verstorbenen Hans Löüwenberger, stammt aus Walterswil. Er war mit Maria Wild verheiratet. Aus dieser Ehe stammen 12 Kinder.

20 Urkunde von 1623, Fach Aarwangen StAB

21 Kaufbeile 15. März 1662, im Privatbesitz

22 Ehebrief vom 4. Dezember 1674. Das Original wurde zum Druck der Heimatkunde von Huttwil 1871 von der Familie Leuenberger zur Verfügung gestellt und ist seither verschwunden. Eine Kopie davon befindet sich im Familienarchiv. Der Ehebrief ist in der Heimatkunde von Huttwil, Seite 312, und in der Neuauflage von 1996, Seite 278, abgebildet und der Text auszugsweise abgedruckt

23 Stammbaum Familie Käser und Auskunft von Rosmarie Käser, Käsershaus, Leimiswil

24 Urkunde vom 13. Dezember 1681, Fach Aarwangen StAB

25 Nach dem Schatzungsbuch von Leimiswil von 1781 sind folgende Flächen inklusive Wald: 2 Betriebe in der Grösse von 100–150 Juch., 2 Betriebe von 50–100 Juch., 3 Betriebe von 30–50 Juch., 7 Betriebe von 20–30 Juch., 16 Betriebe von 10–20 Juch., 20 Betriebe von 5–10 Juch. 15 Betriebe von 1–5 Juch. Dies ergibt eine durchschnittliche Betriebsgrösse von ca. 18 Juch. Im Emmental beträgt der Umfang geschlossener Höfe fast zeitgleich 60–80 Juch. und in ebenen Gegenden 10–40 Juch. Die bernische Regierung bevorzugt im 18. Jh. eine Hofgrösse von 6–8 Juch. Die Daten stammen aus der Leimiswilchronik von Walter Hofstetter und aus der Geschichte Berns von Richard Feller

26 Teilungsvertrag vom 22. Februar 1748 zwischen den drei Brüdern Friedrich Leuenberger-Schneeberger, Jakob Leuenberger-Herrmann und Samuel Leuenberger-Buchmüller, Original im Privatbesitz

xx-xx_lindenholz.indd 177 17.10.13 11:15

27 Vogtsrechnung des Friedrich Leuenberger-Schneeberger über die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bruders Samuel Leuenberger-Buchmüller, Original im Privatbesitz
28 Die Personendaten stammen aus den Kirchenbüchern der Kirchgemeinden Lotzwil und Rohrbach und wurden mit der Buchmüllerchronik abgeglichen
29 Gemeindeversammlungsprotokolle Leimiswil von 1775–1790, Privatbesitz
30 Vogtsrechnung des Friedrich Leuenberger-Schneeberger als Beistand der Familie. Original im Privatbesitz
31 Alle diesbezüglichen Quellen stammen aus dem Familienarchiv und befinden sich im Privatbesitz
32 RQ; Landschaft Oberaargau Nr. 152, Seiten 284–285 und beigefügte Bemerkung
33 RQ; Landschaft Oberaargau Nr. 262c, Seiten 491–492
34 RQ; Landschaft Oberaargau Nr. 262a, Seite 489
35 RQ; Landschaft Oberaargau Nr. 262a–262c, Seiten 488–492
36 Schnitter, Niklaus; Die Geschichte des Wasserbaus in der Schweiz, Zürich 1992, Seiten 40, 44
37 Leibundgut, Christian; Die Wässermatten des Oberaargaus, JBO 2011, Seiten 121–143
Leibundgut, Christian; Wiesenbewässerung im Langetentale, dazu 6 Kartenblätter mit Erläuterungen, Geographisches Institut der Universität Bern, Bern 1993, erschienen in Geographica Bernensia G41, Seite 68
38 Gerichtsakten zum Wasserrechtsprozess vom 10. Dezember 1834–1837
39 ebenda
40 Teilungsvertrag von 1759 zwischen den Brüdern Friedrich Leuenberger-Schneeberger, Unterlindenholz; Jakob Leuenberger-Herrmann, Gollihof Leimiswil; Samuel Leuenberger-Buchmüller, Oberlindenholz und Matte Lotzwil
41 Oberaargauer Tagblatt Nr. 236 vom 6. Oktober 1903, Privatbesitz
42 Original Prozessakten in Privatbesitz
43 Familienchronik Leuenberger, Unterlindenholz
44 Sämtliche Informationen hierzu stammen aus Akten im Familienarchiv
45 Hofstetter; Leimiswilchronik, Leimiswil 1996, Seiten 205–210, und Leuenberger-Zürcher, Johann; Chronik der Familie Leuenberger vom Unterlindenholz, Überarbeitung Stephan Leuenberger-Zingg 2005
46 Hofstetter; Leimiswilchronik, Leimiswil 1996, Seiten 233–239

xx-xx_lindenholz.indd 178 17.10.13 11:15

Von Aktien und Kokos

Eine Auswanderergeschichte rund um die Langenthaler Familien Ruckstuhl und Bracher

Melanie S. Rose

Der Langenthaler Zimmermeister und «Grütli»-Wirt Albert Bracher investiert sein Vermögen in Eisenbahnaktien. Doch die Tunnel der nie realisierten «Wauwilerbahn» stehen bis heute verwaist. Bracher wandert 1883 nach Texas aus. – Fast zeitgleich gründet der Unternehmersohn Moritz Ruckstuhl 1881 in Langenthal nach 10-jährigem Südamerika-Aufenthalt die heute weltweit agierende Kokosteppichfabrik. Sein Sohn Walter verbindet schliesslich durch Heirat beide Familienlinien. Während Moritz Ruckstuhl das «Abenteuer Auswandern» auf Zeit erlebt hat, verlassen Albert Bracher und seine Familie 1883 die Schweiz für immer. Beide Lebenswege sind Reisen ins Glück.

Der Hund im Dorf war's. Und die neue Bahn!

«Natürlich, Johannes!» Als der Langenthaler Unternehmer Johannes Ruckstuhl 1880, im selben Jahr, als Edison das Patent auf die Glühbirne erhält und der Bodensee komplett zufriert, von einem tollwütigen Hund gebissen wird, zieht er sich «gezwungenermassen» ins wohlverdiente Privatleben zurück.
Sich Zurückerinnern heisst in gewisser Weise auch, Zeit neu zu verorten und Rituale zu pflegen: Nimmt Monika Ruckstuhl den schellackhochglanzpolierten, mit Gold verzierten, filigranen Hut ihrer Sumiswalder Pendule ab, stehen handschriftlich akkurat im Inneren auf einem alten, leicht vergilbten Zettel zwei Paare vermerkt: «Natürlich, Johannes, der Urgrossvater, der gehört ja auch mit zur Familie», antwortet Monika Ruckstuhl lebhaft. Ehrenamtlich ist sie im Regionalmuseum Langenthal als Museumshüterin im Einsatz, und die Museumsverantwortliche, Jana Fehrensen, bringt Anfang 2012 mit einer Frage zu einer alten Fotografie eine wahre Zeitreise ins Rollen.

xx-xx_aktien_kokos.indd 179 17.10.13 11:15

In der Sumiswalder Familienuhr stehen vier Namen verewigt. Hochzeitspaare: Anton Ruckstuhl, Tierarzt, von Pfaffnau, geboren 1785 auf dem Weyerhof in St. Urban, gestorben in Langenthal, und Elisabeth Ruckstuhl, geborene Becher von Steffisburg; sowie Johannes Ruckstuhl, von Schoren bei Langenthal, 1821 geboren, und Elise Ruckstuhl, geborene Moser. Alles inklusive aller Lebens- und Todesdaten, ein klassisches Familienerbstück, von Generation zu Generation vermacht, geachtet, gehütet.
Johannes entstammt einer altehrwürdigen und traditionsreichen Familie, zu der Klosterärzte in St. Urban und Freunde des grossen Dichters Goethe oder des Schweizer Malers Traffelet zählen, und er ist strebsam und konsequent: Johannes Ruckstuhl ist in Langenthal Mitbegründer der Freisinnigen Partei, nimmt am 1. Freischarenzug teil und veranlasst die Gründung der Kantonalbankfiliale im stattlichen Oberaargauer Dorf, das um 1880 3784 Einwohner zählt. Der Kantonalbankfiliale steht er, dessen eindrücklicher Familienstammbaum sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen lässt, persönlich jahrelang als Präsident vor. (Johannes' Vater Anton Ruckstuhl gilt als einer der ersten akademisch gebildeten Tierärzte der Schweiz. Er erbaute das noch heute erhaltene Ruckstuhlhaus an der damaligen Amtshausgasse, heute Bahnhofstrasse, wo er in Langenthal eine grosse und weitgeschätzte Veterinärpraxis führte. Johannes kannte seinen Vater kaum, denn Anton Ruckstuhl starb 37-jährig an Nervenfieber, als Johannes nur ein Jahr alt war.)

Langenthal – Südamerika 1870 bis 1880

Der Tollwutbiss bleibt 1880 zum Glück ohne ernste Folgen. Aber dem Wunsch des Vaters entsprechend bricht der 33-jährige Moritz Ruckstuhl, Johannes ältester Sohn, nach 10 Jahren «Auswandern auf Zeit» in Südamerika seine Zelte ab und übernimmt in der Oberaargauischen Textil- und Käsemetropole das väterliche Speditions- und Camionagegeschäft. Neben einer Portion Wissbegier und Abenteuerlust braucht man auch Glück: und Moritz Ruckstuhl (1847 – 1918), Bürger von Schoren, hat das nötige Glück auf seiner Seite. Die meisten Schiffe kommen damals von Southampton, Le Havre oder Genua nach Buenos Aires. 1860 dauert die Überfahrt durchschnittlich zwei Monate, 1870 mit einem Dampfschiff um die 26 Tage. Als der 23-jährige Moritz Ruckstuhl 1870 mit dem

xx-xx_aktien_kokos.indd 180 17.10.13 11:15

Familienfoto von Moritz Ruckstuhl.
Foto Carl Ruhe, Langenthal

Schiff in Buenos Aires ankommt, bleibt er von den grossen Gelbfieber-Epidemien in Argentinien verschont.
Nach 1852 und 1858 «beherrscht» 1870 somit bereits die dritte Gelbfieber-Epidemie die Argentinische Republik. Gelbfieber nennt man auch «Schwarzes Erbrechen», da es Magen-Darm-Blutungen hervorruft. Bei Nacht scheint die Stadt manchmal schon wie ausgestorben, da immer mehr Menschen betroffen sind. 1871 werden 14 467 an Gelbfieber Verstorbene (Argentinier, Italiener, Spanier, Franzosen, Englischsprechende und Deutschsprechende) ordnungsgemäss beerdigt. (Historiker sehen in der Gelbfieberepidemie die Hauptursache für das Aussterben der Schwarzen in Buenos Aires' Elendsvierteln.) Wer Zugang zu sauberem Trinkwasser hat, dessen Überlebenschancen steigen. Das Klima, heiss und feucht, begünstigt die Ausbreitung der von Mücken übertragenen Krankheit.
1870 tobt in Europa der deutsch-französische Krieg, und in Argentinien setzt erst ab 1880 die grosse Einwandererwelle aus Europa ein. Moritz Ruckstuhl zieht 1870 also noch vor der grossen europäischen Einwandererwelle nach Südamerika. Nach dem Progymnasium in Biel lernt er im väterlichen Geschäft und reist 1870, für die Zeit nicht unüblich, mit einer befreundeten Familie nach Südamerika, wo er als «Majordomus»

xx-xx_aktien_kokos.indd 181 17.10.13 11:15

auf Haziendas und in kaufmännischen Betrieben zuerst in Argentinien und dann auch in Uruguay beschäftigt ist. Gemäss familieninternen Aufzeichnungen reist Moritz 1880 auf einem Segelschiff von Kolumbien aus über Frankreich in die Schweiz zurück. Drei Monate dauert seine Reise. An den Schiffsplanken fallen dem jungen Unternehmersohn der Legende nach erste Kokosmatten auf.

Derweil laufen die Speditionsgeschäfte in der Schweiz eher schlecht als recht. Sie kommen nicht mehr richtig in Schwung, seit in Langenthal die Eisenbahn zunehmend an Bedeutung gewinnt. Neben den Speditionsfirmen geht es auch den Wirthäusern schlechter, und Postpferdestationen werden immer weniger gebraucht. Durch den Bau der Langenthal – Huttwil-Bahn verliert der Ort als Umschlagsplatz für den Warenverkehr ins Langetental an Bedeutung. Die Lastfuhrwerke verschwinden zunehmend aus dem Marktflecken. Pferdefuhren werden durch direkte Bahntransporte ersetzt, und grössere Firmen haben längst ihre eigenen Transportdienste.

Die neuen Bahnlinien und neue Betriebe verändern Langenthal: 1862 entsteht die Textilfabrik Gugelmann, und auch die 1864 in Madiswil gegründete Maschinenfabrik Ammann zieht dorthin. Moritz Ruckstuhl erkennt die Zeichen der Zeit und gründet 1881 zusammen mit seinem Associé Emil Schär, einem Langenthaler Architekten, eine zukunftsweisende Cocosteppichfabrik, heute das älteste Schweizer Unternehmen dieser Branche. Mit vier Handwebstühlen fängt alles an. Heute weiss man weltweit um die Nachhaltigkeit von Naturfaserteppichen «Made in Langenthal». Kreative Weiterentwicklung heisst der Weg für die Zukunft. Die Industrialisierung ist nicht mehr aufzuhalten und innovatives Umdenken angesagt.

Langenthal – New York 1855

Von 1876 bis 1879 gehört das Wirtshaus «Grütli» in der Wiesenstrasse 27, wenn man den Bierlieferungen Glauben schenken darf, dem 1851 in Sumiswald geborenen Zimmermann und Wirt Albert Bracher, dessen Vater Jakob in Amerika als verschollen gilt. Jakob erliegt 1855 (wie so viele) dem verheissungsvollen amerikanischen Goldrausch «Gold Rush». Was ihm genau «im Westen» widerfährt, bleibt Spekulation, aber seine

xx-xx_aktien_kokos.indd 182 17.10.13 11:15

Das Haus der Familien Bracher und Ruckstuhl, das «Grütli» an der Wiesenstrasse 27 in Langenthal

xx-xx_aktien_kokos.indd 183 17.10.13 11:15

Atlantik-Überfahrt lässt sich belegen, denn ab dem 1. August 1855 empfängt «Castle Garden» in New York die Einwandererschiffe (erst ab 1892 nimmt «Ellis Island» den Betrieb auf). Die frühere Festung mit den dicken Mauern, 1807 gebaut, um Manhattan gegen eine mögliche britische Invasion zu verteidigen, später dann für Theateraufführungen umfunktioniert und heute Museum und Verkaufskiosk für Fährentickets zur Freiheitsstatue, dient von 1855 bis 1890 als Empfangsstation für über acht Millionen Einwanderer – so viele Einwohner hat Big Apple in etwa heute –, die sich auf die Suche nach einem besseren Leben machen; Menschen aus Irland, England, Deutschland, Italien, Skandinavien, Russland, Polen, Schweizer wie Jakob Bracher etc. Um die 18 Dollar kostet die zweimonatige Atlantikfahrt. Ab den 1870ern steigen die Preise für Dampferfahrten auf 30 Dollar, aber die Zeit für die Überfahrt verkürzt sich auch auf rund zehn Tage. 1855 fährt Jakob Bracher von Le Havre aus auf der «SS New York» nach New York, das bis 1664 Nieuw Amsterdam heisst, wo er am 20. August ankommt.

«Gebt mir eure Müden, eure Armen,
Eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren,
Den elenden Unrat eurer gedrängten Küsten;
Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen,
Hoch halt' ich mein Licht am gold'nen Tore»

Diese Verse des bekannten Gedichts von Emma Lazarus liest Jakob Bracher damals nicht, denn die New Yorker Freiheitsstatue wird erst rund 30 Jahre nach Brachers Ankunft, 1886, eingeweiht. Im Museum innerhalb des Podests ist die einst aussen am Sockel befestigte Bronzetafel mit den Gedichtzeilen jedoch noch heute zu sehen. Zeilen, die anstrengende Immigrantenschicksale poetisch auf den Punkt bringen.
Nicht poetisch und leise, sondern lärmend und stickig ist die Ankunft in Castle Garden. Im massiven Bau vermischen sich Nationen und Sprachen zu einem einzigen Gewühl. Nach der Überfahrt kann man sich in grossen öffentlichen Waschräumen herrichten für die zweiminütige ärztliche Untersuchung. Jeder wird registriert, und gefragt wird u. a. nach den Kosten für die Reise und dem aktuellen Geldbesitz. Aus seinem Passagierschein geht hervor, dass der 31-jährige Landwirt Jakob Bracher Selbstzahler ist. Die Einwandererbehörde kann er «erfolgreich»

xx-xx_aktien_kokos.indd 184 17.10.13 11:15

passieren. Die Zeiten sind hart, und Alberts Vater Jakob will seiner Familie ein gutes Leben bieten. Seine Frau Elise und die vier Kinder lässt er zunächst in Langenthal zurück, doch er will sie nachholen, aber er kommt nie mehr zurück.
Dass der Vater seit 1855 in Amerika als verschollen gilt, lässt Albert Brachers Bruder Jakob junior keine Ruhe, und so reist dieser 40 Jahre später, 1895, 42-jährig von Southampton aus mit der «SS Paris» nach New York. Die «SS Paris» gehört zur berühmten Reederei «American Line» und wird 1888 in Glasgow gebaut. Jakob Bracher Junior kann in Amerika wenigstens noch das Grab seines Vaters finden, um endgültige Gewissheit über dessen Verbleib zu gewinnen: Der einstige Goldsucher, der Langenthal 1855 verlässt, ist nur wenige Jahre später am 2. September 1858 in New Orleans gestorben. Jakob Bracher Junior selbst lebt 30 Jahre in den Vereinigten Staaten und stirbt am 16. Juni 1925 in New York an Gelbfieber (genau wie auch ein Bruder von Moritz Ruckstuhl).
Des «Goldsuchers» Witwe Elise kann 1855 in Langenthal die vier Kinder nicht alleine durchbringen und heiratet schliesslich den Wirt Johann Meister, der seit 1871 Baumberger Bier verkauft und wohlhabend ist. Johann Meister gehört bereits das Langenthaler Bahnhofsrestaurant, dann die «Waag», eine kleine Gartenwirtschaft, ebenfalls an der Wiesenstrasse, und nun auch das «Grütli», das sein Stiefsohn Albert Bracher dann zusammen mit seiner Frau Rosette führt. Aus Elises Ehe mit Johann Meister gehen vier weitere Kinder hervor. Somit hat Albert Bracher drei Geschwister und vier Halbgeschwister, und seine Halbschwester Elise Farner-Meister erbt schliesslich das «Grütli»-Haus in der Wiesenstrasse 27, das 1948 in den Besitz ihres Enkels Felix Ruckstuhl übergeht.

Langenthal – Texas 1883

Hinter dem Haus hat Albert, der 1851 in Sumiswald geboren wird und gelernter Zimmermeister ist, seine Schreinerwerkstatt. Aber genau wie Johannes und Moritz Ruckstuhl muss auch Albert Bracher die Zeichen der Zeit erkennen. Im Zuge der Industrialisierung verliert sein Handwerk an Wert: und wieder spielt eine neue Eisenbahnlinie Schicksal. Mit dem Bau einer schnelleren Verbindung nach Luzern verbindet Albert grosse Hoffnungen. Die Wauwilerbahnlinie verspricht möglicherweise auch

xx-xx_aktien_kokos.indd 185 17.10.13 11:15

Aufträge für seine Schreinerei, und so investiert er sein Geld in Eisenbahnaktien. Doch schwere politische und wirtschaftliche Auseinandersetzungen rund um den Bahnbau stürzen so manche Eisenbahngesellschaft in den 1870er Jahren in schwere Krisen. Erst nach 1898 werden die Bahnen in der Schweiz schrittweise verstaatlicht.
1874 steht noch vielversprechend im «Oberaargauer», die Strecke Langenthal – Wauwil sei zum Bau bereit. Das Projekt ist auf rund sechs Millionen Franken budgetiert, doch ein Unternehmen geht in Konkurs, was zur Folge hat, dass alle Bauten unverzüglich eingestellt werden. Stumme Zeitzeugen bleiben die Tunnels von Reigoldswil und Altbüron-Ebersecken.
Durch Eisenbahnaktien ruiniert, wandert 1883 der Langenthaler Zimmermeister und Wirt Albert Bracher mit seiner Frau Rosa Bracher-Meister und den drei Söhnen Fritz, 6 Jahre, Max, 3 Jahre, und Gustav «Gus», 1½ Jahre, nach Warda in der Nähe von Brenham in Texas aus. In Galveston legt ihr Schiff in Amerika an. Auch 1883 war es gemäss der Bracher-Familienaufzeichnungen für die Gemeinden und Kantone dann generell noch «sparsamer», die Auswanderung bedürftiger Familien mit zu bezahlen, als sie «zu Hause» in der Schweiz finanziell zu unterstützen. Um die Reisekosten zu decken, wird von der Gemeinde Holz verkauft, das auch die Bracher-Familie selbst mit fällen muss. Die Reise wird mitbezahlt, doch in Übersee überlässt man die Auswanderer ihrem Schicksal. Mit grossen Versprechungen werden Schweizer seit 1850 aus Kostenersparnisgründen zum Auswandern motiviert.

1883

1883 stirbt der Komponist Richard Wagner, auf der Amsterdamer Weltausstellung gilt der Lippenstift als grosse Weltneuheit, und in der argentinischen Provinz Santa Fe kommt es zum Aufstand von Schweizer Auswanderern. Aber da ist Moritz Ruckstuhl längst Teppichfabrikant und zurück in Langenthal, wo ihm 1883 sein «Stammhalter» Walter geboren wird. 1882 gelingt die Eröffnung der Gotthardbahn mit finanzieller Hilfe aus Deutschland und Italien, und 1883 findet in Zürich (mit Verspätung) auf dem Platzspitz mit 6000 Ausstellern und 1,75 Millionen verkauften Eintritten die erste Schweizer Landesausstellung statt, Buffalo Bill geht

xx-xx_aktien_kokos.indd 186 17.10.13 11:15

Rosette und Albert Bracher-Meister mit ihren Kindern Fred, Gus und Max

mit seiner Wildwest-Show auf Tournee, die Brooklyn Bridge wird eröffnet, der Kölner Dom fertiggestellt, das Maschinengewehr erfunden, in der Schweiz leben 2,8 Millionen Menschen, 1 Kilo Brot kostet 0,43 Franken, Chester A. Arthur ist 21. Präsident der Vereinigten Staaten und Albert Bracher wandert mit seiner Familie nach Texas aus. 1883 wird die Bedeutung der Schulen auf der Schweizer Landesausstellung thematisiert, und Kirchen und Schulen «prägen» und vermitteln auch soziale Kontakte für einen Schweizer Neustart in Amerika.

«Unsere Herzen hofften und wünschten so viel»

Wenig verwunderlich, natürlich ist ein Abschied für immer ohne Rückfahrkarte gefühlsmässig etwas anderes als ein Abschied auf bestimmte Zeit. Natürlich lässt man geliebte Menschen oder Orte zurück, an denen man mit Herz und Seele hängt. Und genauso natürlich hat man mit drei kleinen Kindern keine andere Wahl, als unsentimental nach vorn zu blicken. Genau das ist Albert Brachers Frau gelungen. Rosa («Rosette») beschreibt den texanischen Neustart 1883 in einem Brief:

«Warda, den 18. November 1883. Liebe Schwester und Schwager. … Mit welchen Gefühlen wir den Boden von Texas betreten haben, unser und unserer Kinder neues Vaterland, so Gott will, kann ich nicht sagen, unsere Herzen hofften und wünschten so viel. Aber das Eine waren wir gewiss, dass ein neuer Lebensabschnitt für uns beginnen müsse, denn allen Lieben und Verwandten hatten wir ja für immer Lebewohl gesagt, und der Abschiedsschmerz kommt erst nachher, wenn lauter fremde Gesichter uns umgeben. Da schliesst man sich fester eins ans andere an, weil man sonst niemand vertrauen kann im fremden Lande. Er ist wohl recht schwer, dieser Anfang hier, aber doch, obgleich wir so manches entbehren müssen, haben wir uns doch nie zurück gesehnt nach der schönen Schweiz.
Die Gegend hier ist recht schön, uns gefällt sie, es ist so eine rechte Waldidylle, wie man da so abgeschlossen von der übrigen Welt ganz einsam im Walde lebt und ganze Wochen keinen Menschen sieht. Die Langeweile kommt gar nie, vor sich hat man den schönen grünen Eichenwald, hinter sich ist wieder, soweit das Auge sieht, alles ein Meer von Bäumen, nur hie und da ist eine Lichtung, wo eine Farm sich befin-

xx-xx_aktien_kokos.indd 187 17.10.13 11:15

det. Die Gegend hier herum ist schon ganz gut besiedelt, indem alles Land verkauft ist, und nur noch angebaute Farmen zu kaufen oder zu pachten sind. Nimmt mich nur sonntags allemal Wunder, wo die Leute alle herkommen, wenn ich die gedrängt volle Kirche sehe.
Die Bevölkerung sind meist alles Wenden aus der oberen und unteren Lausitz. Sie sind ordentlich stolz auf ihre Nationalität und unter sich wird von den Wenden immer wendisch gesprochen. Sie können aber alle gut deutsch sprechen und in der Schule wird deutsch und englisch, in der Kirche nur deutsch gelehrt. Betreffs Lehrerbesoldung könnte manche schweizerische Gemeinde sich dies Warda zum Muster nehmen. Der Lehrer hat eine Besoldung von 2100 Franken nebst freier Wohnung, Holz und einem ziemlichen Stück Land. Der Pfarrer aber steht sich noch viel besser. Der wird so auf 4000 Franken oder etwas mehr kommen in bar. Dies alles bezahlt die Gemeinde selbst ohne irgendwelchen Staatsbeitrag. Von Konfession gehören sie hier der ganz altlutherischen Kirche an, und es wird streng am Buchstaben fest gehalten. Die verschiedenen Zeremonien riechen stark nach dem Katholischen, besonders die Feier des heiligen Abendmahls, das alle Monate genossen wird. Jetzt sind wir ein Jahr Abendmahlsgäste, und dann erst, wenn wir in diesem nicht Ärgernis gegeben haben, können wir in die Gemeinde aufgenommen werden, was wir dann tun werden. (…) Uns von der Kirche hier ausschliessen, würde gleichviel heissen, wie uns hier die Existenz erschweren, indem alle Leute sehr kirchlich gesinnt sind, indem selbst an Hochzeiten fast ausschliesslich nur geistliche Lieder gesungen werden; getanzt wird gar nicht.
Was die Preise der Lebensmittel anbetrifft, sind diese im Ganzen etwas billiger als in der Schweiz, nicht viel. Das Teuerste sind wohl die Kartoffeln, die kosten das Säckchen worin so 1½ Korb voll sind, 10 Franken, wenn sie am billigsten sind. Die Kartoffeln halten sich eben hier nicht der grossen Hitze wegen, weil niemand Keller hat. Dafür hat man dann süsse, die aber können wir fast nicht essen, weil sie so widerlich süss sind. Ebenfalls hat man keine süsse Butter, nur gesalzene. (…) Gemüse hat man gegenwärtig nichts, da ein sehr trockener Sommer war und alles verdorrte. Auch kümmern sich die Leute nicht viel um die Gemüsegärten, die Baumwolle ist die Hauptsache, die geht über alles. Wir behelfen uns mit Mehl und Eierspeisen. Wäre sehr froh, wenn du mir mein Kochbuch, das ich bei dir vergessen, zusenden würdest unter Kreuzband, es würde nicht viel kosten, da man alte Bücher nicht verzollen muss. (…)

xx-xx_aktien_kokos.indd 188 17.10.13 11:15

Wir haben nun im Dorf selbst ein Hüttchen gekauft für 250 Dollar samt etwa 10 Jucharten Land, und werden noch diese Woche hinziehen. Das Hüttchen ist freilich sehr klein und hat nur eine Küche und ein Zimmer samt einer Werkstatt für Albert, und müssen noch eine Zisterne machen lassen, damit wir Trinkwasser haben. 100 Dollar haben wir bereits daran bezahlt, und das andere sobald wir können.
Ein Pferd haben wir bereits, ein sehr schönes vom Herrn Pastor, der zwei ganz gleiche hatte. Wollen wir ausfahren, so nehmen wir das vom Herrn Pastor noch zu unserem und seine Kalesche, damit wir zweispännig fahren können, und der Herr Pastor macht's ganz gleich, wenn er fahren will. Eine Kuh bekommen wir diese Woche, welche ich dann selbst melken muss, wie das hier Sitte ist, dass die Frauen und Mädchen das Vieh besorgen. … Werden dann aber noch eine kaufen samt einigen Schweinen und ein paar dutzend Hühner. Da habe ich dann schon zu tun genug, das Feld zu bearbeiten und die Haushaltung zu besorgen. Das Kochen gibt eben auch mehr Umstände als zu Hause, weil man viel besser lebt und leben muss, da die Luft und das Klima es erfordern.
Möbel haben wir noch keine, da Albert noch kein passendes Holz und ausserdem bis jetzt keinen Platz und wenig Zeit hatte. Er verdient schön Geld, arbeitet bis jetzt immer auf Taglohn und erhielt anfangs 7½ Franken und jetzt 10 per Tag samt Kost. Denke aber, dass er's dann noch höher bringt, wenn er auf der Wagnerei schafft. (…) Wegen der Gesundheit muss man sich hier sehr in Acht nehmen, da man sehr leicht das Fieber bekommt, eine der gefährlichsten langwierigen Krankheiten. Der Doktor soll auch sehr teuer sein. Wenn wir gesund bleiben, werden wir bald auf einen grünen Zweig kommen. Die Aussichten dazu sind alle vorhanden und denke, dass nicht viele Jahre verfliessen, dass wir unseren Verpflichtungen, die wir noch haben, dann einlösen können. Bitte dich, ja das Geld nicht als verloren zu betrachten. Man kann gewiss hier eher zu etwas kommen, als in der Schweiz. Das Holz kostet nichts, als die Mühe, es herbei zu schaffen. (…) Schweine mästet man selbst und im Sommer kann man zweimal in der Woche Fleisch bekommen zu 40 Cent pro Pfund. Die Steuern sind gering. Ausgaben für Festlichkeiten sind keine, weil's keine gibt.
Bier ist schlecht und teuer. Albert trinkt keins mehr. Branntwein hingegen muss man von Zeit zu Zeit einen Schluck nehmen. Das ist für die Gesundheit zuträglich, so ein Schluck echten Brandy, der aber sehr teuer

xx-xx_aktien_kokos.indd 189 17.10.13 11:15

ist. Wein bereiten sich hier alle Farmer selbst. Er wächst wild in Hülle und Fülle, mit Zucker versüsst schmeckt er gut. Die meisten Leute wissen ihn aber nicht recht zu behandeln und verpfuschen ihn. Tabak pflanzt sich ebenfalls jeder Farmer selbst, er gedeiht sehr gut. (…) Die Jagd ist nicht sehr ergiebig, weil sie ganz frei ist und jeder schiesst, was er kann, Rebhühner, Eichhörnchen, wilde Gänse und Enten, das ist alles.
Schattenseiten freilich sind auch in diesem gelobten Lande, vor allem die grosse Hitze. Wir hatten den 9. November noch 80 Grad Fahrenheit gehabt. Da kann man denken, wie's im Sommer wird. Dann herrscht oft Wassermangel, wenn's so Monate lang nicht einen Tropfen regnet. – Eine allgemeine Plage sind die Wanzen, die überall heimisch sind. Hingegen Flöhe hat man nur im Winter. Vor den vielen giftigen Reptilien kann man sich ganz gut hüten.
Will schliessen. Könntest du uns nicht zuweilen etliche alte Zeitungen senden? Bester Schwager, teure Schwester, nehmt noch einmal unseren herzlichsten Dank entgegen für alles Gute, das ihr uns und unseren Kindern erwiesen. Tausend herzliche Grüsse und Küsse aus weiter Ferne. … Albert und Rosa»

Aus diesen vor über 100 Jahren verfassten lebhaften Zeilen spricht auch Respekt, der zeigt, wie wichtig ein starker familiärer (und auch finanzieller) Rückhalt sein kann, wenn Menschen ins Unbekannte aufbrechen müssen.

Führer nach Amerika

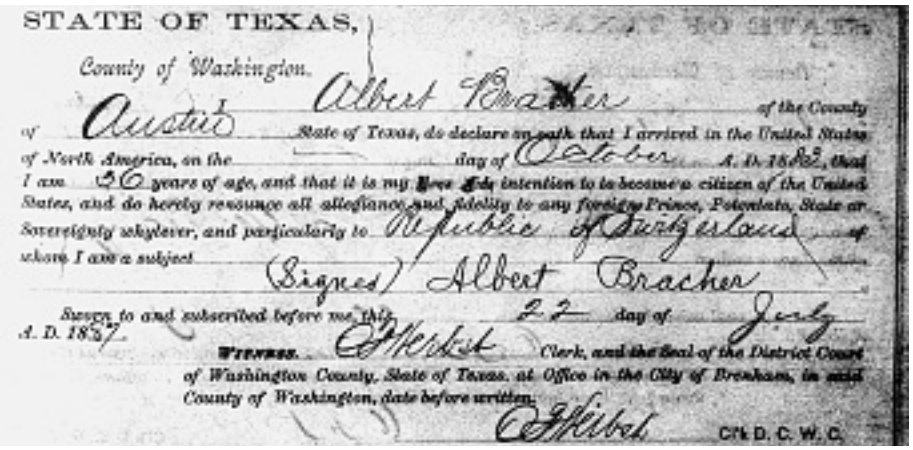
Wer im 19. Jahrhundert die Schweiz für immer über den grossen Teich verlässt, muss nicht komplett ins Blaue reisen, denn 1844 erscheint ein kleines Auswandererbüchlein des Oberaargauer Arztes und Roggwiler Chronisten Johannes Glur (1798 – 1859). Eine patente Handreichung für den Neustart in den Vereinigten Staaten. Vor den skrupellosen Machenschaften geldgieriger Auswanderungsagenten, die gefälschte amerikanische Bahnbillete verkaufen, warnt Glur ausdrücklich und gibt u. a. Proviantipps für die lange Überfahrt und informiert generell über das Leben in den USA. Wirtschaftliche Not, Arbeitslosigkeit und Missernten sind Hauptgründe für die Auswanderung. (Ob Brachers die Tipps von Glur

xx-xx_aktien_kokos.indd 190 17.10.13 11:15

kannten, ist nicht bezeugt.) Historisch belegt ist hingegen, dass 1887 Albert Bracher die obligatorische Absichtserklärung, US-Staatsbürger zu werden, die «Declaration of Intent», in Texas unterzeichnet. Nach fünf Jahren Aufenthalt in den USA kann man amerikanischer Staatsbürger werden. Zwei Jahre zuvor muss man als Einwanderer eine Absichtserklärung unterzeichnen, Verfassungstreue loben und sich in Brachers Fall von der Schweizer Obrigkeit lossagen.
1908 stirbt Albert Bracher völlig überraschend für die Familie nur 57-jährig an einem Herzinfarkt. Fritz, der älteste Sohn, ist zu der Zeit bereits Pastor und hat selbst vier Kinder. Max wird Farmer, irgendwo weit weg von Warda, und hat zwei Töchter. Gustav wird Lehrer, schult dann aber um auf Bauingenieur. Ida, nach der Auswanderung in Texas geboren, wird ebenfalls Lehrerin, heiratet einen Farmer und unterstützt ihren Mann auf der Farm. Paul und Beni, auch in Texas geboren, leben 1908 noch bei der nun verwitweten Mutter. Rosa stirbt 1931 im Alter von 76 Jahren. Zusammen mit ihrem Mann ist sie auf dem Friedhof in Brenham, Texas, beerdigt.

Heirat verbindet Migrationsgeschichten 1913

1913 verbindet Johannes' Enkel Walter Ruckstuhl schliesslich durch seine Heirat mit Elsi Farner die beiden Familienlinien Bracher und Ruckstuhl. Elsis Mutter (Elise Farner-Meister) ist eine Halbschwester von Albert Bracher,


STATE OF TEXAS,
County of Washington.
Albert Bracher of the County of Austin State of Texas, do declare on oath that I arrived in the United States of North America, on the day of October A. D. 1882, that I am 36 years of age, and that it is my bona fide intention to to become a citizen of the United States, and do hereby renounce all allegiance and fidelity to any foreign Prince, Potentate, State or Sovereignty whatever, and particularly to Republic of Switzerland of whom I am a subject.
(Signed) Albert Bracher
Sworn to and subscribed before me, this 22 day of July A. D. 1887.
Witness. O Herbst Clerk, and the Seal of the District Court of Washington County, State of Texas, at Office in the City of Brenham, in said County of Washington, date before written.
O Herbst Clk D. C. W. C.

Absichtserklärung von Albert Bracher, Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika zu werden. Texas 1887

xx-xx_aktien_kokos.indd 191 17.10.13 11:15

dem Texas-Auswanderer. An Walter und Elsis Sohn Felix wird das «Grütli»-Familien-Haus an der Wiesenstrasse 27 weitervererbt. 1913 kommt es in Langenthal sogar zu einer prachtvollen Doppelhochzeit der beiden Farner-Schwestern Elsi und Gertrud. Auch Elsi reist: 1911 ist sie Hauslehrerin für Zeichnen in London. Von Gertruds Familie startet eine neue Migrationsgeschichte ins Hugenottenreich hin bis zum bekannten Langenthaler Kardiologen Jean-Pierre Masson, aber das ist eine andere Geschichte …

Das ganze familiäre Zurückerinnern an Amerika und Argentinien, ans späte 19. Jahrhundert, an das «Abenteuer Auswandern» aus Neugier oder Not beginnt genaugenommen hier im Langenthaler Regionalmuseum mit einer alten Schweizer Fotografie von Johannes Ruckstuhl (1821 – 1906).

Oben im Dachstock des Museums, in der fast märchenhaften Dauerausstellung, in die man nur durch einen nostalgisch anmutenden Schrank hinaufsteigen kann, findet man ein schön gerahmtes handliches altes Foto aus einem Genfer Atelier. Darauf sieht man in stolzer Pose einen illustren Herrenclub. Aufgenommen wurde das Foto am 20. Juni 1862. Die vier fotografierten adretten Gentlemen, womöglich technisch interessiert, trafen sich vielleicht anlässlich der Eröffnung der ersten Schweizer Pferdetramlinie, genannt «Rösslitram», am 19. Juni 1862 in Genf – und liessen ihre Zusammenkunft am folgenden Tag zur Erinnerung festhalten. Es ist immerhin denkbar. Auf dem Foto sieht man neben Johannes Ruckstuhl auch Theodor von Muralt (1822 – 1863), der eine weitere Migrationsgeschichte zum Besten geben könnte, da er nach Brasilien auswanderte, wo er mindestens einen Sklaven besass. (August Dennler und Friedrich Herzog sind die weiteren Herren auf der Fotografie.)

Erinnern heisst Zeit verorten

Wenn die Sumiswalder Pendule wohltuend über den vollen Wohnzimmertisch mit Fotos und Briefen tönt, die vielen privaten und beruflichen Erinnerungen aus der Schweiz, Texas und Argentinien, Dokumente, die Monika Ruckstuhls Schwiegermutter Elsi sorgsam aufbewahrte, dann schliesst sich der Kreis von Johannes, dem Zufallsfotofund aus dem Langenthaler Regionalmuseum hin zum verewigten Namen des Urgrossvaters (von Monikas verstorbenem Mann Alfred) in der vertrauten

xx-xx_aktien_kokos.indd 192 17.10.13 11:15

Verlobungsfoto von Walter Ruckstuhl und Elsi Farner, Langenthal 1913. Foto Fritz Fuss, Bern

xx-xx_aktien_kokos.indd 193 17.10.13 11:15

Familienuhr. Monika zeigt nun auf ein wunderschönes Foto von Hans Ruckstuhl, dem künstlerisch begabten jüngsten Bruder ihres Schwiegervaters, der 1921 nur 25-jährig in Rom verstarb, kurz vor seiner Abreise nach England. Aber auch das ist eine andere Geschichte …

Gelbfiebertod

Nur wer die Tragik kennt, weiss das Glück zu schätzen, könnte man meinen.
So unterschiedlich die Lebenswege auch verlaufen, im Vergleich zieht sich der Gelbfiebertod «verbindend» durch beide Familiengeschichten. Albert Brachers Bruder Jakob stirbt genauso daran wie Moritz' jüngerer Bruder Friedrich «Fritz» (*1851): Fritz betreibt in Luzern mit seiner Frau ein Speditionsgeschäft, das missglückt. Also lässt er Frau und zwei Kinder in der Schweiz zurück und reist wie einst Moritz nach Argentinien. Friedrich kommt 1889 in Buenos Aires an. Da er dort keine Anstellung findet, reist er weiter nach Santa Fe und Esperanza. Besonders von 1857 bis 1890 prägen Schweizer die Kolonie Santa Fe entscheidend. In Esperanza erkrankt er. 1874 dauert die Reise von Bern über Neuenburg, Dijon, Paris, Le Havre bis nach Buenos Aires um die 30 Tage. Auf welchem Schiff Fritz 1889 reist, bleibt Spekulation. Nach der Gründung einer neuen Existenz will er seine Familie sicher nachholen. Aber dazu kommt es nicht mehr. Bereits kurz nach seiner Ankunft stirbt Fritz 37-jährig mittellos in Santa Fe an Gelbfieber. Sein Tod wird 1889 im Argentinischen Wochenblatt in einem kurzen Artikel verkündet.
Diese Argentinische Zeitung (zunächst «Argentinischer Bote», dann 1878 «Argentinisches Wochenblatt», ab 1889 «Argentinisches Tagblatt») wurde 1874 übrigens von einem weiteren Oberaargauer, dem Farner Johann Jakob Allemann, gegründet. Allemann war 1865 bereits an der Gründung des «Schweizerischen Auswandervereins» beteiligt und wanderte 1874 (dem Ruf des argentinischen Präsidenten folgend) nach Argentinien aus. Das Zeitungsunternehmen ist bis heute in Familienhand und wird von Allemanns Urenkel, Dr. Roberto T. Allemann, geleitet.
Ruckstuhl und Bracher – Von Kokos und Aktien: Zwei Familien von Reisenden, die jede für sich eigene neue Geschichten prägen und entdecken: Monikas Mann Fred reist 30-jährig als kurzes Intermezzo 1948 von

Das Haus von Albert Bracher bei Woodwards in der Nähe von Brenham in Texas

xx-xx_aktien_kokos.indd 194 17.10.13 11:15

Dieses Foto entstand anlässlich eines Besuches der Verwandtschaft aus New Orleans in Langenthal mit ihrer schwarzen Kinderfrau.

xx-xx_aktien_kokos.indd 195 17.10.13 11:16

Genua nach New York. Er ist Passagier auf der «Mohamed Ali al Kebi». Sein Status lautet «Auswanderer». – Monika Ruckstuhls Blick geht hinüber von der Familienpendule aufs ehemalige Wirtshaus «Grütli», das auch von Walter und Elsi Ruckstuhl-Farners Sohn Felix bewohnt wurde. Felix' Sohn Peter leitet heute die Firmengeschäfte der weltweit agierenden Langenthaler Naturfaserteppichdynastie, und die zahlreichen amerikanischen Nachkommen von Albert und Rosa Bracher-Meister stehen bis heute in Kontakt mit ihren Verwandten in der Schweiz.
Würden Menschen ihre Werte und Erinnerungen nicht dokumentierend für zukünftige Generationen bewahren, könnte es Geschichten wie diese nicht geben.

Die Autorin dankt Monika Ruckstuhl, Langenthal, Felix Ruckstuhl, Basel, sowie den Enkelkindern von Gus Bracher: Linda Bracher Lehmann und Lanelle Bracher Samms, Texas, dem Langenthaler Stadtchronisten Simon Kuert und Jana Fehrensen vom Museum Langenthal.

Die erfolgreiche und festliche Vernissage zur Migrationsgeschichte der Langenthaler Familie Ruckstuhl-Bracher mit Lesung und Präsentation der (weiterhin in Langenthal ausgestellten) Koffervitrine – in Zusammenarbeit mit dem imaginären Migrations-Museum (MIM, www.mimsuisse.ch) – fand am 22. September 2012 im Museum Langenthal statt.

xx-xx_aktien_kokos.indd 196 17.10.13 11:16

BUCHKUNSTBUCH

Vorsicht: Kunst! Sie haben es bestimmt schon bemerkt, Sie halten nicht einfach das Oberaargauer Jahrbuch in den Händen, sondern gar ein Kunstwerk, um genauer zu sein: gleich mehrere Kunstwerke in einem.
Marco Eberle wurde für die diesjährige Ausgabe des Oberaargauer Jahrbuchs eingeladen, sein bisheriges künstlerisches Schaffen auf ein paar eigens für ihn reservierten Seiten vorzustellen. Doch statt der erwarteten konventionellen Selbstdarstellung anhand von Abbildungen ergreift der Künstler die Gelegenheit und schafft ein Mehr an Wert: Mit drei Interventionen direkt am Objekt «Jahrbuch des Oberaargaus 2013» rückt er dieses hin zur Kunst der Gegenwart und lotet in mehrfacher Hinsicht die Tiefe dieses Buches aus.
Da ist zum Ersten die «Schmutztitelseite». Sie dient üblicherweise dazu, den meist prägnanten Untertitel eines Buches vor dem eigentlichen Beginn des Buchinhaltes zu präsentieren. Bereits hier hinterlässt Marco Eberle seine Spuren und stellt sich mit dem persönlichsten Identifikationsmittel vor, das die Natur für uns Menschen bereithält: dem Fingerabdruck – ein Selbstporträt der besonderen Art. Der Künstler spielt mit der für das Durchblättern von Büchern so typischen Geste, macht sie sichtbar und führt uns sinnbildlich vor Augen, wie oft und wie unbewusst wir nicht nur auf diese Weise unsere Spuren im Alltag doch hinterlassen.

Die zweite Intervention trägt den Titel «Buchtiefe». Sie ergründet sowohl ganz konkret als auch inhaltlich die Untiefen eines Buches. Seite für Seite dringt der Künstler in der linken unteren Ecke ins Innere des Buches vor und trifft am Grunde angekommen … auf das Abbild seiner selbst, beziehungsweise er blickt uns aus der Tiefe des Buches an, als ob er uns mit einem Fernrohr beobachtete. Oder sind wir es, die gleich einem Forscher durch ein Vergrösserungsglas des Künstlers Natur wie ein Insekt zu erkennen suchen? Auch ideell gilt es die Tiefe des Buches noch zu vermessen, denn mit «Buchtiefe» (er-)findet der Künstler ein Wort, das bis heute höchstens in technischen Beschreibungen von Regalsystemen existiert hat. Sechs Persönlichkeiten aus dem Oberaargau erhielten deshalb dieses Wort als Denkanstoss und teilen nun mit uns ihre Überlegungen – mit welchen Gedanken spielen Sie?

Foto: von Rob Lewis, Bern

Ohne Titel

M.E. 2013

Ohne Titel M. E. 2013

Und zum Dritten sollte Ihnen das Vergrösserungsglas auch weiterhin gute Dienste beim Erkennen von Kunst erweisen. Sobald Sie das Kunstwerk für sich entdeckt haben, steht es Ihnen frei, die zwei Seiten herauszutrennen und Ihrer Kunstsammlung hinzuzufügen.

Geschützt werden diese Seiten durch einen Umschlag, der kreisrunde Ausschnitte aus den Wappen aller 47 dem Oberaargau zugehörigen Gemeinden zeigt. Marco Eberle erinnert sich noch gut, wie er zu Beginn seiner Zeit hier im Oberaargau in den verschiedenen Brockenstuben auf zahlreiche Jahrbücher gestossen ist – die Geschichte der Region wurde, aus welchen Gründen auch immer, beiseite gelegt. Marco Eberle weiss als Ausgewanderter und Zugezogener um die Wichtigkeit von Tradition, Zugehörigkeit und Gemeinschaft. Jeder Punkt trägt symbolisch wie die Säulen eines Gebäudes zur Stabilität des ganzen Gefüges bei. Das Oberaargauer Jahrbuch mit seinen Berichten ist eine Form der Identität stiftenden Selbstdarstellung einer ganzen Region. Und so wie der Künstler jeweils pro Gemeindewappen nur auf einen kleinen Bildausschnitt fokussiert und die Embleme fast bis zur Unkenntlichkeit verfremdet, bleibt auch bei einem Jahrbuch stets zu bedenken, wer die Geschichte einer Region schreibt – wer bestimmt, was bleibt?

Marco Eberle ist 1968 in Grabs (SG) geboren, verbrachte seine Kindheit im Fürstentum Liechtenstein und lebt und arbeitet heute in Roggwil (BE). Die Ausbildung zum Kunst- und Bauspengler führte ihn 16-jährig in die Schweiz. Als Meisterschüler und Assistent des renommierten Künstlers Prof. Franz Eggenschwiler (1930–2000) kam er 1995 in den Oberaargau nach Eriswil. Verschiedene Atelierstipendien ermöglichten ihm längere Aufenthalte in Berlin und Pisa. Ursprünglich der klassischen Skulptur und Bildhauerei verpflichtet, wendet sich der Künstler in den letzten Jahren zunehmend konzeptuell geprägter Kunst zu. Präzises Beobachten und Hinterfragen gängiger Handlungsweisen, die Loslösung von Industrie- und Alltagsmaterialien aus ihrem Kontext, die durch Materialverfremdung hervorgerufene Wahrnehmungsverschiebung sowie ein ausgeprägtes Interesse an zivilisatorischen Spuren sind zentrale Themen des Künstlers, die in Form von Objekten, Installationen, ortsspezifischen Interventionen und Arbeiten auf Papier zum Ausdruck kommen. Sein vielfältiges Werk wurde in zahlreichen Gruppen- und Einzelausstellungen im In- und Ausland präsentiert. Seit 2011 ist Marco Eberle Mitglied der Kunstkommission des Kantons Bern.

Eva Inversini, lic. phil., Kunsthistorikerin, künstlerische Leiterin Kunsthaus Grenchen, 1975 in Langenthal geboren und aufgewachsen.

Der älteste Turnverein im Kanton Bern feiert

175 Jahre Turnverein Herzogenbuchsee (1838 – 2013)

Nancy Canuto Diener

Mit Gründungsjahr 1838 ist der Turnverein Herzogenbuchsee (TVH) der älteste Turnverein im Kanton Bern. Obwohl vieles rund um die Gründung nach wie vor unklar ist, geht man heute von diesem Gründungsjahr aus und feierte 2013 das 175-jährige Bestehen.

Das erste halbe Jahrhundert (1838 – 1888)

Wie gross war der Turnverein? Weil von den ersten vierzig Jahren Protokolle fehlen, weiss man auch nichts über die genauen Mitgliederzahlen. In den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts dürfte ein gutes Dutzend Jünglinge den Verein ausgemacht haben, von denen einer nach dem anderen absprang, bis es 1870 noch zwei oder drei Turner waren. Während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71, als Militärdienst geleistet werden musste, wurde der Turnverein eine «Leiche», wie es der erste Chronist 1913 schreibt. Bis 1875 waren wieder zehn bis zwanzig Turner beisammen. Im Jahr 1887 waren es 20 Burschen, die alle 60 Rappen Monatsbeitrag (Fr. 7.20 pro Jahr) bezahlten.
Wie sah der Turnbetrieb aus? In welcher Art geturnt wurde, vernimmt man höchstens aus Festprogrammen und Ranglisten. Zum festen Bestandteil jedes Schauturnens gehörten die gemeinsamen Freiübungen und das Stabturnen. Die Einzelkämpfer massen sich im Kunstturnen und im überaus beliebten, publikumswirksamen Nationalturnen (Kunst für Schönheit und Unterhaltung, Ringen, Schwingen und Steinheben zum Schutze der Nation). Die Gebrüder Kummer brachten jeweils zwei Kränze und mehrere Preise nach Hause. 1867 errangen die vier Einzelturner am Bezirksturnfest in Biel acht Preise. Ja, Buchsi hatte ein paar «ganz Böse».

xx-xx_tv_buchsi.indd 201 17.10.13 11:17

Welches waren die Anlässe, an denen öffentlich geturnt wurde? Das Turnen hatte sowohl volkserzieherischen als auch politischen Charakter. So lag es nahe, dass man mit Schauturnen die körperliche Tüchtigkeit, die Geschicklichkeit, Kraft und auch den Mut unter Beweis stellen wollte. Es gab regelmässig Turnfeste in den Bezirken, solche des ganzen Kantons und auch eidgenössische. Nur mit dem patriotischen Hintergrund freundeidgenössischen Helfenwollens lässt es sich erklären, dass der TVH auch zu wohltätigem Zwecke Wettkämpfe veranstaltete. Es gab da etwa folgende Turnfeste:

- 1865 für die Brandgeschädigten von Burgdorf (Ertrag Fr. 150.–)
- 1868 zugunsten der Wassergeschädigten in den Kantonen SG, GR, TI, VS und UR (Ertrag Fr. 70.–)

1871 wollte man erneut Wassergeschädigte im Rheintal unterstützen, doch diesmal waren die Einnahmen gerade hoch genug, um die Ausgaben zu decken.

Zur Feier des 50-jährigen Bestehens organisierte der TVH 1888 das Bezirksturnfest. Dass der Widerhall in der Bevölkerung gross gewesen sein musste, zeigte sich darin, dass 200 Ehrengaben gespendet wurden. Auf den kühnsten (nicht besten!) Schwinger wartete ein Preis im Wert von zwanzig, auf den bestklassierten Kunstturner ein solcher von zehn Franken. Weil etwa 30 bis 40 Preise nicht vergeben wurden, beschloss das OK, am darauffolgenden Sonntag ein Schwingfest zu veranstalten. Die beiden Feste ergaben einen Reingewinn von Fr. 635.75, womit der Verein eine Reisekasse eröffnete, ein Abonnement auf die Turnzeitung abschloss, ein Turnkreuz und ein Turnband anschaffte und schliesslich ein Stellreck für Fr. 180.– kaufte. In der allgemeinen Hochstimmung des Reichseins wurde auch gleich ein zweckgebundenes Depot auf die Spar- und Leihkasse geleistet: Fr. 600.– für den Bau einer Turnhalle!

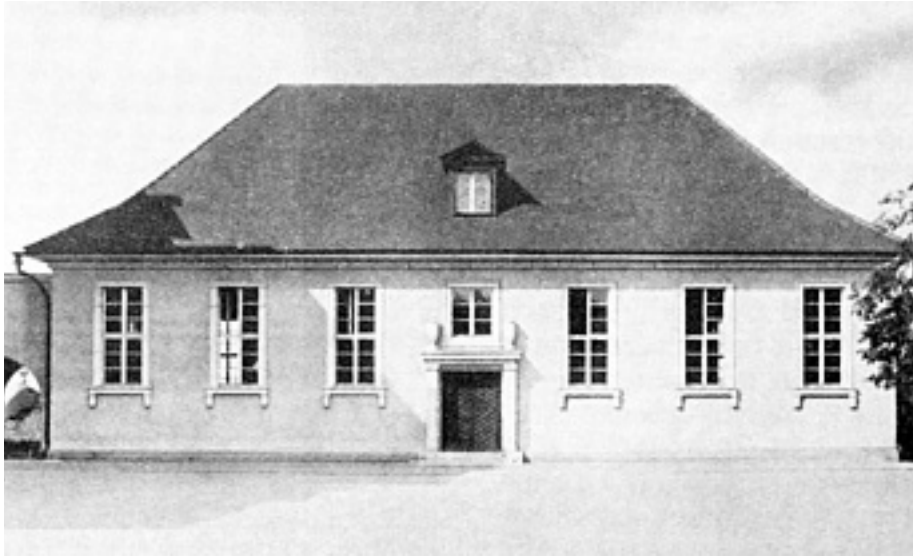
Turnhalle gab es nämlich noch keine. Geturnt wurde im Freien, beim Sekundarschulhaus, beim Restaurant Frohburg, beim Hotel Bahnhof. Bei schlechtem Wetter wurde dann halt eher die Gemütlichkeit gepflegt. Zeitweise konnte während eines Winters auf dem Estrich des Kornhauses geturnt werden. 1885 erhielt der Verein die Möglichkeit, im Bärensaal seine Turnstunden abzuhalten. Dem Wirt musste eine Monatsmiete von Fr. 1.– bezahlt werden, das Petrol für die Beleuchtung hatte der TVH selber zu beschaffen.

1907 feierte der Turnverband Emmental-Oberaargau sein 25-jähriges Bestehen mit einem kleinen Turnfest an seinem Gründungsort Herzogenbuchsee.

xx-xx_tv_buchsi.indd 202 17.10.13 11:17

Der Turnverein Herzogenbuchsee im neuen Trainingsanzug im Mai 2013 (oben) und auf dem ersten Vereinsfoto von 1866 (rechts)

xx-xx_tv_buchsi.indd 203 17.10.13 11:17



Die erste Turnhalle von Herzogenbuchsee beim alten Sekundarschulhaus, erbaut 1898 (oben), und die zweite Turnhalle beim Burgschulhaus, erbaut 1927/28 (unten)

xx-xx_tv_buchsi.indd 204 17.10.13 11:17

Geschichte der Turnhallen

Seit der Gründung des Turnvereins stellte sich immer wieder die Frage, wo bei schlechtem Wetter oder im Winter geturnt werden konnte. Zu gewissen Zeiten wurde, wie erwähnt, im Estrich des Kornhauses oder im Bärensaal geturnt. Dies waren eher Notlösungen, denn nebst Freiübungen benötigten die Kunstturner Platz für Reck, Barren und Pferd, die Nationalturner für Steinheben, Steinstossen, Schwingen und Ringen, und auch Stabübungen und Turnspiele durften nicht fehlen.
Aus dem Jahre 1866 ist bekannt, dass der Verein in der Presse die Öffentlichkeit aufrief, unter anderem «auf der Bahn des Fortschrittes rastlos vorwärts» zu schreiten und sich für den Bau eines Turnlokals einzusetzen, «das auch der Schule dienstbar gemacht würde». Die Halle kam, aber erst 30 Jahre später! 1887 fand ein weiterer Vorstoss in Sachen neuer Turnhalle statt. Mit Gemeinderat und Schulkommission versuchte man gemeinsam vorzugehen. Bei den Behörden fand man wenig Verständnis. Immerhin ernannte der Gemeinderat 1889 eine fünfköpfige Turnhallen-Kommission. Von 1895 an wollte sich der Frauenverein der gewünschten Halle annehmen. Die Turnhallen-Kommission legte ein Projekt mit Kosten von Fr. 9000.– vor. Der Turnverein steuerte 1500.– bei, um dem Projekt Nachdruck zu verschaffen. Doch an der Gemeindeversammlung fehlten einige Stimmen für den nötigen Kredit. Es fehlten allerdings nur noch Fr. 430.–, und nun wurde erneut der Turnverein ersucht, das fehlende Geld beizusteuern. Er tat es, stellte aber zugleich Bedingungen für den sofortigen Baubeginn, die unentgeltliche Benützung und einige bauliche Massnahmen. Nun konnte endlich mit dem Bau begonnen werden.
Die Halle wurde 1898 ihrer Bestimmung übergeben. Zu einer feierlichen Einweihung mit Gemeindebehörde und Turnverein kam es nicht. Die Probleme Regenwetter und Turnen im Winter waren aber nun gelöst.
Reibungslos ging es auch beim Bau der zweiten Halle nicht zu. 1924 reichte Oberturner Grütter beim Gemeinderat eine Motion ein, die Vorarbeiten für den Bau einer neuen Turnhalle «bevörderlichst» an die Hand zu nehmen. Es wurde ein Projekt für eine Bausumme von Fr. 157 000.– ausgearbeitet. Auf die Abstimmung hin zeigte sich eine erhebliche Opposition, doch mit knappem Mehr wurde die Vorlage angenommen. Doch von privater Seite her wurde die Abstimmung beim Regierungsstatthalteramt angefochten mit der Begründung, dass «junge, kaum flügge Bur-

xx-xx_tv_buchsi.indd 205 17.10.13 11:17

Turnverein Herzogenbuchsee

1858 1913

Jubiläums-Feier

Samstag, den 18. Oktober 1913

Hotel zur „Sonne"

Herzogenbuchsee

Sie werden hiemit zur Teilnahme freundlich eingeladen

Feier zum 75-jährigen Bestehen (1913)
Gebührend sollte 1913 das 75-jährige Bestehen gefeiert werden. Die Jubiläumsfeier fand im Hotel zur Sonne statt. Erstaunlicherweise war man auch bereit, eine Chronik zu erstellen. Diesen Auftrag übernahm Ernst Anliker, der handschriftlich die ersten 75 Jahre des Vereins festhielt! Zur Jubiläumsfeier fand sich eine illustre Gesellschaft zusammen. Unter den zahlreichen Gratulanten war auch der Frauenverein Herzogenbuchsee, der damals von Amy Moser, der Tochter der berühmten Amelie Moser, präsidiert wurde. Für den Jubilar verfasste sie folgende Zeilen:

Tapfere Söhne, die die Muskeln stählen, und hohe Ziele sich auserwählen, eine frohe, mutige Jungmannschaft, Turner, die Disziplin und Kraft In den Dienst der lieben Heimat tragen, für edle Geister ihr Leben wagen.

schen» das Zufallsmehr zustande gebracht hätten. Die Einsprache wurde jedoch abgelehnt. Damit konnte der Bau endlich in Angriff genommen werden. 1928 führte man die Geräte in die neue Halle: Ein Barren, drei Pferde und zwei Sprungständer. Der Bau war für die damalige Zeit sicher grosszügig, bestand aus Turnhalle mit Galerie sowie einem Schwingkeller und den Gemeindebädern im Untergeschoss.
Die Geschichte der dritten Turnhalle begann bereits 1945. Damals kaufte die Gemeinde 195,87 Aren Land. 1947 wurden acht Projekte für ein neues Sekundarschulhaus geprüft. 1952 stand ein Programm mit einem Wettbewerb für den Neubau eines Sekundarschulhauses mit Turnhalle. Vorgesehen war eine zweigeschossige Hallenanlage. 1956 konnte das neue Sekundarschulhaus eingeweiht werden. Nun galt es, mit der zweiten Etappe, dem Bau der Doppelturnhalle, ernst zu machen. Die vorgesehene Fertigstellung für Sommer 1963 konnte nicht eingehalten werden. Erst ab Frühling 1964 stand die Halle zur Benützung bereit. Die neue Anlage, die beiden Hallen, der Turnplatz mit Hartbelag, die Leichtathletikanlagen, die Spielwiese und die 130-m-Aschenbahn durften sich sehen lassen. Schon bald waren die Anlagen voll ausgelastet.

Der Verein im Wechselbad (1889–1938)

Die Jahre von 1889 bis 1938 waren für der Turnverein eine bewegte Zeit. Zeiten des Wohlergehens wechselten mit Zeiten des Tiefstandes. Der Erste Weltkrieg, Seuchen oder persönliche Spannungen und Reibereien liessen die Mitgliederzahlen des Vereins vorübergehend schwinden. Doch einzelnen Turnern gelang es immer wieder, den Verein durch alle Tiefen erneut in die Höhe zu bringen. Wie staunt man doch, mit welchen Neuerungen und Neugründungen sich der Verein jeweils der Zeit anpasste und sich damit stets behaupten konnte!
Im März 1889 verunglückte in einer Turnstunde im Bärensaal ein Turner durch einen Sturz vom Reck derart schwer, dass er nur wenige Tage später an den Folgen des Unfalls starb. Mit Pferd und Wagen holten Turnkameraden die sterbliche Hülle vom Inselspital nach Buchsi zurück. Der Turnverein liess ihm einen Grabstein setzen, den Ulrich Dürrenmatt mit folgendem Spruch versah: «Mannkraft war sein Wagen, Vorbild edler Turnerei, frisch und froh, fromm und frei!»

xx-xx_tv_buchsi.indd 206 17.10.13 11:17

Die Sektion Buchsi am Eidgenössischen Turnfest 1903 in Zürich

Bei der Renovation des Kirchturms 1897 schloss der Verein in die Metallkapsel oben auf der Spitze eine kurz gefasste Geschichte des Turnvereins ein. Eine handschriftliche Kopie ist noch heute in den Akten vorhanden. Im gleichen Jahr begann man auch über Turnfahrten schriftlich Bericht abzulegen. Mit Befriedigung stellen wir übrigens fest, dass sich die Tradition der Turnfahrten trotz vielfältiger Mobilität bis in die heutige Zeit fortgesetzt hat.

Erste Teilnahme am Eidgenössischen Turnfest (1903)
Erstmals seit der Gründung 65 Jahre zuvor, wagte es der Turnverein 1903, an einem Eidgenössischen Turnfest teilzunehmen. Dieses Fest in Zürich bot Gelegenheit, sich mit einer härteren Konkurrenz im sportlichen Wettkampf zu messen.

xx-xx_tv_buchsi.indd 207 17.10.13 11:17

Die neu gegründete Jugendriege am 29. September 1923

Die ersten Unterabteilungen

1911 wurden Männer gesucht, um bei genügend grossem Interesse eine Männerriege zu gründen. Schon Ende Monat waren es 13 Mitglieder, die sich zur Gründungsversammlung einfanden. Im Laufe des Jahres erhielt der Verein auch Zuwachs durch eine Schwingerriege. Nationalturner und Schwinger mussten noch jahrelang um ein geeignetes Lokal kämpfen. Im Jahr 1912 brachte die Angliederung einer Damenriege eine zusätzliche Bereicherung. Eine weitere Errungenschaft und eine Ausdehnung der Turneridee fasst somit Fuss. Allerdings löste sich diese Riege in den Kriegsjahren wieder auf. 1925 schloss sich diese Lücke wieder, indem die Damenriege neu gegründet wurde und in der Turnfamilie Bestand hielt.

Zum 100-jährigen Bestehen gratulierte der Bürgerturnverein Bern den Buchser Turnern mit einer schön gestalteten Urkunde.

Gründung der Jugendriege (1923)

Schon früh erkannten die Verantwortlichen die Nachwuchsprobleme. Aus diesem Grund entschlossen sie sich, 1923 eine Jugendriege ins Leben zu rufen. Der Turnverein sorgte hier weitsichtig für seine Zukunft vor. Ein Einsatz, der sich bestimmt lohnte, traten doch dadurch immer wieder schulentlassene Jünglinge in die Aktivsektion über. Auch heute noch bedeutet die Jugendriege ein unentbehrliches und wichtiges Reservoir für den Fortbestand des Vereins.

«Der Buchsi Turner»

Das Jahr 1929 gilt als die Geburtsstunde des Vereinsorgans «Der Buchsi Turner». Das monatlich erscheinende Mitteilungsblatt vermochte sich der Krisenjahre wegen allerdings nur bis Ende 1931 zu halten. Nach vereinzelten Wiederbelebungsversuchen dauerte es bis ins Jahr 1959, ehe

xx-xx_tv_buchsi.indd 208 17.10.13 11:17

Der Buchsiturner
Organ des Turnvereins Herzogenbuchsee
Orgr. 1875

No. 1

Zum Gelleit

Groß Gott

Die Redaktion

SHB
Schwarz & Born
Herzogenbuchsee

Max Kilchenmann, Herzogenbuchsee
KOLONIALWAREN
Naturheilprodukte

Ernst Kummer
HERZOGENBUCHSEE

HOTEL BAHNHOF
INH.: H. THOMMEN, HERZOGENBUCHSEE

Die beiden ersten Seiten der ersten Ausgabe des «Buchsi Turner» von 1939

das Vereinsblatt wieder neu erschien. Mit jährlich vier Ausgaben schuf man ein Bindeglied zwischen der Aktivsektion und den Ehren-, Frei- und Passivmitgliedern. Noch heute erfreut sich diese Publikation grosser Beliebtheit.

Der 100. Geburtstag

Ein sehr markantes Ereignis in der Geschichte des Turnvereins Herzogenbuchsee war der 100. Geburtstag im Jahre 1938. Als absoluter Höhepunkt galt die Jahrhundertfeier im festlich geschmückten Spiegelsaal des Hotels Sonne. Nebst den aktiven Turnern fanden sich die Ehren-, Frei- und Passivmitglieder ein, dazu Delegationen der Patensektionen, befreundeter Turnvereine, der Ortsvereine, der Gemeindebehörde und der Verbände. Während des Banketts wechselten Festansprachen, Gratulationen und Glückwünsche, Marschmusik und Turnerlieder munter miteinander ab. Besondere Beachtung verdiente die in wunderbarer Zierschrift verfertigte Gratulationsurkunde der Patensektion Bern-Bürger sowie eine handgestickte Fahnenschleife als Geschenk der Damenriege.

Der Schritt ins zweite Jahrhundert (1939 – 1963)

Dem Protokollbuch 1939 ist ferner zu entnehmen, dass im April eine Vereinsversammlung stattfand. Nachdem von über 40 Mitgliedern nur deren zwölf erschienen, gab der Präsident bei der Eröffnung der Versammlung keine Traktandenliste bekannt, sondern stellte den Antrag, auf Rechnung der Vereinskasse einen gemütlichen Abend zu gestalten. Dieser Vorschlag wurde einstimmig gutgeheissen. Nähere Einzelheiten und Beschlussfassungen dieser Versammlung verschweigt das Protokoll. Die folgenden Jahre waren geprägt von Absenzen; so berichtet der damalige Oberturner Alois Schäfli: «Das Jahr 1940 war für uns Turner im allgemeinen ein stilles Jahr. Zwei Drittel der Aktiven standen im Aktivdienst. Unregelmässig kamen die einen und gingen die anderen.» Viele Absenzen infolge Militärdienst gab es auch 1944. Oberturner Karl Wenger (Götti von Alt-Bundesrat Adolf Ogi) beendete seinen ersten Jahresbericht mit folgenden Worten: «Vergessen wir nicht die Nachkriegszeit, unsere Zukunft wird eine sehr harte sein, härter noch als die vergangenen Kriegsjahre. Bereiten wir uns auf diesen Lebenskampf vor. Behalten

xx-xx_tv_buchsi.indd 209 17.10.13 11:17

wir Körper und Geist gesund und stark. Vieles dazu finden wir beim Turnen. Vergessen wir somit nie, was die vier F bedeuten: Frisch, fromm, fröhlich und frei wollen wir sein und bleiben.» Gleich im nächsten Jahr (1945) liess er verlauten: «Mit dem Vereinsjahr 1945 ist auch unsere grösste Hoffnung in Erfüllung gegangen, denn der Kriegslärm, der noch zu Beginn unseres letzten Turnerjahres rings um unsere Grenzen tobte, ist verstummt.»
1947 fand nach elf Jahren wieder ein Eidgenössisches Turnfest statt – und zwar in Bern. Vom TVH nahm eine 40köpfige Sektion teil, reiste mit der Kantonalfahne in die Bundesstadt und erzielte fabelhafte Resultate. Auch an den Eidgenössischen Turnfesten in Lausanne (1951), in Zürich (1955) und in Basel (1959) nahm der Turnverein teil.
Was kostete damals ein Turnfest? Die Festkarte mit allen Verpflegungen und zwei Fahrten nach Basel und zurück belief sich auf Fr. 46.–. Heute kostet ein Eidgenössisches Turnfest rund das Vierfache (nur Reise und bestenfalls eine Hauptmahlzeit inbegriffen).
Zum Zeitpunkt des 125-Jahr-Jubiläums des Turnvereins zählte der Verein ca. 70 Aktive. Wie im aktuellen Jahr 2013 fand auch 1963 im Jubiläumsjahr ein Eidgenössisches Turnfest statt (damals in Luzern). Mit diesem Jubiläum fand eine bewegte Epoche in der Geschichte des Turnvereins ihren Abschluss. Auch während dieser Zeit prägten Höhen und Tiefen das Vereinsgeschehen. Stets war man bemüht, mit vereinten Kräften und in kameradschaftlicher Art alle Probleme zu bewältigen, um so eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Vereins zu ermöglichen.

1964 – 1988: Der Zeit angepasst, aber trotzdem die Tradition gewahrt

Ein wichtiges Ereignis in der Vereinsgeschichte war 1964 der Einzug in die neue Doppelturnhalle beim Sekundarschulhaus. Die Bundesstadt Bern war 1967 erstmals wieder nach 20 Jahren Austragungsort des Eidgenössischen Turnfestes. 1968 entstand im Verein eine Handballgruppe. Speziell im Jahr 1970 war ein Eishockey-Benefizspiel, bei welchem der TVH und der Fussballclub auf der Natureisbahn Sandacker zugunsten des Spitalneubaus antraten. Dank der Initiative von Präsident Karl Mosimann und Gemeinderat Armin Gehriger konnte 1972 auch in Herzogenbuchsee ein Vita-Parcours eröffnet werden. An der Hauptversammlung

xx-xx_tv_buchsi.indd 210 17.10.13 11:17

Der TV Herzogenbuchsee im Jubiläumsjahr 1963. Die Damenriege stellte die Ehrendamen.

1974 erhielten die fleissigsten Turner ein Weinglas mit dem Vereinssignet als Belohnung. Eine Geste, die bis heute in leicht angepasster Form gepflegt wird.
Ein anonymer Gönner spendete 1975 Fr. 1500.– mit der Auflage, umgehend einen einheitlichen Trainingsanzug anzuschaffen. An der kantonalen Delegiertenversammlung in Buchsi im Jahr darauf trat der Verein erstmals in diesem auf. Bereits 1977 belief sich der Mitgliederbestand auf 326 Mitglieder, dabei eingeschlossen die 75 Handballer sowie die 155 Passiven. Heute beträgt die Mitgliederzahl knapp 300 Mitglieder (ohne Handballer, die heute ein selbstständiger Verein sind).
Anlass zu reger Diskussion gab an der Hauptversammlung 1981 der Vorschlag, Mitgliedern der Damenriege das Mitturnen bei den Aktiven in den Sparten Leichtathletik und Gymnastik zu gestatten. Die Versammlung befürwortete den Antrag mit vier Gegenstimmen.
1982 wurde beschlossen, den «Buchsi Turner» an alle Haushaltungen von Herzogenbuchsee, Nieder- und Oberönz zu verteilen, um weitere Kreise auf die Aktivitäten des Turnvereins aufmerksam zu machen. Noch heute erreicht das Vereinsorgan sämtliche Haushalte in den genannten Gemeinden. 1984 wurden an der Hauptversammlung die Weichen für die Durchführung des Verbandsturnfestes 1986 in Buchsi gestellt. 1985

xx-xx_tv_buchsi.indd 211 17.10.13 11:17

spielte sich ein Novum in der Vereinsgeschichte ab: eine Frau (Evelyne Schärer) wurde in die Technische Kommission gewählt. Erstmals übernahm damit eine Turnerin ein Vorstandsamt im Turnverein. Bedeutende Änderungen brachte die Hauptversammlung 1986 mit sich. Weil die Handballgruppe die Gründung eines eigenen Vereins vorsah, traten die 82 Mitglieder aus dem Turnverein aus. Die Organisation des Verbandsturnfestes prägte das Turnerjahr 1986. Imposant wirkten die Teilnehmerzahlen: Total 2417 Wettkämpfer/innen, 260 Kampfrichter, 330 Helfer, 40 Verbandsverantwortliche sowie 463 Übernachtungen; der Gesamtumsatz betrug ca. Fr. 200 000.–. «Doppelsieg für Buchsis Turnverein», lautete eine Presse-Schlagzeile nach dem Fest. Damit traf der Schreiber den Nagel auf den Kopf. Neben der vorbildlichen Organisation triumphierte der Verein als Sieger in der 1. Stärkeklasse auch als Festsieger.

1988: 150 Jahre Turnverein Herzogenbuchsee
Man war sich einig, dass 150 Jahre Vereinsgeschichte ein denkwürdiges Ereignis sind, und beschloss, sich mit einem reichen Veranstaltungskalender bei der Bevölkerung in Erinnerung zu rufen. Neben internen Anlässen standen auch eine Ausstellung im Kornhaus, eine Jubiläumsfeier im Hotel Sonne oder ein Sporttag mit Sponsorenlauf, bei welchem Franz Heinzer (Abfahrtsweltmeister) als Starter fungierte und 68 Läufer auf möglichst viele Länggassrunden schickte, auf dem Programm.

1989 – 2013: Der Schritt ins neue Jahrtausend – zukunftgerichtetes Denken und ständiger Fortschritt sind gefragt

Von Platznot zur neuen Sporthalle
Immer wieder tauchte das Thema Platznot auf. Im Winter waren oft mehr als 40 Turnende in der Sek-Halle anwesend. Erneut gelangte der Turnverein 1989 mit der Bitte an die Behörden, mit der Planung der schon lange zur Diskussion stehenden Sporthalle «Nägel mit Köpfen» zu machen. 1991 bekam der TVH leider die Nachricht, dass das Sporthallenprojekt wegen fehlender finanzieller Mittel zurückgestellt worden sei. Im gleichen Jahr wurde aber ein Architektenwettbewerb für das Sporthallenprojekt ausgeschrieben. Nach langem Hin und Her über rechtliche Details konnte im Frühling 1996 endlich das Siegerprojekt öffentlich

xx-xx_tv_buchsi.indd 212 17.10.13 11:17

vorgestellt werden. Im Dezember 1996 erfolgte die Unterzeichnung des Kaufvertrages zwischen der Einwohnergemeinde und der Burgergemeinde Herzogenbuchsee für die benötigte Parzelle. Der Preis für das Landstück von rund 5000 m^2 wurde auf 75.– pro Quadratmeter festgelegt. Im Frühling 1997 musste das Buchser Stimmvolk an der Urne über die Vorlage mit den entsprechenden Krediten abstimmen.
«Endlich wird es hoffentlich bald möglich sein, dass sich nicht mehr bis zu 40 TurnerInnen eine Halle gleichzeitig für Gymnastik-, Korbball- und Leichtathletiktraining teilen müssen»: Mit diesem Wunsch forderte der Turnverein alle seine Mitglieder für ein «Ja» zur Sporthalle auf. «Ich freue mich für Buchsi, die Jugend, die Sportvereine, und bin glücklich über die deutliche Annahme der Vorlage», so die spontane Reaktion von Gemeindepräsident Fred Lüthi nach dem Urnengang. Bei einer Stimmbeteiligung von 38,22 % war der Kredit von 6,775 Millionen Franken für den Neubau einer Sporthalle mit 1076 Ja- gegen 287 Nein-Stimmen klar angenommen worden. Baubeginn war im Frühling 1998. Am 25./26. März 2000 stand das lang ersehnte Ereignis bevor: die Einweihung der Sporthalle Mittelholz. Mit einem grossen Dorf- und Sportfest fand eine lange Leidensgeschichte ihr Ende. Über 20 Jahre mussten die Buchser Sportler auf die neue Halle warten. Dank den treibenden Kräften aus den Reihen des Turnvereins und des Handballvereins entstand die funktionale Dreifach-Sporthalle, die auch den ästhetischen Bedürfnissen gerecht wurde.

Vom Buchser Hochsprungmeeting zum Internationalen Hochsprungmeeting

1992 führte der TVH das erste Buchser Hochsprungmeeting durch. Auf der Kunststoffanlage beim Sekundarschulhaus durften gleich beim ersten Meeting die Hochsprung-Asse der Schweiz begrüsst werden. Mit Musikunterstützung beklatschten die zahlreich anwesenden Zuschauer die Athleten und Athletinnen. Sieger waren der einheimische Thomas Friedli, TVH, mit 2,06 m und Sieglinde Cadusch mit 1,84 m. 1995 startete mit Daniela Rath erstmals eine Springerin aus Deutschland. Damit hiess das Meeting fortan «Internationales Buchser Hochsprungmeeting» und wurde 1996 erstmals international ausgeschrieben. Mit der Verpflichtung absoluter Topathleten feierte das Hochsprungmeeting 2001 sein 10-jähriges Bestehen. Im Jahr 2003 erlebte eine imposante Zuschauerkulisse Weltklasseleistungen. Nicht weniger als vier Athleten

xx-xx_tv_buchsi.indd 213 17.10.13 11:17

Die Juniorinnen des TV Herzogenbuchsee am Europacup in Besançon 1999

übersprangen die Höhe von 2,24 m. 2007 fand das Hochsprungmeeting zum 15. und letzten Mal statt. Neben Nachwuchsathleten aus der Region waren Topathleten aus Europa, Asien und Nordamerika am Start. Das Meeting hat in seinen 15 Jahren den Namen des TVH weit über die Landesgrenzen positiv in Szene gesetzt.

Sportliche Höhenflüge der Leichtathletik-Riege

Es gab Ende des 20. Jahrhunderts praktisch kein Jahr, in welchem die Leichtathletik-Riege des Turnvereins Buchsi ohne Medaillen nach Hause reiste. 1989 war eine Supersaison. Von Schweizer-, Regional- und Kantonalmeisterschaften wurden insgesamt 35 Medaillen nach Buchsi gebracht: 22 × Gold, 6 × Silber und 7 × Bronze war die hervorragende Ausbeute. 1990 gewann Thomas Friedli bei den Hallen-Schweizermeisterschaften in Magglingen mit übersprungenen 2,16 m seinen ersten Schweizermeistertitel im Hochsprung. Im gleichen Jahr erfüllte er im Zehnkampf die Teilnahmelimite für die Junioren-Weltmeisterschaften klar. Erstmals in der Geschichte des TVH qualifizierte sich mit ihm ein Turner für einen solchen Anlass.

xx-xx_tv_buchsi.indd 214 17.10.13 11:17

Für das wertvollste Resultat der Saison 1998 sorgten die Juniorinnen beim Final der Schweizer Vereinsmeisterschaften (SVM). Das Team setzte sich überraschend gegen die Favoritinnen durch und gewann überlegen den Mannschafts-Schweizermeistertitel. Damit qualifizierte es sich für den Europacup 1999 in Besançon (Frankreich). Dort wuchs das Team buchstäblich über sich hinaus, lieferte einen beherzten Wettkampf und durfte sich am Schluss sensationell die Bronzemedaille umhängen lassen.
Im Jahr 2000 schaffte Manuel Liechti die Qualifikation für die Junioren-WM in Santiago de Chile im Zehnkampf. Mit Alexandra Leuenberger bestritt erstmals eine TVH-Athletin einen Länderkampf bei der Elite. Für weitere Glanzlichter sorgte das SVM-Frauenteam. Schon die Qualifikation für den Finalwettkampf um den 1.-Liga-Meister war ein toller Erfolg. Im Final sorgte das Team für einen weiteren Exploit, liess der Konkurrenz keine Chance und schaffte überlegen den Aufstieg in die Nationalliga B. In den darauffolgenden Jahren durften immer wieder Buchser Athleten und Athletinnen an internationalen Wettkämpfen teilnehmen.

Erfolge in der Gymnastik-, Korbball- und Fitness-/Unihockey-Riege
Gymnastik-Riege: Nach mehreren Jahren ohne grosse Erfolge konnten die Gymnastiker 1994 an den Verbandsmeisterschaften in Attiswil mit dem 2. Rang glänzen. 1998 war erstmals von Personalproblemen die Rede, die sich mit dem Rücktritt des damaligen Riegenleiters noch verschärften. 1999 setzte sich die Riege ambitiöse Ziele. Doch die Realität sah leider anders aus. Verletzungen sowie fehlendes Interesse führten dazu, die noch vor ein paar Jahren äusserst erfolgreiche Riege aufzulösen. Die einstigen Paradedisziplinen des TVH, Kunstturnen und Gymnastik, sind seither Geschichte.
Korbball-Riege: Nach der Teilnahme an den Aufstiegsspielen zur Nationalliga B (1998, 1999) wurde der Aufstieg 2001 Realität. Erstmals schaffte damit eine Korbballmannschaft des TVH den Aufstieg in die zweithöchste nationale Spielklasse. Zuversichtlich stieg das Korbballteam 2004 bereits in die dritte Nat.-B-Saison. Schon früh zeichnete sich ab, dass auch in diesem Jahr gegen den Abstieg gekämpft werden musste. Erst eine vom Verband kurzfristig beschlossene Modusänderung hatte zur Folge, dass nur das letztklassierte Team absteigen musste. Mit viel Glück landete der TVH auf dem zweitletzten Platz und verblieb damit

xx-xx_tv_buchsi.indd 215 17.10.13 11:17

in der zweithöchsten Spielklasse. 2005 musste sich die 1. Mannschaft aber geschlagen geben und stieg in die kantonale 1. Liga ab. Die 2. Mannschaft (1998 gegründet) verzeichnete ebenfalls diverse Erfolge. So z. B. 2007, als sie die 3.-Liga-Meisterschaft ohne eine einzige Niederlage souverän gewann. 2009 wurde die 1. Mannschaft kantonal-bernischer 1.-Liga-Meister, die 2. Mannschaft belegte in der 3. Liga den 2. Platz. Weitere Meistertitel für die 2. Mannschaft folgten 2011 und 2012. Beide Mannschaften spielen bis heute jeweils in ihrer Kategorie regelmässig um Podestplätze mit.

Auch die Senioren (Oldies) machten stets auf sich aufmerksam. 1996 z. B. gewannen sie in der Kategorie Senioren den Meistertitel. 2000 verpassten sie ihn knapp, 2001 holten sie sich den Titel in der Hallen-Meisterschaft und wurden damit und mit weiteren Meistertiteln zu den «Golden Oldies».

Fitness- und Unihockey-Riege: Mit der im Jahr 2000 neu gegründeten Fitnessriege ergänzte der TVH sein sportliches Angebot mit einem vielseitigen Programm für sportliche Betätigung ohne Leistungsdruck für Jung und Alt. Abwechslungsreiche Trainings sowie die Teilnahme an Plauschturnieren standen auf dem Trainingsprogramm. Ja, sogar ein Fit+Fun-Weekend wurde 2002 das erste Mal durchgeführt, und seit 2003 macht die Fitnessriege regelmässig am Turnfest mit. 2004 fand das Unihockey in der Fitnessriege immer mehr Anhänger. Das attraktive Spiel lockte neue Mitglieder in die Riege. Nach ersten Einsätzen an Turnieren wurde der Ruf nach einer organisierten Meisterschaft lauter. Weil der Turnverband kein Interesse zeigte, ergriffen Turner des TVH die Initiative und organisierten die erste Unihockeymeisterschaft um den Straub-Sport-Cup. Mit dabei waren auch zwei Teams des TVH. Bis heute sind jedes Jahr rund zwei Teams bei der Meisterschaft dabei und spielen regelmässig um die Medaillen.

Jugend-Riegen: Während in den Jahren vor 2000 Geschlechtertrennung herrschte, d. h., die Knaben turnten in der Jugendriege und die Mädchen in der Mädchenriege, welche der Damenriege angegliedert war, sind es heute zwei Riegen im Turnverein, in denen die Kids beider Geschlechter entweder leichtathletische Disziplinen trainieren (Leichtathletik-Jugi) oder sich in der allgemeinen Jugendriege polysportiv betätigen. Früher waren Geräteturnen, Korbball und sogar Nationalturnen hoch im Kurs, heute sind es in der allgemeinen Jugendriege eher moderne Sportar-

xx-xx_tv_buchsi.indd 216 17.10.13 11:17

Die Korbballer des TV Herzogenbuchsee 2012

Die Unihockeymannschaft SSC Herren 1 des TV Herzogenbuchsee 2010

xx-xx_tv_buchsi.indd 217 17.10.13 11:17

ten wie Unihockey, Brenn- und Völkerball oder Speedminton, welche die Jugendlichen anziehen. Natürlich gehört auch schon bei den Jüngsten eine grosse Portion Spass dazu, weshalb alljährlich ein Abenteuertrip durchgeführt wird und die Kids gemeinsam einen Ausflug machen (Schlitteln, Riverrafting, Alpamare usw.). Die Leichtathletik-Jugi trainiert die verschiedenen Disziplinen der Leichtathletik und nimmt an Wettkämpfen teil. Ein Trainingslager im Frühling sowie der Ferienkurs tragen viel zum sportlichen Erfolg und der guten Kameradschaft bei.

Der TVH am Turnfest

Der TVH hat sich vor Jahren zum Ziel gesetzt, jedes Jahr an einem Turnfest teilzunehmen. Noch heute hält die Tradition an, und der TVH reist alljährlich ans Turnfest. Wenn kein Turnfest im Verbandsgebiet stattfindet, kam und kommt es heute noch vor, dass der TVH auch eine längere Reise in Kauf nimmt und z. B. in die Ostschweiz oder sogar ins nahe Ausland an ein Turnfest reist (1988 Hohenems im Vorarlberg). Die Eidgenössischen Turnfeste (ETF) waren stets Höhepunkte im Tätigkeitsprogramm:
1991 ETF Luzern: 7. Rang in der 5. Stärkeklasse
1996 ETF Bern: 5. Rang in der 5. Stärkeklasse
2002 ETF Baselbiet: 1. Rang in der 4. Stärkeklasse (Note 29.17, die sechstbeste Note unter allen 1120 teilnehmenden Vereinen)
2007 ETF Frauenfeld: 6. Rang in der 2. Stärkeklasse
2013 ETF Biel/Bienne: 28. Rang in der 3. Stärkeklasse

Verdiente Anerkennungen

Für seine sportlichen Erfolge wurde der Turnverein Herzogenbuchsee 1995 anlässlich der Rangverkündigung des Oberaargauer Sportpreises des Donnerstag-Clubs zum Verein des Jahres gekürt. Diese Ehre erhielt der TVH 2001 erneut und wurde seiner Vielseitigkeit wegen – erfolgreicher Breitensport, aktive Nachwuchsförderung und Entwicklung im Breitensport – zum Oberaargauer Sportverein des Jahres ernannt.
Nach mehrjährigem Unterbruch organisierte die Sportkommission 1999 erstmals wieder die Buchser Sportlerehrung. Zahlreiche Leichtathleten erhielten die Ehrennadel. Urs Aebi wurde mit dem neu vergebenen Sportfördererpreis ausgezeichnet. Für das Glanzresultat am Eidgenössischen Turnfest wurde der TVH 2002 zum besten Team gewählt. Jedes Jahr wurden/werden zahlreiche Einzelathleten/-innen von der Ge-

xx-xx_tv_buchsi.indd 218 17.10.13 11:17

meinde ausgezeichnet. Zum Buchser Sportler/zur Buchser Sportlerin des Jahres schafften es bisher folgende Personen: Manuel Liechti, Matthias Günter, Christian Loosli, Regula Ryf, Joel Burgunder.
Auch organisatorisch ist der TVH dabei.
Neben zahlreichen sportlichen Erfolgen und Höhepunkten machte der Turnverein stets auch mit der Organisation diverser (Gross-)Anlässe auf sich aufmerksam:
Leichtathletik-Ferienkurs: Er findet alljährlich im Sommer statt und bringt Jugendlichen die Disziplinen resp. die Vielfalt der Leichtathletik näher.
UBS Kids Cup Team: Nachwuchs-Wettkampf in der Halle mit spielerischen und motivierenden Wettkampfformen.
Verbandsspieltag: Nachdem er 2010 wegen schlechten Wetters abgesagt werden musste, hatte der TVH im 2011 mehr Wetterglück. Es standen Wettkämpfe in den Sportarten Volleyball, Korbball und Unihockey auf dem Programm. Der TVH brillierte nicht nur als Organisator, sondern war auch sportlich in Höchstform (1. Rang Korbball Buchsi 1, 5. Rang Buchsi 2, und im Unihockey waren die Buchser ebenfalls vorne vertreten).
Verbandsturnfest 2006 in Herzogenbuchsee: Der in den letzten 25 Jahren grösste vom TVH organisierte Anlass. 3779 Aktive, 583 Jugendliche und 72 Einzelturner/-innen nahmen am Fest teil.
Neben sportlichen Anlässen war der TVH auch Organisator diverser nicht sportlicher Anlässe:
Lottomatch, welcher während Jahren für einen notwendigen Zustupf in die Vereinskasse sorgte und 2002 das letzte Mal stattfand.
Party Nights: Sie fanden in der Altjahrswoche, z. T. auch am Silvester/Neujahr statt und erweiterten das Angebot an geselligen Anlässen. DJs oder Livebands sorgten für Partystimmung. Sie fanden 2008 das letzte Mal statt.
Middlewood Games: Sie fanden 2012 das erste Mal statt. Die Teams duellieren sich in den unterschiedlichsten Disziplinen. Dazu gehören nicht nur Kraft und Ausdauer: wer den Hauptpreis (zwei Tage Europapark inkl. Übernachtung) gewinnen will, benötigt auch Geschick, Teamwork und ein wenig Wettkampfglück.
Waggis Bar: Seit 2008 wird die Buchsi-Fasnacht wieder mit der legendären Waggis Bar (im Kreuzkeller, rauchfrei) bereichert.

xx-xx_tv_buchsi.indd 219 17.10.13 11:17

Spass muss sein!

… so steht es im Leitbild des Turnvereins. Auch gesellige Anlässe und viel Spass gehören ins Tätigkeitsprogramm eines Turnvereins. So zum Beispiel dürfen das Skiweekend, die Turnfahrt (Auffahrt) oder der Bettag-Event ebenso wenig fehlen wie die interne Vereinsmeisterschaft, der Chloushöck sowie der Jassabend in der Altjahrswoche mit anschliessendem Ramsen.

In diesem Jahr (2013) feiert der TVH sein 175-jähriges Bestehen. Hierzu wurden die letzten 25 Jahre der Vereinsgeschichte in einer neuen Chronik aufgearbeitet. Sie kann unter geschaeftsstelle@tvh.ch für Fr. 20.– bestellt werden.

xx-xx_tv_buchsi.indd 220 17.10.13 11:17

Neuerscheinungen

Lebendige Geschichte. Aarwangerinnen und Aarwanger erzählen. Festschrift zur 800-Jahr-Feier Aarwangen. Einwohnergemeinde Aarwangen, 2012. 48 Seiten.

Aarwangen feierte 2012 sein 800-jähriges Bestehen. Dazu liess die Gemeinde eine Festschrift verfassen. Die ganzen 800 Jahre kommen darin jedoch nicht vor, sondern bloss der Anfang und das Ende: In einem einleitenden Kapitel erörtert der Historiker Daniel Möri die schwierige Frage, aufgrund welchen historischen Datums Aarwangen Grund zum Feiern haben könnte (siehe auch Jahrbuch 2012). Dann ist jedoch die alte Geschichte nicht mehr Thema. Zu Wort kommen vielmehr eine Seniorin und zwei Senioren aus allen drei Wirtschaftssektoren: Peter Gerber (geboren 1931, Landwirt im ehemaligen Weiler Mumenthal), Alice Leuenberger-Schär (geboren 1928, Damenschneiderin und Arbeiterin in den Fabriken HEC, Aarwangen, und Gugelmann, Roggwil) sowie Werner Lüdi (geboren 1941, Lehrer an der Mittel- und Oberstufe). Ihre Erinnerungen lassen lebendig werden, wie stark sich Aarwangen im letzten Jahrhundert verändert hat.
Mit den Senioren führte das Büro Satz & Sätze in Bern Interviews und fasste diese zu Porträts zusammen. Entstanden ist so, wie Projektleiterin Andrea Schüpbach schreibt, «ein Längsschnitt durch die Arbeits- und Lebenswelt der Gemeinde im 20. Jahrhundert». Wobei die Verfasser ihren Beitrag zur 800-Jahr-Feier als «ersten Schritt zur Erarbeitung einer Gemeindegeschichte» betrachten. Dieser Schritt ist durchaus gelungen. Die Festschrift ist das, was die heutige Generation am Meilenstein der 800-Jahr-Feier einer späteren mitteilen kann. Das formulierte Gemeindepräsident Hans Leuenberger als Ziel der Jubiläumsfeier. Das 48-seitige

xx-xx_neuerscheinungen.indd 221 17.10.13 11:17

Heft im Format A4 besticht durch eine schöne Aufmachung mit stimmungsvollen Bildern. Was die drei Senioren zu berichten wissen, findet man in keinem Archiv. Zum Teil werden ihre Erinnerungen mit Angaben aus der Literatur ergänzt – zum Beispiel über die polnischen Internierten im Zweiten Weltkrieg, verschiedene Firmen, die Schweizerische Arbeiter-Sportbewegung, die Schulhäuser von Aarwangen oder die Organisation der Volksschule.

Prägend war für diese Generation die Zeit des Zweiten Weltkrieges, als die Lebensmittel rationiert waren, was sich in Aarwangen allerdings weniger stark auswirkte als in den grossen Städten. Sie erlebte aber auch die Hochkonjunktur, die verbunden war mit der Mechanisierung der Landwirtschaft, der Ausbreitung der Siedlung auf Kosten des Landwirtschaftslandes und die Schliessung vieler Industriebetriebe in der Region. Aufschlussreich auch der Wandel im Gestalten der freien Zeit: Peter Gerber erinnert sich, dass der einzige Ausflug mit seinen Eltern ihn auf den Hohgant führte, wo sie Rinder sömmerten. Ski gefahren wurde am Muniberg – auch von Werner Lüdi, der in Roggwil aufgewachsen war. Der Arbeiterfamilie reichte es in den ersten Jahren zu zwei Wochen Ferien – im Ferienheim in Vitznau, das der Gewerkschaft gehörte. Später ermöglichten Ferienzüge Baden in Rimini. Kurz nach 1965 konnte die Familie das erste Auto anschaffen: einen VW-Käfer, eine Occasion.

Jürg Rettenmund

Heinrich Christian Affolter, Christian Pfister: Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Band 3: Das tiefere Berner Mittelland. Stämpfli Verlag, Bern 2013. ISBN 978-3-7272-1240-6. 532 Seiten

In der Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz» der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde liegt nun auch der Band mit den Häusern aus dem Oberaargau vor: «Das tiefere Berner Mittelland» als dritter Band aus dem Kanton Bern nach dem Oberland und dem höheren Mittelland sowie insgesamt als Band 29.

Die Bauernhausforschung ist dabei dem kunstgewerblich-volkskundlichen Blickwinkel längst entwachsen. Das gilt besonders für diesen Band: Heinrich Christian Affolter und Christian Pfister verfolgen die Entwicklung bis in die Zeit der industriellen Agrarmodernisierung mit den Siedlungshöfen im Zug der Bahn- und Autobahnbauten, die im tieferen

xx-xx_neuerscheinungen.indd 222 17.10.13 11:17

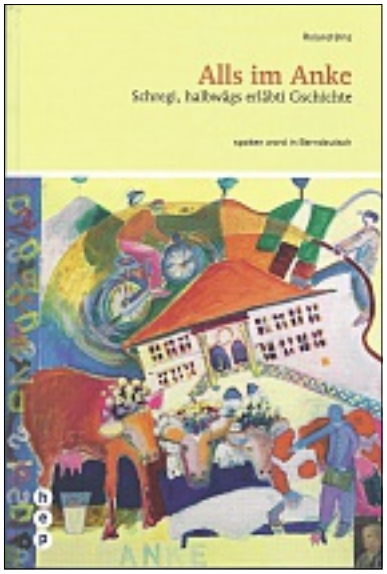
Mittelland ebenso prägend wurden, wie die Lage an den Hauptverkehrsachsen zwischen den Städten ihre Spuren hinterliess. Dabei legten sie einen Schwerpunkt auf die Region um Kirchberg, weil sich Entwicklungen von Verkehrs-, Siedlungs- und Umweltgeschichte dort «einzigartig» verdichten. Die Bauernhäuser werden in ihrer Anlage in Landschaft und Siedlung, in ihrer baulichen Gestalt, aber auch nach wie vor mit ihrem künstlerischen Schmuck dargestellt. Ein besonderes Kapitel erhalten die ländlichen Gewerbebauten wie Wirtshäuser, Getreidemühlen und Käsereien.

Aus dem Oberaargau kommen folgende Bauten zu einer eingehenderen Darstellung: Madiswil, Plattenstrasse 15 (traditioneller Holzstall von 1805, S. 120), Untersteckholz, Sängi 28 (Bauernhaus von 1767, S. 127), Melchnau, Dorfstrasse 78 («Käserstock», S. 170), Aarwangen, Jurastrasse 3 («Tierlihaus», S. 171, 174), Melchnau, Birlihof (Bauernhaus von 1769/1771 und Stöckli von 1814/1815, S. 174), Ursenbach, Richisberg 124a (2004 abgebranntes Stöckli von 1779, S. 212), Langenthal, Allmengasse 4 (Bauernhaus von 1813, S. 212/213), Kleindietwil, Am Wald 14 (Taunerhaus um 1750, S. 239), Wangenried, Dorfstrasse 20b (Mehrzweckbau um 1872, S. 248/249), Kleindietwil, Dorf 59 (ehemaliger Gasthof Bären von 1741/1835, S. 320/321), Herzogenbuchsee, Bernstrasse 17/23 (Wohnstock mit ehemaligem Ökonomieteil von 1794/1795, S. 344–346), Melchnau, Häisiwil 122 (Bauernhaus von 1803, S. 414–419), Oberönz, Bernstrasse 50 (Mühlehof von 1790, S. 486). Sämtliche darüber hinaus erwähnten und abgebildeten Gebäude finden sich über das Orts- und Gebäuderegister, dazu gibt es ein Personen- und Sachregister.

Einen Nachteil hat das wertvolle Grundlagenwerk für den Oberaargau: Weil die Aufteilung zwischen höherem und tieferem Mittelland noch entlang der Grenzen der ehemaligen Amtsbezirke erfolgte, muss man die Bauten aus der Region Huttwil im Band über das höhere Mittelland suchen, der den ehemaligen Amtsbezirk Trachselwald enthält. Das Bipperamt nördlich der Aare muss zudem warten, bis auch der Band über das Seeland und den Jura erscheint.

Jürg Rettenmund

xx-xx_neuerscheinungen.indd 223 17.10.13 11:17



Roland Binz: Alls im Anke. Schregi, halbwägs erläbti Gschichte. Spoken word in Berndeutsch. hep-Verlag, Bern 1912. 184 Seiten und eine CD

Das Buch von Roland Binz ist ein kleines Wunder: Ende 2010 war der ehemalige Gemeindepräsident von Leimiswil in Madiswil schwer verunfallt, auf einem Fussgängerstreifen angefahren worden. Doch das Schreiben wurde ihm während des Heilungs- und Rehabilitationsprozesses von den Knochenbrüchen und der Schädelfraktur zur wichtigen Therapie.
«Bereits als ich noch ganz ans Bett und den Rollstuhl gefesselt war, dachte ich mir Geschichten aus, um das Gedächtnis zu trainieren», erzählt er. Aufschreiben konnte er sie damals noch nicht, das wurde zum nächsten Schritt der Therapie. Nun liegen sie in gedruckter Form vor, ergänzt durch eine CD mit «es paar Müschterli us em Buech». Denn für Roland Binz ist Sprache nicht nur geschrieben, sondern vor allem auch im ursprünglichen Wortsinn gesprochen: «Spoken word in Berndeutsch», wie es im Untertitel des Buches heisst.
Das Spektrum der Geschichten reicht von der Sprachspielerei über Erlebtes und Gehörtes aus der Zeit als Lehrer und Gemeindepräsident bis zur leichtfüssigen Politsatire, die dem Band den Namen gab. Roland Binz verarbeitet und gestaltet aber auch seinen Unfall und die lange Zeit zurück ins Leben danach. Er lässt Personen aufleben, die ihm begegnet sind und ihre Geschichten erzählen, Personen von nebenaus, die erst durch ihn Niederschlag in der gedruckten Sprache gefunden haben, aber auch Bekannte, die ihm viel bedeuten: Der Metzger, Wirt und Kunstsammler Hans Liechti aus Grenchen etwa, über den Binz einen Film anregte. Oder Friedrich Glauser, der Schweizer Kriminalautor, der einen Kurs an der Gartenbauschule Oeschberg besuchte, wo Binz später unterrichtete. Mit ihm verband ihn viel: «Är het gluegt, dass ig nid e blöde Sack wirde, chli gschpürig mit de Lernende umgah, o we si emal, oder minetwäge ou es paar Mal, total dernäbe sy. Ds Mäss am eigete Gring näh. Mol Glouser, du bisch mir e guete Ghilfme.» Mit ihm verbanden ihn aber auch zwei Zufälle: An seinem 50. Todestag hielt er seine Probelektion in Oeschberg, und am 72. Todestag erlitt er seinen schweren Unfall. «Ds Läbe isch mir no mal gschänkt worde. Glungnig, wi's im Läbe cha ga.» Wenn daraus die berndeutsche Mundartliteratur auch noch einen so originellen Impuls erhält wie «Alls im Anke», ist das umso schöner.

Jürg Rettenmund

xx-xx_neuerscheinungen.indd 224 17.10.13 11:17

Andreas Brand: Aaregflüster. Gschichten und Sage vo Wynou, Eigenverlag 2012, 45 Seiten.

Für seine Maturarbeit wählte Andreas Brand ein Thema, das man eher älteren Menschen zuschreiben würde. Er trug Sagen und unheimliche Geschichten aus seinem Dorf zusammen. Tatsächlich gibt es etliche solcher Erzählungen, die sich in Wynau abspielen. Der Gymnasiast ging also auf die Suche und stiess auf Personen, die solche Sagen kannten. Und er wurde auf ein Büchlein des früheren Wynauer Lehrers Werner Lemp aufmerksam gemacht. Darin stiess er auf manch interessante Geschichte.

Aus dem Material entstand schliesslich ein neues Büchlein mit neun Erzählungen, teils in Mundart, teils in Hochdeutsch verfasst. Es ist mit Bildern des Wynauer Malers Hans Käppeli illustriert. Die Geschichten wirken, wie wenn sie eine Wynauerin oder ein Wynauer gerade erzählen würden. So wird vom «Siuberglöggli» berichtet, das in kriegerischen Zeiten in der Aare versenkt wurde. Als drei Burschen versuchen, die Glocke wieder zu heben, geschehen aber unheimliche Dinge. Eine Geschichte dreht sich um die Erzgnapperhöhle, die ein unterirdischer Zugang zum Kloster St. Urban sein soll. Und in der letzten Sage im Buch findet der «Hexenmeister von Riken» ein schreckliches Ende.

Besonders anschaulich: Andreas Brand hat einen Plan angefügt, der die Orte zeigt, wo sich die Geschichten abgespielt haben sollen. Zu jedem «Tatort» ist zudem eine Foto zu sehen, die mit einem kleinen Text den Bezug zu der entsprechenden Sage herstellt.

Herbert Rentsch

Anne-Marie Dubler: Staatswerdung und Verwaltung nach dem Muster von Bern. Wie der Staat vom Mittelalter an entstand und sein Territorium verwaltete – und wie die Bevölkerung damit lebte. Verlag hier + jetzt, Baden 2013. ISBN 978-3-03919-278-6. 374 Seiten

Die Historikerin Anne-Marie Dubler ist die Verfasserin der Oberaargauer Bände in der Reihe «Sammlung schweizerischer Rechtsquellen». Um diese kommt niemand herum, der sich mit der Geschichte des Oberaargaus befasst; sie sind ihm aber auch eine grosse Erleichterung, indem er die wichtigsten Quellen nicht mehr in den Archiven suchen muss,

xx-xx_neuerscheinungen.indd 225 17.10.13 11:17

sondern sie in Buchform findet, inklusive Namen- und Sachregister. Anne-Marie Dubler ist deshalb die beste Kennerin der Oberaargauer Geschichte, umso mehr, als sie auch die Rechtsquellen zum Emmental und zur Stadt Burgdorf und ihren Herrschaften verfasste, die beide im alten Bern in den heutigen Verwaltungskreis Oberaargau hineinreichten.

Mit dem Jahrbuch des Oberaargaus war Anne-Marie Dubler stets wohlwollend verbunden. Sie stellte dem Jahrbuch und seinen Lesern ihr Wissen in verschiedenen Beiträgen zur Verfügung – Beiträge, die ihre fundierte Kenntnis der Quellen eindrücklich unter Beweis stellten. Deshalb fragte die Redaktion des Jahrbuches sie auch an, als es darum ging, im Vorfeld der Diskussionen um den neuen Verwaltungskreis im Jahrbuch 2001 Entstehung, Begriff und Umfang des Oberaargaus im Wandel der Zeit darzustellen. Auch damals war ihre Antwort ein Ja.

Nun hat der Verlag hier + jetzt einen Sammelband mit Aufsätzen von Anne-Marie Dubler herausgegeben. Wenn alt Staatsarchivar Peter Martig in seinem Geleitwort schreibt, diese Beiträge seien nicht leicht zugänglich, so stimmt das für die über den Oberaargau nicht unbedingt: Sämtliche Beiträge aus den älteren Jahrbüchern des Oberaargaus sind auf der Plattform www.digibern.ch im Internet verfügbar. Trotzdem liest sich das neue Werk von Anne-Marie Dubler auch im Oberaargau mit Gewinn: Er bringt nicht nur ein Wiedersehen mit dem Adel im Oberaargau, in dessen Umfeld Bern seine Landesherrschaft aufbauen musste (Jahrbuch 1999), den Herrschaften der Stadt Burgdorf im Oberaargau (Jahrbuch 1996) oder mit den Freiweibeln des Oberaargaus (Jahrbuch 2000). Von direktem Interesse ist auch der Aufsatz über die Adels- und Stadtherrschaft im Emmental des Spätmittelalters, zeigt er doch auf, wie die Grenze zwischen den Amtsbezirken Trachselwald und Aarwangen aus der eigentlich logischeren ursprünglichen Grenze entlang der Wasserscheiden von Emme/Grüene und Langete entstand. Der Aufsatz ist aber auch ein eindrückliches Beispiel dafür, wie Anne-Marie Dubler dank ihrer fundierten Quellenkenntnis die Herausforderung der Quellenarmut meistert. Auch im Beitrag über die Hintersässen und Nichtburger im Emmental kommt mindestens die Region Huttwil zur Sprache, befand sie sich doch bis zur jüngsten Verwaltungsreform im Amtsbezirk Trachselwald und gehörte damit zum Emmental.

Dies alles erhält man im Sammelband eingebettet in den gesamtbernischen Kontext, wobei neben dem Oberaargau und dem Emmental ein

xx-xx_neuerscheinungen.indd 226 17.10.13 11:17

dritter Schwerpunkt in der Region Thun-Oberhofen liegt. Auch für diese hat Anne-Marie Dubler die Rechtsquellen bearbeitet.

Jürg Rettenmund

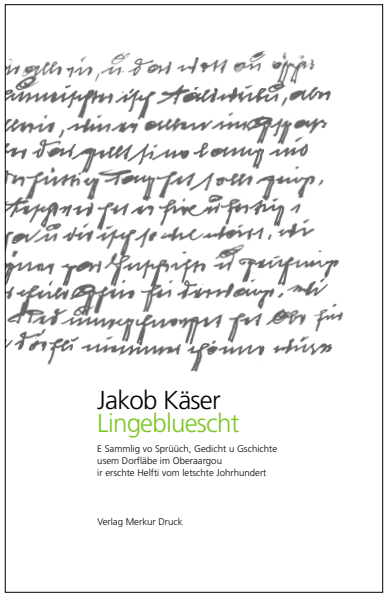
Jürg Hünerwadel: Industriestadt Langenthal. Vom lokalen Cluster zum Firmenkonglomerat. Berner Zeitschrift für Geschichte 3/2012, S. 3–40

Wie lässt es sich erklären, dass gerade in Langenthal zwischen 1860 und 1910 eine Ballung von Industrieunternehmen erfolgte? Und wie stellt sich die heutige Situation Langenthals als Industriestandort dar?
Das sind die leitenden Fragen der Untersuchung von Jürg Hünerwadel, die in der Berner Zeitschrift für Geschichte 2012 erschienen ist. Langenthal bietet dem Autor die Möglichkeit, das wirtschaftstheoretische Modell einer Cluster-Bildung zu überprüfen. In einem ersten Teil der Arbeit skizziert Jürg Hünerwadel den heutigen Stand der wissenschaftlichen Standorttheorien und erläutert den Begriff des industriellen Clusters. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Grundlagen für den starken Industrialisierungsschub, den Langenthal ab 1860 bis zum Ersten Weltkrieg erlebte. Danach wird die Entwicklung bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts auf dem Hintergrund des gesamtschweizerischen industriellen Strukturwandels dargestellt. Schliesslich skizziert Hünerwadel die heutige Situation des Industriestandortes Langenthal.
Der Industralisierungsschub erfolgte in Langenthal vor allem durch die Anbindung Langenthals an das nationale Verkehrsnetz mit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Olten–Bern, dann dank der im Vergleich mit der übrigen Schweiz hohen Bevölkerungsdichte mit einem grossen Reservoir von Arbeitskräften, schliesslich waren die vielen Persönlichkeiten massgebend, welche im 19. Jahrhundert in Langenthal vom vorherrschenden liberalen Geist zu unternehmerischem Handeln angestossen wurden. Ihnen gelang es auch, die Rahmenbedingungen für eine starke Industrie selber politisch zu gestalten.
Bis zum Zweiten Weltkrieg gelang es im Bereich der Textil- und Maschinenindustrie, Langenthal als bedeutenden Industriestandort zu etablieren. Hünerwadel zeigt, wie sich darauf in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etliche Firmen durch eine Konzentration auf Marktnischen erfolgreich dem internationalen Strukturwandel anpassen konnten, obschon sich die Anbindung an den internationalen Verkehr dauernd ver-

xx-xx_neuerscheinungen.indd 227 18.10.13 10:15

schlechterte. Heute ist der Wirtschaftsstandort Langenthal stark abhängig vom Schicksal der ortstreuen Unternehmerfamilien.
«Solange diesen Firmen eine familieninterne Nachfolgeregelung gelingt und sie zugunsten ihres heutigen Standortes in gewisser Weise auf eine Gewinnmaximierung verzichten, mag das ‹System Langenthal› weiter funktionieren» – so das Fazit der äusserst lesenswerten Abhandlung Hünerwadels, die aus einer Bachelor-Arbeit entstanden ist. Sie eröffnet auch neue Perspektiven für die Erforschung der Stadtgeschichte.

Simon Kuert



Jakob Käser: Lingebluescht. E Sammlig vo Sprüüch, Gedicht u Gschichte usem Dorfläbe im Oberaargou ir erschte Helfti vom letschte Jahrhundert. Verlag Merkur Druck, Langenthal 2013. ISBN 978-3-905817-45-4. 242 Seiten und eine CD

Die neue Werkausgabe des Oberaargauer Mundartdichters Jakob Käser hat einen dritten Band erhalten. Auf «Meitlistreik u Chachugschiir – Gedicht u Gschichte us em Oberaargou» und dem Verdingkinder-Roman «Dr Habermützer», ergänzt durch «Gschichte us em Chilespycher», folgte jetzt «Lingebluescht – E Sammlig vo Sprüüch, Gedicht u Gschichte usem Dorfläbe im Oberaargau ir erschte Helfti vom letschte Jahrhundert». Gedruckt wird immer noch bei der Merkur Druck AG in Langenthal, die auch den Verlag besorgt. Federführend war jedoch nun die Gruppe Literatur des Vereins Identität Oberaargau, womit der Dorfschmied von Madiswil (1884–1969) auch auf der regionalen Ebene angekommen ist, auf der er als Verse- und Geschichtenschmied von Bedeutung ist.
Den Fokus legt Simon Kuert, der Präsident der Literaturgruppe, der auch die Einleitung schrieb, auf Geschichten aus dem Madiswiler Dorfleben, das Jakob Käser sowohl mitgestaltete wie auch beschrieb. Das Dorfleben mit seinen Handwerks- und Gewerbebetrieben, seinen Vereinen und seinen Festen. Das Leben in einem Dorf, das, anders als im Oberaargau zum Beispiel Roggwil, lange ein Bauerndorf blieb, obschon es mit der nach Langenthal umgezogenen Firma Ammann auch den Keim für eine Industrialisierung in sich barg. Ein Dorf aber auch, das trotzdem verschwunden ist in eine Welt, die zum globalen Dorf geworden ist, und einer Schweiz, in der auch traditionelles Kulturgut und volkstümliche Sportarten zum Bestandteil einer einzigen Stadt geworden sind.

xx-xx_neuerscheinungen.indd 228 17.10.13 11:17

Diese Welt des Dorfes lebt in den Texten von Jakob Käser wieder auf, besonders wenn diese wie jetzt gezielt für ein Buch ausgewählt werden. Käser zeigt diese Welt von ihren schönen Seiten, bei allem liebevollen Blick auf ihre Originale aber durchaus auch mit ihren Abgründen von Armut und Alkoholelend.
Auch hier ergänzt eine CD das Buch. Simon Kuert liest eine Auswahl von Geschichten und Gedichten – nicht nur aus dem Band, dem sie beiliegt. Aufgelockert und ergänzt werden sie durch traditionelle Volksweisen, für Orgel arrangiert von Urs Flück und gespielt von Danielle Käser.

Jürg Rettenmund

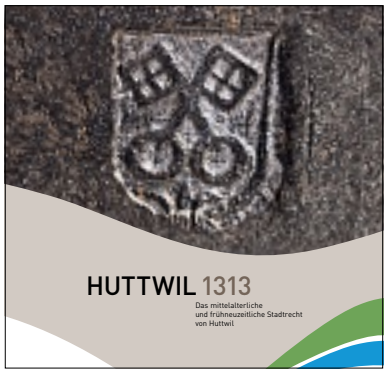
Max Hari – Peter F. Althaus, Bouquet de Fleurs du Mal, Vorwort und Nachwort von Konrad Tobler, edition clandestin, Biel 2012, ISBN 978-3-905297-40-9. 90 Seiten

Die «Fleurs du Mal» von Charles Baudelaire erschienen zwischen 1857 und 1868 in drei Fassungen. Einzelne Gedichte der Sammlung wurden als derart anstössig empfunden, dass sie verboten wurden. «Die Blumen des Bösen» wurden aber zum Inbegriff einer neuen Kategorie der Literatur, die für das Hässliche, Schwierige steht. Anonymität, Verlassenheit, Drogen, Weltschmerz, Überdruss, Prostitution sind die Themen des Menschen in der Grossstadt, die ihn zur Verzweiflung bringen, ihn zerstören können. Diese Welt findet in den Gedichten Baudelaires ihren Niederschlag. Die Radikalität der Texte steht ganz im Gegensatz zum leichtfüssigen Bouquet, das der Titel des Buches verspricht. Sie steht ebenso quer zur an sich spielerischen Art, mit der Max Hari und Peter F. Althaus die Auseinandersetzung mit den Texten arrangieren. Diese erinnert mich an das Flüsterspiel, das Kinder gerne spielen – wir haben es «Telefönerlis» genannt: Das erste flüstert dem zweiten Kind eine Mitteilung ins Ohr, die dann vom zweiten an das dritte weitergeflüstert wird. Das letzte Kind der Kette muss dann laut wiedergeben, was es verstanden hat, worauf das erste mit dem Original herausrückt. Der Vergleich von Anfang und Ende der Kette ist oft überraschend und kann für grosse Heiterkeit sorgen. Im wunderschön aufgemachten, ästhetischen Buch finden wir das Resultat eines solchen «Spiels», indem wir Verse von Baudelaire-Gedichten und Haris Kohlezeichnungen als Reaktion auf die Textteile neben Texten von Peter F. Althaus vergleichen können, wo-

xx-xx_neuerscheinungen.indd 229 17.10.13 11:17

bei die Althaus-Texte rein aus der Betrachtung der Zeichnungen Haris entstanden, ohne Kenntnis des Baudelaire-Ursprungs. Die Texte sind sowohl in französischer Sprache wie auf Deutsch wiedergegeben. So ergibt sich eine Kette:
Französisches Gedicht – deutsche Übersetzung – Bild von Max Hari – Text von Peter F. Althaus – Übersetzung ins Französische. Der anregende Vergleich, das Sich-Einlassen auf das Schliessen der Kette, ergibt ein in dieser Art ganz neues Kunsterlebnis, das im Alltag nachwirken und das Verständnis für die spezifischen Ausdrucksmöglichkeiten von Bild und Wort erweitern kann. Selbstverständlich für Max Hari: Die Zeichnungen sind nicht einfach Illustrationen der Passagen Baudelaires, seine persönliche Auseinandersetzung mit den Texten lässt ihn vielmehr die hervorgerufenen Empfindungen und Assoziationen in spontanen grafischen Notizen festhalten. Spannung, Wandlung, Dynamik und Wechselspiel der Ideen und Inhalte Baudelaires zeigen sich nicht nur in den dargestellten Formen und Gebilden, ebenso finden sich unterschiedlichste Ausformungen der Technik der Kohlezeichnung. Die für Städte und ihre Bewohner dunkle und belastende Feinkohle etwa zeigt sich plötzlich überraschend als feines natürliches Gebilde, das für Wohl und Heil des Menschen stehen kann. Die dazugehörenden Texte von Althaus lassen jeweils erahnen, dass hier zwei ganz unterschiedliche Künstler eine äusserst verwandte Sprache je auf ihre Weise sprechen.

Martin Fischer



Jürg Rettenmund: Huttwil 1313. Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtrecht von Huttwil. Huttwil, herausgegeben von der Einwohnergemeinde 2013. ISBN 978-3-9523983-3-3. 94 S

Anders als seine Oberaargauer Nachbarstädtchen wird Huttwil kaum als mittelalterliches Städtchen wahrgenommen, da äussere Merkmale wie Stadtmauern, Gräben und enge Gassenstruktur fehlen. Sie fehlen als Folge der Stadtbrände von 1537 und 1834, und weil die Gräben ab Ende des 16. Jahrhunderts sukzessive zugeschüttet wurden. Den Stadtbrand von 1834 samt Wiederaufbau beschrieb der Historiker Jürg Rettenmund in seiner «Erinnerungsschrift» von 1984: Strenge Bauvorschriften zwecks Brandschutz veränderten damals das Ortsbild nachhaltig; Planaufnahmen der alten Baulinien enthalten bis auf den befestigten Kirch-

xx-xx_neuerscheinungen.indd 230 17.10.13 11:17

hof keine konkreten Angaben zur einstigen Stadtbefestigung. Gemäss Bildquellen war diese offenbar nach dem Brand von 1537 nicht wieder errichtet worden; diesbezügliche archäologische Untersuchungen waren bis anhin auf einen Einzelfall beschränkt.

Um die Bevölkerung vermehrt für ihre Stadtgeschichte zu motivieren, beschlossen die Einwohnergemeinde und die burgerlichen Korporationen von Huttwil, 2013 eine 700-Jahr-Feier durchzuführen. Hierzu war aber erst einmal eine Ortsgeschichte nötig. Mit dieser Aufgabe, einer breiten Leserschaft die städtische Vergangenheit zu erklären und nahezubringen, wurde Rettenmund als zurzeit bester Kenner der Huttwiler Geschichte beauftragt.

Diese Aufgabenstellung prägt denn auch den eben erschienenen Band «Huttwil 1313», der die Gründung des Städtchens Huttwil im Mittelalter beleuchtet und punktuell seine Entwicklung bis zum Umbruch im 19. Jahrhundert verfolgt. In unkonventioneller Art und mit Sinn für Volkstümlich-Volkskundliches ging Rettenmund auf offene Fragen der städtischen Identität Huttwils ein, so auf die Frage der unbekannten Gründungszeit (S. 7–16), ferner auf jene Ereignisse oder «Meilensteine» zwischen 1340 und 1754, die Huttwils Existenz massgeblich beeinflussten (S. 17–80), weiter auf all jene Aspekte von Stadt und Stadtrecht, die dem heutigen Leser unbekannt sind (S. 37–80), und schliesslich auf den für Huttwil wie für alle Oberaargauer Landstädtchen politisch und fiskalwirtschaftlich schwierig zu verkraftenden Umbruch zwischen 1798 und 1862 (S. 81–90). In journalistischer Art lässt Rettenmund mit Huttwil befasste Autoren in oft seitenlangen Zitaten und Exkursen zu Wort kommen – so etwa die Huttwiler Lehrer Johann und Sohn Ernst Nyffeler mit ihrer «Heimatkunde von Huttwil» (1871, neu ediert 1996) sowie die Fachwelt u.a. mit Archäologen (Gutscher, Baeriswyl) und Historikern (Hofer, Flatt, Studer).

Dazu einige Resultate: Das bis anhin umstrittene Gründungsdatum der Kleinstadt – 1265, 1280 oder 1313 – ist nicht überliefert, doch rechtfertigt 1313 als Datum der Ersterwähnung der Stadt Huttwil die 700-Jahr-Feier. Die Gründung als befestigte Stadt dürfte etwas früher um 1275 in den Jahren der Machtkämpfe zwischen Habsburg und Savoyen anzusetzen sein mit Habsburg als Stadtgründer. Bei den «Meilensteinen» des Städtchens beginnt Rettenmund mit dessen Zerstörung 1340 durch Bern im Gefolge des Laupenkriegs zwischen Savoyen und Bern. Der gewich-

xx-xx_neuerscheinungen.indd 231 17.10.13 11:17

tigste Meilenstein ist indes die Erwerbung Huttwils durch Bern 1408 und dessen Eingliederung in den bernischen Stadtstaat: Erst unter Bern erhielt Huttwil städtisches Recht in Schriftform – Markt (1467), Zoll (1505) und Stadtsatzung (1659). Im Schutz der Pax Bernensia konnte sich Huttwil nach dem Stadtbrand von 1537 erlauben, Mauern und Gräben nicht wieder herzustellen. Ausführlich wird der Bauernkrieg von 1653 und seine Auswirkung auf Huttwil behandelt.

Ein besonderes Anliegen des Autors ist die Darstellung und Erklärung des Stadtrechts, das erst die mittelalterliche Stadt ausmachte – das Recht auf Befestigung, auf Zoll und Umgeld, Markt und Kaufhaus und auf das extramurale Siechenhaus. Zu präzisieren wären Aussagen zu Galgen und Schultheiss: Die Hohe Gerichtsbarkeit mit Stock und Galgen lag unter Kiburg beim Städtchen, kam aber unter Bern 1408 in die Verwaltung des Landvogts von Trachselwald; anders als im Fall Burgdorf gelang es dem Huttwiler Schultheiss nicht, sein Amt in den Rang einer Landvogtei zu erheben. Der Schultheiss war kein Beamter des Städtchens, sondern gemäss der Stadtsatzung ein Beamter Berns, von der Obrigkeit eingesetzt und ihr mit Amtseid verpflichtet. Namens der Obrigkeit sass er dem Niedergericht von Städtli, Herd- und Hofgemeinde vor und bezog die daher fallenden Bussen, von denen Huttwil ein Teil zukam; die hohen Gerichte lagen bei Bern und ab 1516 definitiv in der Verwaltung des Landvogts von Trachselwald.

Der Band vermittelt der einheimischen Bevölkerung in Text und Bild Grundlegendes zum Verständnis ihrer Stadtgeschichte. Dabei griff Rettenmund auch etwa zu Anleihen: So etwa übernimmt er, da Huttwils Mauern- und Gräbensystem archäologisch zu wenig untersucht ist, als Zitat geschickt das Beispiel von Unterseen und Thun, um seiner Leserschaft zu demonstrieren, wie sich die Kleinstadtgründung abgespielt haben könnte. Wie steht es eigentlich um den unbekannten einstigen Kirchenpatron Huttwils? Ist es etwa der Heilige Andreas mit Buch und Andreaskreuz, ein von den Habsburgern aus Burgund importierter Schutzpatron, in der Wappenscheibe des Schultheissen Schindler (S. 67, 71).

Insgesamt hat Huttwil mit dem Band «Huttwil 1313» eine lesenswerte und anregende Stadtgeschichte erhalten. Ein zweiter Band zur Dokumentation des Festjahrs 2013 wird folgen; dieser wird auch die noch fehlende Geschichte der Märkte bis heute enthalten.

Anne-Marie Dubler

xx-xx_neuerscheinungen.indd 232 17.10.13 11:17

Walter Ryser: SC Langenthal – Das Meisterbuch Saison 2011/2012, artext GmbH, Büro für Kommunikation und Design, Langenthal 2012. 128 Seiten.

In der Saison 2011/2012 wurde der SC Langenthal National League B Schweizermeister. Sportjournalist und Eishockey-Fan Walter Ryser lässt in seinem Buch über den SC Langenthal und die gelungene Saison vor allem Bilder sprechen. Im Querformat A4 sind auf farbigen Bildern Impressionen der intensiven Mannschaftssportart auf Eis festgehalten: Jubelszenen, defensives Gerangel, Torhüterparaden, Zuschauergesänge, SCL-Tore, Kampfeinlagen mit Ringrichter (Schiedsrichter) dazwischen, aggressive Trainergesten und immer wieder Jubelszenen in Blau-Gelb. Die Farbfotos dominieren das (meisterliche) Werk und werden nur gelegentlich durch Textseiten abgelöst, worin die Entstehung der Erfolgsgeschichte mit träfen Worten beschrieben wird. Walter Ryser blickt auch hinter die Kulissen und lässt neben bekannten, prominenten Personen (Hans-Jürg Käser, Klaus Zaugg, Ueli Schwarz, Thomas Rufener und Stephan Anliker) auch Materialwart Jürg Hegi, Masseur Martin Bühlmann oder Fotograf Marcel Bieri zu Wort kommen. Gegen Ende des Buches mehren sich die Buchstaben. Wer die Emotionen der erfolgreichen Saison noch einmal durchleben will, kann sich mit der kompletten Statistik ab Playoff-Viertelfinal auf den letzten Seiten des Buches seine eigenen Bilder machen.

Ueli Reinmann (ehemaliger SCL-Junior)

xx-xx_neuerscheinungen.indd 233 17.10.13 11:17

xx-xx_neuerscheinungen.indd 234 17.10.13 11:17